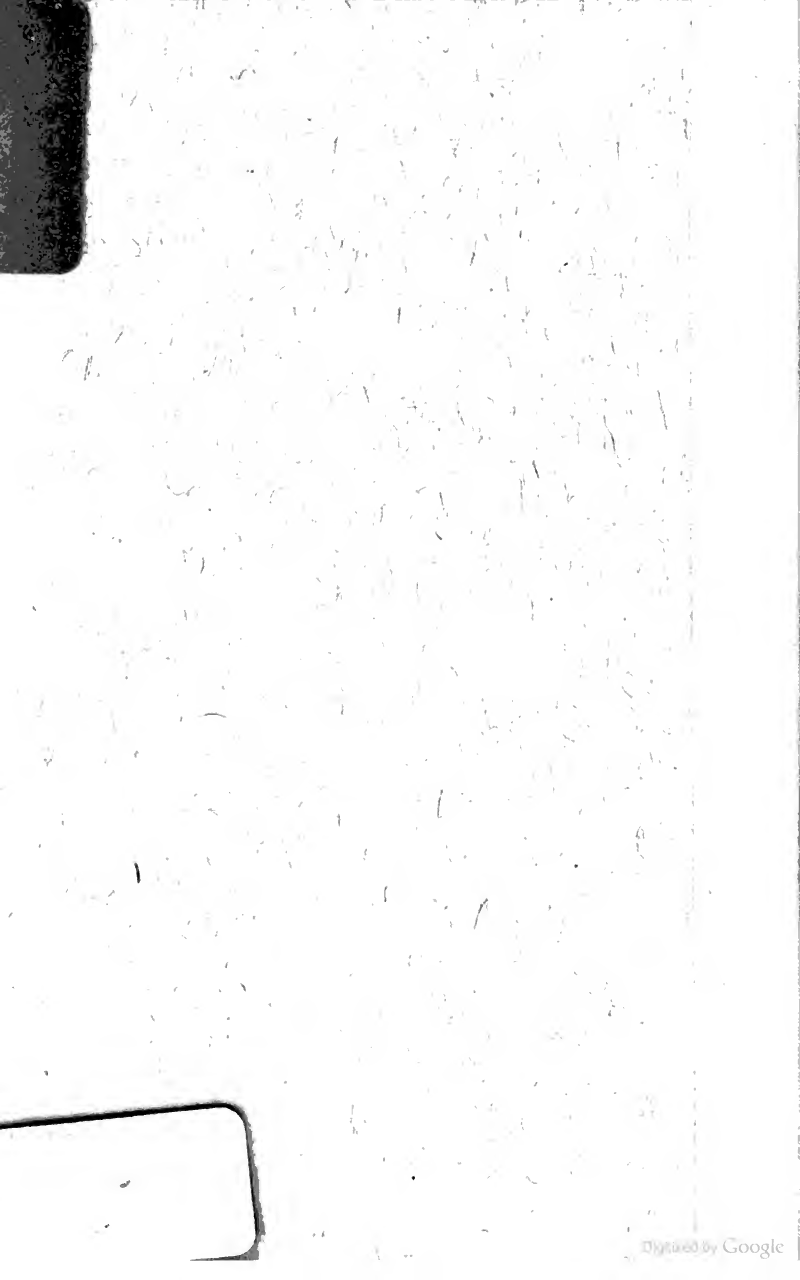
Aus der alten & neuen Welt

Karl Knortz





Aus der alten & neuen Welt.

Bunter Kram

von

Karl Knortz.

„Was eine lange, weite Strecke
Im Leben von einanderstand,
Das kommt nun unter einer Decke
Dem guten Leser in die Hand."
Goethe.



München 1892.

Druck und Verlag der Münchner Handelsdruckerei
und Verlagsanstalt M. Poeßl.









Inhaltsverzeichnis.

Seite

Tagebuchblätter aus der alten und neuen Welt.

Mein erster Liebesbrief 3
Das Gespenst 18
Notlügen 30
Die Kindsmörderin 42
Der alte Hamburger 47

Aus dem amerikanischen Westen.

Auf einer Lehrerkonferenz in Wisconsin 57
Das Staatsgefängnis in Wisconsin 62
Von Chicago nach Omaha 67
Wie man in Amerika im Handumdrehen Geistlicher werden kann 71
Ein Vormittag in Poe's „Rabenhaus" 86
Hexerei in Pennsylvanien 92
Das war ein Virginier 97
Temperenz in Amerika 103
Unter amerikanischen Schöngeistern 109
Eine unheimliche Episode 125

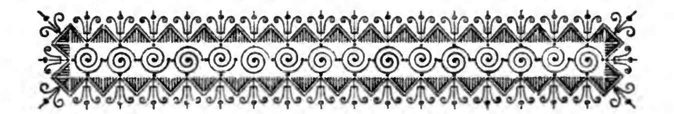
Geistliches und Weltliches.

Das Gesangbuch der Rappisten 148
Man muß sich zu helfen wissen 161
Eine Schneidergeschichte mit glücklichem Ausgang 168
Ein rheinländischer Volksgebrauch 174
Schneidergeschichten 182
„De Müse" 190

Undankbare Sängerbrüder 196
Die Spektakelstraße in New-York 205
Ein amerikanischer Beitrag zur Geschichte der Druckfehler 210
Auch ein Schulbuch 217
Der Hochzeitschampagner 224
Ein pennsylvanisch-deutscher Höllenzwang . . . 233
Unterseeische Schatzgräberei 241
Ein schlafender Prediger 246
Vor dem Weltuntergang 250
Die Schafskopfkirche 256
Eine erfolgreiche Kur 267
Wie der Doktor Swinecke seiner alten Heimat einen Besuch abstattete 275
Wie der Doktor Swinecke sein 25jähriges Jubiläum feierte 282
Die Predigerwahl 295



Tagebuchblätter
aus der alten und neuen Welt.



Mein erster Liebesbrief.

Wenn der dümmste Bauernknabe, der außer der Bibel und dem Katechismus und höchstens noch aus einem vergilbten hundertjährigen Kalender seine Bildung schöpfte, das Privilegium hat, noch ehe er den Konfirmationsrock anzieht, der gewöhnlich so eingerichtet ist, daß er späterhin auch als Hochzeitsrock dienen kann, seinen Schatz zu besitzen und ihr allerlei idyllische Aufmerksamkeiten zu erweisen, sollte man da nicht einem vielversprechenden Gymnasiasten, einem Tertianer sogar, das Recht stillschweigend einräumen, wenigstens seine stille Liebe, „von der Niemand nichts weiß“, und die täglich seine Gedanken und nächtlich seine Träume beschäftigt, zu besitzen? Er hat zwar allerdings nicht die „Ars amandi“ mit professorlicher Bevormundung im Originaltext gelesen; aber dies ist auch nicht nötig, um errötend ihren Spuren folgen und vorzeitig den Himmel offen sehen zu können, auch wenn er, wie es z. B. mir geschah, niemals von ihrem Gruß beglückt wird. Er ist dafür aber im Schiller

bewandert und findet in dessen „Jüngling am Bache“ eine verwandte Seele; er kennt auch Geibel's Verse von dem Herzen, das still in Liebe glüht und fromm zum ersten Male liebt und an dem man deshalb nicht rühren soll, weil es das einzige unentweihte Plätzchen auf dem Erdenrund ist.

Den ersten Liebesstrahl, der sich dem angehenden Jüngling oder Knaben in das leicht empfängliche, zur Schwärmerei geneigte Herz senkt; die ersten Verse, die er der Geliebten mit großer Anstrengung und mit Verachtung der metrischen Gesetze schreibt, aber nicht überreicht; die erste Cigarre, die er heimlich hinter der Stadtmauer raucht, vergißt er nie, auch wenn er so alt wie Methusalem würde. Und wenn er auch mit dem bereits erwähnten Bachjüngling späterhin eine Jeremiade über die Nichtbefriedigung seiner Wünsche anstimmen muß; wenn er ausgefunden hat, daß seine gereimten Jugendsünden längst einem prosaischen Philister zur Einwickelung einer Wurst oder eines starkriechenden Limburgers gedient haben und wenn sich auch an seine erste Cigarre die katzenjämmerliche Erinnerung knüpft, er möchte diese Erinnerungen, auch wenn er inzwischen längst selber ein dem Utilitätsprinzip huldigender Philister geworden ist, doch für keinen Preis aus seinem Gedächtnisse streichen. Wenn wir schon lange mit dem nackten Flammenschwerte der Wirklichkeit aus dem Paradies der Jugend getrieben worden sind, so denken wir noch immer gerne

der verbotenen Früchte, die wir damals genossen. Späterhin, nachdem wir längst erfahren haben, daß nicht alle Blütenträume reifen, kommen uns die Sorgen und Aengsten unserer Sturm- und Drangperiode fast unbegreiflich vor, wir lächeln stille über unsere Jugendeseleien und sind natürlich besorgt, unseren Nachkommen dieselben ersparen zu helfen.

Um nun nicht in das Moralisieren zu geraten, will ich lieber meine Geschichte beginnen. Also die Liebe, jener gewaltige, trotz aller Romanschriftsteller und Psychologen noch immer unerklärliche furor divinus hatte von meinem Herzen Besitz ergriffen und zwar nachdem ich dem holdseligen Mägdlein nur einmal aus der Ferne in die Augen geblickt hatte. Ich wußte damals nicht, wie sie hieß und was sie war; nur das wußte ich augenblicklich, nämlich, daß ich sie unwiderstehlich liebte; das andere fand ich späterhin durch vorsichtig an meine Mitschüler gerichtete Fragen aus. Sie, — ich will die Betreffende hier einfach mit diesem Fürworte benennen — war die älteste Tochter eines hochgestellten, an Einkommen armen, aber an Kindern desto reicheren preußischen Beamten und aus diesem Umstande zog ich den kühnen, aber vollständig berechtigten Schluß, daß sie dereinst eine tüchtige, sparsame Hausfrau werden würde; auf das Praktische gerichtete Gedanken hatte ich trotz aller Schwärmereien doch schon damals. Sie war zwar ein Jahr älter als ich und nach aller mensch-

lichen Berechnung wäre sie also längst eine alte Jungfer geworden, ehe ich in den Stand gesetzt war, sie als Frau heimführen zu können; doch hatte diese Frage durchaus keinen ernüchternden Einfluß auf meine aufrichtige Liebe zu ihr und überließ ich die Beantwortung derselben vertrauensvoll der Zukunft.

Je öfter ich sie sah — und bald wußte ich ganz genau, wo ich ihr zur bestimmten Zeit begegnen mußte — desto stärker ward meine Liebe zu ihr und desto schwächer meine Courage, mich ihr unter irgend einem Vorwande, so viele Pläne ich auch für diesen Zweck inzwischen ausgeheckt hatte, zu nähern. Bange ersehnte Gelegenheiten boten sich allerdings wirklich, aber ich ging ihnen jedesmal zaghaft aus dem Wege und machte mir nachher wochenlang die bittersten inneren Vorwürfe darüber.

Nun hatte ich einen treuen, zuverlässigen Freund, der ein entfernter Verwandter meiner Heißgeliebten war und der auch öfters in ihrem elterlichen Hause verkehrte. Da mich derselbe auch einst in seine Herzensangelegenheit einweihte und überhaupt eine brave, aufrichtige und gutherzige Seele war, so faßte ich denn Courage und erzählte ihm auch von meiner ersten Liebe.

„Hast du schon mit ihr gesprochen?“ fragte er mich.

„Noch kein Sterbenswörtchen.“

„Weiß sie denn, daß du dein Auge auf sie geworfen hast?“

„Ich hoffe es, glaube es aber nicht: denn ich habe ja noch nicht die geringste Gelegenheit gehabt, mich ihr zu nähern und weiß überhaupt auch nicht, wie ich es anfangen soll, sie meine Neigung erraten zu lassen.“

„Das ist doch das einfachste Ding auf der Welt. Du schreibst ihr einen Brief; ich mache den postillon d'amour und überreiche ihr denselben heimlich am nächsten Sonntag-Nachmittag; das Andere macht sich dann schon von selber.“

Das ist praktisch, dachte ich und schlug mir vor den Kopf, weil mir trotz alles Sinnens und Ueberlegens dieses einfache Mittel nicht eingefallen war. Ein Brief — ja darin kann man sich ohne zu stocken oder sonstwie in Verlegenheit zu geraten, doch ungehindert aussprechen und daß dies einmal geschah, war nachgerade nötig, denn meine Liebesgedanken befanden sich bereits seit einem halben Jahre in einem bedenklichen Konflikt mit meinen Gymnasialstudien.

„Gut“, sagte ich; „ich schreibe einen Brief und verlasse mich auf deine Diskretion.“

Am Nachmittage des folgenden Sonntags sollte der Brief fertig sein und alsdann wollte ihn mein Freund bei seinem Besuche in dem betreffenden Hause meiner Angebeteten heimlich in die Hand geleiten lassen.

Das Erste, was ich nun that, war, daß ich zu einem Schreibmaterialienhändler ging und für fünf Silbergroschen — immerhin schon viel Geld für einen Tertianer — einen schönen Briefbogen mit Goldschnitt und einem großen Vergißmeinnicht darauf kaufte. Dann setzte ich mich unbeobachtet in unser einfaches Gartenhäuschen und sann auf der steinharten Bank lange hin und her, was ich eigentlich schreiben sollte. Es waren uns im Gymnasium schon vielerlei schwierige Themen für deutsche Aufsätze gegeben worden und die Ausarbeitung derselben war mir stets verhältnismäßig leicht geworden: über das süße Graun und geheime Wehn der Liebe zu schreiben, war jedoch, wie ich ausfand, schwieriger als ich anfangs dachte. Ich wollte von meinem projektierten Briefe erst einen allgemeinen Entwurf machen, ihn dann sorgfältig korrigieren und dann fein säuberlich auf meinen teuren Briefbogen schreiben; aber ich kam damit nicht von der Stelle. Sobald ich nur die Feder anrührte, zitterte meine Hand und es schien mir gleichsam eine Entweihung meiner innigsten und heiligsten Gefühle zu sein, wenn ich dieselben dem toten Papier anvertraute. Ich sann, sann und sann, brachte aber auch nicht einmal aus lauter Aufregung einen einzigen Satz zusammen, mit dem ich so recht zufrieden war. Was mich bei dieser Kraftanstrengung doch am meisten quälte, war erstens die Anrede der Geliebten und zweitens ein passender Anfang des Briefes; das

Uebrige hätte ich am Ende doch noch fertig gebracht, wenn ich nicht plötzlich zum Abendessen gerufen worden wäre.

Am Abende machte ich eine einsame Mondscheinpromenade und setzte mich mehrmals, mit dem Bleistift und Papiere in der Hand, auf eine Bank, um meinen Gefühlen passenden Ausdruck zu verleihen. Hatte ich nun vorher wirklich in Gedanken einen gut stilisierten Satz gebildet, so verschwand er, sobald ich ihn auf das Papier bringen wollte, wie das Kasperle eines Puppentheaters. An mir äußerte der Mond wenigstens seinen alten historischen Einfluß auf verliebte Seelen nicht, kurzum, ich vermochte wiederum nicht, die Gedanken, welche durch das Labyrinth meiner Brust wandelten, in Worte zu kleiden.

So nahte also resultatlos der bewußte Sonntag-Nachmittag und ich mußte mir wegen meiner beispiellosen Schüchternheit und Zaghaftigkeit von meinem in solchen Dingen beherzteren Freunde eine derbe Strafpredigt halten lassen. Als er damit fertig war und sah, daß ich noch immer unentschlossen dastand und ein gar klägliches Gesicht machte, sprach er:

„Halt, ich weiß Rat; da fällt mir ja ein wahrhaft klassischer Gedanke ein! Du weißt doch, daß meine älteste Schwester mit Baron C., einem Offizier der hiesigen Besatzung und beiläufig gesagt, einem hochnasigen, eingebildeten Erzlumpen, seit geraumer

Zeit ohne elterliche Bewilligung eine Liebschaft unterhält; diese beiden schreiben sich zahlreiche Briefe und ich habe kürzlich entdeckt, daß meine Schwester einen „Briefsteller für Liebende“ besitzt und denselben hinter ihrem Nachttische versteckt hält. Dieses Buch bringe ich Dir das nächste Mal mit; Du kannst es alsdann durchlesen und einen Deinen Gefühlen entsprechenden Brief daraus abschreiben.“

Daß solche praktische Bücher überhaupt existirten, hatte ich mir bisher in meiner Unschuld doch nicht träumen lassen und so nahm ich dann auch bereitwillig diese Offerte an.

Am nächsten Tage brachte er mir auch wirklich diesen Tröster in meiner Liebesqual. Allem Anscheine nach war dieses Buch schon sehr fleißig gebraucht worden; viele Briefe darin waren mit einem Kreuze bezeichnet, vielleicht zu dem Zwecke, daß die Schreiberin keinen Irrtum begehe und sich desselben Briefes noch einmal bediente. Eiligst versteckte ich das Buch unter das Bett und wartete ungeduldig die Zeit ab, wann ich dasselbe, ohne einen elterlichen Ueberfall befürchten zu müssen, gründlich durchsehen konnte. Da in jenem vortrefflichen Buche alle Herzensregungen vom verschämten zarten Anfange an bis zur vollendetsten Reife mustergültig geschildert waren und der Inhalt systematisch geordnet war, so hatte ich auch bald einen Brief gefunden, wie ich ihn wahrhaftig nicht passender und schöner hätte wünschen können. Es kostete mir

große Mühe, ihn so abzuschreiben, daß man das Zittern meiner Hand nicht bemerkte. Dann steckte ich ihn in ein Couvert und wartete ungeduldig auf den nächsten Sonntag, an dem er in die Hände meiner Angebeteten gelegt werden und sich mein Schicksal entscheiden sollte.

Doch je näher dieser Tag heranrückte, desto unheimlicher ward es mir zu Mute. Das „Hangen und Bangen in schwebender Pein“ war ein eigentümliches Gefühl; wäre es, dachte ich, nicht ratsamer, den Brief zu zerreißen? Wer weiß, welches Unheil er anrichtet, wenn er zufällig in die Hände des gestrengen zukünftigen Schwiegervaters fällt! Derselbe wird durchaus keine Allotria mit seiner Tochter treiben lassen; er wird vielleicht das corpus delicti dem Gymnasialdirektor, mit dem er ja so intim befreundet ist, vorlegen und dann werde ich schon von meinen Liebesgedanken kurirt. Kurz, es summten mir die gräßlichsten Gedanken durch den Kopf und die Nacht konnte ich vor lauter Aufregung nicht schlafen.

Den Brief aber zerriß ich nicht und als der Sonntag kam und es, wie ich so sehnlich erwartete, keine Mühlsteine regnete, sondern vielmehr sehr schönes Wetter war, kam auch mein Freund und verlangte den Brief. Ich hatte ihn, wie ich ihm sagte, verlegt, fand ihn aber endlich doch und überreichte ihn ihm auch zur Weiterbeförderung. Er sah mein Zögern und meinen Wankelmut und um der drohenden

Aenderung meines Entschlusses vorzubeugen, eilte er auch gleich fort und überhörte meine Bemerkung, daß ich ihm noch eine äußerst wichtige Mitteilung zu machen habe, ganz und gar.

Als ich nun allein war, kam es mir vor, als habe ich mein Todesurteil geschrieben und nach dem Scharfrichter gesandt, um es auszuführen. Ich lief wie besessen in meinem bescheidenen Zimmer auf und ab und hörte und sah nichts mehr. Ich versuchte, da meine Eltern ausgegangen waren, eine Cigarre zu rauchen, aber sie wollte nicht brennen; unser alter, treuer Phylax blickte einmal in meine Bude, sah mich verwundert an und dann schlich er sich langsam und leise wieder fort. Unsere Magd kam mehrmals herauf geeilt und fragte besorgt, ob dem jungen Herrn etwas gefällig sei.

Die Aufregung, die ich an diesem Nachmittage erlebte, gönne ich meinem schlimmsten Feinde nicht. Auf einmal klopfte es laut an meine Thüre und ohne das selbstverständliche Herein abzuwarten, trat mein Freund mit freudestrahlendem Gesichte ein.

„Sie ist Dein!“ rief er.

„Wie? Was?“ stammelte ich.

„Sie ist Dein, sage ich nochmals!“

„Wie so? Erkläre Dich!“

„Sie hat gelächelt! Ihre Familie hatte heute großen Damenbesuch; da war die langnäsige Frau Amtmännin, die kugelrunde Gymnasialdirektorin,

die kokettirende Frau des neuen Assessors, kurz, da war die ganze weibliche haute volée unseres Städtchens um den Kaffeetisch versammelt und unterhielten sich auf das lebhafteste. Ich suchte es nun so einzurichten, daß mir Dein Schatz in einem Vorzimmer allein begegnen mußte und da steckte ich ihr denn heimlich Deinen Brief zu und grüßte sie recht herzlich von Dir. Sie verbarg ihn schnell unter ihrer Schürze und da ich in der Gesellschaft der alten Klatschbasen doch nur das fünfte Rad am Wagen war und meinen Auftrag glücklich ausgerichtet hatte, so eilte ich so schnell wie möglich zu Dir zurück."

„Was hat sie denn gesagt?"

„Nichts hat sie gesagt; gelächelt hat sie. Erwartest Du wohl einen noch versprechenderen Anfang Deiner Liebschaft?"

Da habe ich wirklich auch seelenvergnügt gelächelt. Das Klagen und Jammern kam später.

Es ist so bei civilisirten Menschen ein allgemeiner Gebrauch, jedem anständigen Menschen auf einen anständig gehaltenen Brief eine Antwort zukommen zu lassen, und da man mir und meinem Schreiben doch keine bösen Absichten unterschieben konnte, so war ich wohl berechtigt, im Lauf einiger Tage ein paar Zeilen zu erwarten. Da nun eine Antwort auf ein Schreiben, wie das meinige, immerhin sorgfältig überlegt werden mußte und die Geliebte sicherlich darin noch keine Uebung hatte und ihr

auch nicht wie mir ein nützlicher „Briefsteller für Liebende“ zur Verfügung stand, so erwartete ich auch dieselbe wenigstens vor Ablauf einer Woche nicht; dann aber fing mir doch allmälig an die Zeit lang zu werden.

Eine zweite, lange und bange Woche verging und immer noch kam keine Antwort. Aengstlich sah ich täglich dem Briefträger auf seiner Runde nach; aber er kehrte bei mir nicht ein und auch mein Freund konnte sich dieses Stillschweigen nicht erklären. Nachts floh mich der Schlaf und wenn ich am Morgen zur Schule mußte, kam es mir vor, als befände ich mich auf dem Wege zu meinem Richtplatz. Ich sah so bleich aus wie der Mondschein und meine Eltern glaubten, ich studire zu viel. Hätten sie nur meine Lehrer gefragt, so wären sie bald eines Anderen, aber keines Besseren belehrt worden.

Ach, es war wirklich eine gar traurige Zeit. Es kam mir vor, als ob mich mehrere meiner Bekannten oft von der Seite her betrachteten und dann lächelten. Als ich meinen Freund zum letzten Male fragte, ob er mir denn gar keine Auskunft über die Wirkung meines Briefes geben könne, lächelte er auch verstohlen.

„Du hast wohl den Falschen gespielt und meinen Brief behalten!“ rief ich entrüstet.

„Das war aber grob von Dir!“ entgegnete er; „ich versichere Dir auf Ehr' und Seligkeit, daß ich ihn an die richtige Adresse abgeliefert habe.“

Dabei lächelte er wieder.

„Lachst Du vielleicht über mich?“ brauste ich ihn an.

„Nicht im Geringsten. Aber wenn Du mit aller Gewalt das Schicksal Deines Briefes erfahren willst, so kann ich es Dir mitteilen und das Beste für Dich ist es alsdann, ebenfalls zu lachen. Bist Du auch standhaft genug, es anzuhören?“

„Nur zu, ich höre schon!“

„Ich gab also Deinen Brief heimlich ab. Die schöne Kleine las ihn auch heimlich und zwar gleich nach dem Empfange. Als sie nun darauf wieder in die Gesellschaft der alten, elenden Kaffeeschwestern trat, bemerkte ihre Mutter, daß eine auffallende Veränderung mit ihr vorgegangen war und fragte sie nach dem Grunde, worauf sie lächelte.“

„Das verdammte, ewige Lächeln!“

„Dann hat sie die Tochter beiseite genommen und ihr so lange zugesetzt, bis sie ihr den Brief ausgeliefert hat.“

„O, ihr Berge fallt über mich!“

„Das ist noch lange nicht Alles; es kommt noch viel schlimmer. Dann ist das arme Mädchen in die Küche geschickt worden und die Alte hat Deinen Brief genommen und ihn allen Kaffeebasen vorgelesen —“

„Freund, halt ein! Das ist zu viel für mich. O, wenn mich doch die Erde verschlänge, oder mich ein Blitz in unzählige Atome zerschmetterte!“

„Die alten Schachteln sollen sich fast krank gelacht haben; eine hat sogar in ihrer Erregtheit die Kaffeetasse fallen lassen!“

„Um Gotteswillen, sei nun ruhig! Das überlebe ich nicht!“

Was wir nachher noch gesprochen haben, weiß ich nicht mehr. Ich glaube, er erwähnte auch noch, daß die Gymnasialdirektorin ihrem Gemahle von meinem reizend stilisierten Liebesbriefe erzählt habe, doch ist der gestrenge Pädagog ausnahmsweise einmal vernünftig genug gewesen, mich deshalb nicht in's Gebet zu nehmen.

Ich war auf einmal aus allen meinen Himmeln gefallen; eine Abkühlung hatte ich im Grunde wohl verdient, aber diejenige, die mir zu teil ward, war denn doch, wie der unparteiische Leser eingestehen muß, ein bischen zu stark. Ich habe sie allerdings ertragen, fragt mich aber nicht, wie?

Monatelang geberdete ich mich so, daß alle Leute glaubten, es sei nicht mehr richtig mit mir. Man bedauerte mich aufrichtig. Es währte ein ganzes Jahr, ehe ich wieder Mut gefaßt hatte, einen Gang durch die Straße, wo die Urheberin meines Unglückes wohnte, zu wagen. Vorher hatte ich für Schiller's „Räuber“ geschwärmt, nun aber las ich „Werther's Leiden“. Glücklicherweise besaß ich die Ausgabe, in welche Goethe die Mahnung geschrieben hatte, ein „Mann zu sein und ihm nicht nachzufolgen.“

Meine Angebetete sah ich nie wieder. Ich hatte nicht nötig, mit dem Virgil'schen Damötos die Winde zu bitten, die Versprechungen der Galatea vor die Ohren der Götter zu tragen, denn sie hat mir nie etwas versprochen; sie hat überhaupt in ihrem ganzen Leben kein einziges Wort mit mir gesprochen.

Der Pessimist Hartmann behauptet, daß die aus der ersten Liebe hervorgegangenen Ehen fast ausnahmslos unglücklich seien; ich hoffe und wünsche schließlich nur, daß das liebe Mädchen niemals in die Lage gekommen ist, die Nichtbeantwortung meines ersten Liebesbriefes bedauern zu müssen.

Das Gespenst.

Mein Vetter Emil war ein lustiger, lebensfroher Geselle, der schon als Gymnasiast Wein, Weib und Gesang liebte und dadurch hinlänglich bekundete, daß er hier auf Erden zu einem priesterlichen Nachfolger Luthers bestimmt sei. Und das Merkwürdige geschah — er, der freisinnige, zu allen tollen Streichen stets aufgelegte junge Mann, der seines einnehmenden Wesens und seiner sonstigen Gaben wegen sicherlich sein Glück als Mediziner, was er auch nach dem Rate seines Vaters hätte werden sollen, gemacht haben würde, erklärte zum Erstaunen aller seiner Bekannten an dem Tage, an dem er sein Abiturientenexamen überstanden hatte, er wolle Theologie studieren und evangelischer Geistlicher werden.

An der nötigen natürlichen Rednergabe fehlte es ihm nicht; aber dieselbe hätte er ja auch als Advokat verwerten können; nein, er wollte nun einmal Pfarrer werden, wozu es ihm jedoch nach der Ansicht seiner Eltern an dem allerwichtigsten Requisit, nämlich an gläubiger Frömmigkeit, fehlte. Doch betreffs dieses Punktes war mein Vetter gänzlich unbesorgt; wenn ich einmal, pflegte er zu sagen, mit Gottes gnädigem Beistande Pfarrer geworden bin und eine schöne, ruhige Stelle habe, wird sich der Glaube auch schon einstellen.

So kam es denn auch wahrhaftig. Als er sein akademisches Triennium und mit demselben sein Examen erfolgreich hinter sich hatte, erhielt er eine einträgliche Predigerstelle in einem Dorfe und donnerte dann wie der verbissenste Zelote jeden Sonntag von der Kanzel über die Verruchtheit der Menschen herab, daß es seinen Bauern oft himmelangst in der Kirche wurde. Der neue Pfarrer, sagten sie unter sich, weiß ja von nichts als von Hölle und Teufel zu reden und scheint unser Dorf für ein zweites Sodom oder Gomorrha zu halten.

Wie man nun einem bissigen Hunde zur Beschwichtigung manchmal gerne ein Stück Fleisch vorwirft, so brachten die alten Bauernweiber, die bereits mit einem Fuße im Grabe standen, gerne dann und wann eine Flasche Wein oder, wenn es die Jahreszeit erlaubte, einen frischen, reichlich mit Zucker bestreuten Zwetschgenkuchen ins Pfarrhaus; oder, sie schickten ihm auf Weihnachten einen schön verzierten Schlafrock, wofür sie das Geld ohne Wissen der stärkeren Ehehälfte gesammelt hatten. Und um diese Festzeit ließ sich dann gewöhnlich der gestrenge Herr Seelsorger dazu bewegen, in seinen Predigten durchblicken zu lassen, daß für die Sünder doch noch „eine Ruhe“ vorhanden sei. Item, mein Vetter spielte seine Rolle konsequent und stand sich recht gut dabei.

Er hatte mich schon öfters eingeladen, ihn doch in seinem idyllischen Pfarrhause einmal zu besuchen,

um, wie er schrieb, wieder einen vernünftigen Menschen zu sehen und von anderen Dingen als Hölle und Verdammnis zu reden. So machte ich mich denn einstens an einem schönen Herbsttage nach seinem Dorfe, das übrigens nur zwei Stunden von meinem Wohnorte entfernt war, auf.

Dort angekommen, führte er mich gleich in sein Studierzimmer, den gemütlichsten Platz, wie er sagte, in der ganzen Umgegend. Er hatte eine herrliche Bibliothek; von theologischen Werken fand ich blos solche darin, die für einen Seelenhirten, der es sich mit der Ausarbeitung seiner Predigten so leicht und bequem wie nur möglich machen will, unbedingt nötig waren; aber eine herrliche Sammlung von schönwissenschaftlichen Werken besaß er und war auch, wie es sich bald im Gespräch herausstellte, außerordentlich darin belesen. Besondere Aufmerksamkeit hatte er auch den neueren philosophischen Schriftstellern, welche den Monismus verraten, gewidmet und was mich sehr erstaunte, er schien ganz und gar ihrer Ansicht zu sein und sprach sich überhaupt darüber ganz ungeniert aus.

„Aber", warf ich ein, „wie kannst Du diese Ansichten mit Deinem Berufe vereinigen? Du darfst doch Sonntags Deinen Bauern nicht etwa vorpredigen, daß der Unterschied zwischen Geist und Körper oder Kraft und Stoff nur ein sprachlicher, keineswegs aber ein realer sei; Du darfst nicht sagen, daß

die Biebel nur eine Sammlung historischer Dokumente und ethischer Vorschriften sei — kurzum, Du darfst überhaupt Deine eigentlichen Gedanken öffentlich nicht in Worte kleiden; Du mußt Sonntags lügen, daß sich die Balken krümmen und ich kann gar nicht begreifen, wie Du Dich in solcher Stelle überhaupt so glücklich fühlen kannst.

„Da bist du aber", entgegnete er lächelnd, „in der eigentlichen Lebensphilosophie noch wenig bewandert. Nenne mir doch irgend eine Berufsart, die einem Menschen, der überhaupt reussieren will, den Luxus gestattet, stets unverhohlen seine innere Ueberzeugung auszudrücken? Darf es der Arzt thun, ohne seine materiellen Interessen zu gefährden? Muß er nicht jedem, besonders aber dem reichen Patienten nach dem Munde sprechen, wenn er seine Praxis erhalten oder eine aufbauen will? Besteht nicht die Hauptkunst der Advokaten in der schlauen Verdrehung des Rechtes? Mein lieber junger Freund: Die Wahrheit kann nur Der aussprechen, der von der Gunst der Masse unabhängig ist, oder der, mit anderen Worten, von den Zinsen seines Kapitals leben kann. Letzteres nun ist mir nicht möglich; da nun aber einmal in der Welt, die ich mir ja doch nicht malen kann, wie ich sie gerne hätte, gelogen, d. h. gegen die eigene, bessere Ueberzeugung gesprochen werden muß, so will ich es wenigstens auf die allerbequemste Art und Weise thun. Es ist im Grunde

alles Geschäft. Der Advokat sieht sich oft in die Lage versetzt, Vagabunden, die er in seinem Innern schon längst in das Zuchthaus gewünscht hat, als die verfolgte Unschuld hinzustellen, ohne daß er sein öffentliches Ansehen dadurch untergräbt; der Arzt befindet sich noch öfters in der Lage, die Wahrheit verhehlen zu müssen; warum soll nun gerade der Prediger getadelt werden, daß er einfach thut, was seines Amtes ist und seine Privatmeinung für sich behält? Nehme ich den Bauern dahier ihren angestammten Glauben, in dem sie nun einmal glücklich sind, und versuche ich es, ihnen einen Ersatz in den Lehren der modernen Philosophie zu bieten, so würde ich eine unverzeihliche Dummheit begehen, überhaupt mich an etwas Unmögliches heranwagen; denn wie wollte ich z. B diesen ungebildeten Leuten auch nur die allereinfachsten Prinzipien der neuen Weltanschauung beibringen?“

„Wenn übrigens alle Menschen Deiner Ansicht wären, stünde es doch, das mußt Du zugeben, um den Fortschritt gar schlecht.“

„Daß der Fortschritt das Glück der Menschheit befördert, scheint mir doch fraglich zu sein; auch ist er gewöhnlich mit solchem Martyrium verknüpft, daß eine Wirksamkeit in dieser Richtung nicht Jedermann's Sache ist. Meine ist sie, offen gestanden, nicht. Was macht es übrigens auch aus, ob die Menschheit, die ja doch sammt der Erde, auf welcher sie ihre

geistigen Luftsprünge macht, dereinst zum Untergange bestimmt ist, aus Reaktionären oder Fortschrittlern bestanden habe? Jeder Einzelne ist im Grunde doch nur ein Egoist und thue er auch, was er wolle; ich bin ebenfalls einer, der sein Ideal, so ruhig und sorgenfrei zu leben, wie es nur die Umstände erlauben, zu realisiren sucht."

„Doch, sage mir", fuhr er nach einer Pause fort, „bist Du hierher gekommen, um mein Herz und meine Nieren zu prüfen? Probiere Du lieber einmal meinen Wein, den ich mir letzte Woche angeschafft habe!"

Ich war herzlich froh, daß unsere Unterhaltung eine andere Wendung nahm. Nur noch einmal im Laufe des Nachmittags brachte ich das Gespräch dadurch, daß ich ihn fragte, ob er auch an Hexen glaube, auf ein theologisches Thema.

„Gewiß", erwiderte er lächelnd und leerte sein Glas, „ich kenne sogar eine Hexe. Sie ist die Tochter des reichen Medicinalrates M. in B. und hat mich so behext, daß ich mich von ihrem Zauberbanne gar nicht mehr losmachen kann, wozu ich, beiläufig gesagt, auch nicht die geringste Lust habe. Nächsten Monat ist Hochzeit und hiermit lade ich Dich feierlichst dazu ein. Sie lebe hoch!"

Die Gläser klirrten und zerbrachen, hatten wir doch inzwischen zu oft mit ihnen angestoßen.

Der Abend kam merkwürdig schnelle heran und damit auch für mich die Notwendigkeit, nach Hause zu eilen.

„Nur nicht so eilig“, sprach mein Vetter gewöhnlich, wenn ich nach dem Hute griff; „Du bist heute zum ersten Male hier und der Himmel weiß, wenn ich Dich wieder hier sehen werde, denn Deinen Versprechungen kann ich nicht glauben. Wir haben jetzt Abends den prächtigsten Mondschein, sodaß Du den Weg, auch wenn es etwas spät werden sollte, schon leicht finden kannst. Auch werde ich einen zuverlässigen Mann mit Dir schicken, der Dich auf die durch den Wald führende Chaussee bringt, wodurch Du mindestens eine halbe Stunde abschneidest.“

Geschieden aber mußte doch sein und als sich der versprochene Führer auch gar nicht einstellen wollte, begab ich mich allein auf die Heimreise durch den besagten Wald.

Dieser Wald, der hauptsächlich aus altersgrauen Eichen bestand, erfreute sich beim Volke gerade keines guten Rufes; allerlei Mordthaten waren schon darin vorgefallen, auch hatten darin mehrere Landstreicher ihrer Existenz ein freiwilliges Ende gemacht, sodaß die alten Weiber der Umgegend glaubten, es spuke darin. Jeder Bauer, der es einigermaßen vermeiden konnte, fuhr selten hindurch, denn er fürchtete, seine Pferde oder Ochsen würden scheu oder es würde ihm ein Wagenrad zerbrechen; wer überhaupt ein böses Gewissen hatte, machte lieber, besonders aber am Abende, einen langen Umweg, als daß er sich der Gefahr aussetzte, vom leibhaftigen Gottseibeiuns oder

einem seiner Trabanten gezüchtigt zu werden. Zahlreiche, in diesem Walde spielende Schauergeschichten waren mir als Kind von einer alten Magd erzählt worden und hatte ich dabei jedesmal eine Gänsehaut bekommen; trotzdem ich mich nun aber weder vor Hölle noch vor Teufel, noch vor nächtlichen Gespenstern fürchtete, so kamen mir diese alten Erzählungen doch wieder in den Sinn, als ich einsam durch diesen unheimlich stillen Eichenwald schritt. Es war Vollmond, der Himmel aber bedenklich bewölkt.

In der Nähe des Waldes schlängelte sich ein schmaler Fluß hin, an dessen Ufer die kleine Schilfhütte eines alten graubärtigen Einsiedlers, eines in der ganzen Umgegend bekannten und vom Volke gewöhnlich „Fischhannes" genannten Mannes, lag. Trotzdem derselbe ein ganz friedlicher Mensch war und sich kümmerlich vom Fischfang und dem Reparieren alter Wanduhren ernährte und auch zuweilen auf einem Kirchweihfeste die Trompete blies, so fürchtete sich doch Jung und Alt vor ihm und wagte sich besonders kein Kind in seine Nähe. Er hatte seinen Körper der Klinik in der Universitätsstadt M. verkauft und erhielt dafür eine jährliche Pension von fünf Thalern. Dies wußte Jeder und man hielt ihn daher für einen von Gott verdammten Menschen, der zu Allem fähig wäre. Doch, wie gesagt, einen ruhigeren Menschen als den alten Fischhannes konnte man sich nicht denken; wo er sich aber mit seinem langen, grauen

und verwahrlosten Barte erblicken ließ, ging ihm Jedermann scheu aus dem Wege. Die alten Weiber, die ihm, da er alle Dörfer der unmittelbaren Umgegend regelmäßig im Interesse seiner Uhrmacherkunst oder vielmehr seines leeren Brotsackes besuchte, zufällig begegneten, bekreuzten sich gewöhnlich und boten ihm einen herzlichen „Guten Tag“, nur damit er ihnen nichts zu Leide thue; denn daß er mit dem Teufel im Bunde war, das war eine ausgemachte Sache, trotzdem durchaus keine Beweise dafür vorlagen, daß der Fürst mit dem Pferdehuf jemals dem alten Fischhannes eine Unterstützung hätte angedeihen lassen. Doch die Logik hat bekanntlich mit dem Aberglauben wenig zu thun.

Neben der Hütte des Fischhannes stand eine Reihe alter, im Innern fauler Weidenbäume, deren nächtliches Phosphorescieren auch zu allerlei Gespenstergeschichten den Grund gelegt hatte. Da ging z. B. der verstorbene Krautkaspar, der bei Lebzeiten den Grenzstein seines Nachbars versetzt und seinen Acker um einige Fuß vergrößert hatte, Nachts um die zwölfte Stunde mit glühenden Augen auf und ab und maß sein Land mit einer glühenden Kette. Da hatte man öfters Geldfeuer brennen sehen, und Derjenige, der sich demselben genähert, hatte statt des erhofften Schatzes eine derbe Tracht Prügel erhalten. Der Himmel weiß, welche Gespenstergeschichten noch alle in meinem Schädel ihr wildes Wesen trieben,

als es mir auf einmal vorkam, als stampfe Etwas in meiner Nähe auf den Boden. Ich horchte aufmerksam — es klang, als wäre eine Walk- oder Oelmühle in Thätigkeit, und doch war eine solche nicht in dem Umkreise von vier Meilen. Ich horchte nochmals und vergewisserte mich, daß ich mich nicht etwa in einem lebhaften Traume befände. Ein mir unerklärliches, regelmäßiges Stampfen ward immer deutlicher vernehmbar, auch kam es unzweifelhaft immer näher auf mich zu. An eine Sinnestäuschung war nicht zu denken; was also konnte es sein? So weit ich blicken konnte, war nichts Außergewöhnliches zu sehen.

Ich beschleunigte meine Schritte, das geheimnisvolle Stampfen aber schien mir immer näher zu rücken. Die Sache mußte sich unbedingt bald auf irgend eine Weise aufklären. Wenn ich doch nur ein Vogel oder ein schnellfüßiger Hase wäre, seufzte ich.

Als ich den wenig befahrenen Landweg, der das größte Dorf der Umgegend mit der Waldchaussee verband, hinunterblickte, wälzte sich auf demselben ein großes Ding, das auf den ersten Augenblick einem beladenen Heuwagen glich, mit großer Schnelligkeit der Hauptstraße zu. Ich sah nochmals hin — der Mond schien plötzlich klar — das unbekannte Etwas war da. Es war kein Wagen, das war klar; auch schritt ihm kein Fuhrmann zur Seite.

Hatte ich vielleicht dem Weine meines Vetters zu tapfer zugesprochen?

Ich wollte schnell in den Wald laufen und mich verstecken, aber meine Füße versagten mir den Dienst. Mit der größten Anstrengung schleppte ich mich über den Chausseegraben und stellte mich hinter zwei dicht neben einander stehende Eichbäume. Komme nun, was da will, dachte ich, besser kann ich mich nicht schützen. Der Mond verfinsterte sich plötzlich wieder und das unglückdrohende Ungeheuer ward auf einige Augenblicke unsichtbar. Wenn es doch nur im Dunkel an mir vorüber sauste! Vergeblicher Wunsch. Es hielt plötzlich ein und eine Stimme rief: „Guten Abend!“

„Guten Abend!“ stammelte ich.

„Wie weit ist es noch bis zur nächsten Stadt?“

Auf diese Frage brach der Mond wieder hervor und ich sah oben auf dem Ungetüme einen Mann mit einer langen Stange in der Hand sitzen.

„Wie weit ist es noch bis nach W.?“ fragte er nochmals und dann klärte sich das Geheimnis auf. Der Mann saß auf einem Elefanten, den er nach unserm Städtchen führte, woselbst er am nächsten Tage, wie ich ja auch in der Zeitung gelesen hatte, ausgestellt werden sollte. Eine Eisenbahnverbindung existierte damals noch nicht in der betreffenden Gegend und so blieb denn dem Eigentümer des Elefanten

nichts anderes übrig, als bei Nacht zu Fuß zu reisen, denn wäre er bei Tage damit gereist, so hätten sich zu Viele das seltene Thier unentgeltlich ansehen können. Wer aber denkt in Deutschland daran, Nachts plötzlich einem Elefanten zu begegnen?

Als ich dem Manne nun endlich auf seine Frage Antwort gab, lud er mich ein, neben ihm Platz zu nehmen. Mit Mühe und Not arbeitete ich mich denn auch wirklich auf den Rücken des Elefanten, offerirte dem freundlichen Reiter eine Cigarre und dann ging es im Trabe vorwärts.

Als ich ihm unterwegs erzählte, welche schreckliche Angst ich durch sein seltenes Fuhrwerk ausgestanden hatte, lächelte er und sagte, sein nächtliches Reiten habe dem Gespensterglauben schon sehr oft gute Dienste gethan. Einmal aber, als er durch einen Wald in Schlesien geritten sei, sei ihm plötzlich eine Kugel am Kopfe vorbei gesaust, so daß er jetzt vorsichtiger sei und Jedem, der vor ihm fliehe, schnell zurufe.

In einer halben Stunde waren wir an dem gewünschten Orte und labten uns an einer Flasche Wein, die ich gerne bezahlte.

Hätte ich in jener Nacht wirklich Reißaus genommen, so wäre kein Mensch im Stande gewesen, mir die Ueberzeugung, daß ich wirklich ein Gespenst gesehen hätte, auszureden.

Notlügen.

Im Jahre 18–– wurde in dem preußischen Gymnasialstädtchen W* die Bekanntmachung erlassen, daß von nun an kein Wirt innerhalb der Stadtgrenze einem Gymnasiasten Getränke verabreichen dürfe; Zuwiderhandelnde sollten, wie es in jenem obrigkeitlichen Befehle hieß, im ersten Falle fünf Thaler, im zweiten fünfzig Thaler Strafe zahlen und im dritten Falle sollte ihnen das Recht zur Führung einer Wirtschaft entzogen werden. Außerdem machte der Direktor des betreffenden Gymnasiums bekannt, daß jeder Gymnasiast, der in einem Wirtshause angetroffen werde, seinen Abschied erhalte.

Gründe zur Einführung solcher strengen Maßregeln lagen allerdings genügend vor, denn in den letzteren Jahren hatte sich der Schüler der beiden oberen Klassen ein wahrer Saufteufel bemächtigt und es war eine ganz schreckliche Sittenlosigkeit eingerissen. Ja, allmälig fingen sogar auch schon die Tertianer an, sich in dieser Hinsicht wie Vollblut-Primaner aufzuführen, so daß es also höchst an der Zeit war, diesem Unfug ein Ziel zu stecken.

Den Wirten war natürlich dieses Gesetz durchaus nicht nach ihrem Geschmacke und da sie die

Gefahr voraussahen, daß sie es, ohne zu wollen und zu wissen, übertreten und sich dadurch unschuldiger Weise eine empfindliche Geldstrafe zuziehen könnten, so richteten sie eine Bittschrift an den Gymnasialdirektor und ersuchten ihn, darauf zu dringen, daß jeder Gymnasiast ein gewisses, leicht zu erkennendes Abzeichen tragen solle, damit man ihn z. B. von einem Apothekerlehrling oder einem intelligent und respektabel aussehenden Schneidergesellen unterscheiden könne. Jene Bittschrift blieb jedoch, wie leicht vorauszusehen war, ohne Antwort und der Direktor ernannte den Pedell im Stillen zum Geheimpolizisten und erteilte ihm „im Namen des Gesetzes“ den Auftrag, Abends an den Wirtshausfenstern zu horchen und die nach Hause gehenden Gäste zu beobachten.

Das ließ sich dieser malitiöse Kerl, der überhaupt gerne den Spion spielte und den „Anzäpfer“ machte, nicht zweimal sagen und trat dann, besonders da ihm im Falle der Ertappung eines Gesetzesübertreters eine gute Belohnung in Aussicht gestellt war, regelmäßig Abends seine geheimen Wanderungen an. Sein Ziel erreichte er aber nicht, denn die Wirte und Gymnasiasten sahen sich vor und fanden auch Mittel und Wege, ihm sein unsauberes Handwerk gründlich zu verleiden. Einmal kam er so fürchterlich zerschlagen nach Hause, daß an seinem Aufkommen gezweifelt wurde. Er konnte nur angeben, daß er in einer gewissen Nebenstraße von einer Anzahl vermummter

Burschen angefallen und ihm eine derbe Tracht Prügel verabfolgt worden war; wer aber diese gewesen waren, wußte er nicht und fand es auch niemals aus.

Nun hatten wir in Tertia einen lustigen Kameraden, welcher der einzige Sohn eines wohlhabenden Bierbrauers war und der alle Anlagen hatte, dereinst ein würdiger Nachfolger seines Vaters zu werden. Er besuchte überhaupt nur deshalb das Gymnasium, um späterhin als Einjährig-Freiwilliger dienen zu können; im Uebrigen hatte er aber nicht die geringste Lust zu einer wissenschaftlichen Carriere und zog ein unabhängiges Brauerleben dem glänzenden Elende des höchstgestellten Beamten vor. Er war eine kreuzbrave Seele und sein höchstes Vergnügen bestand darin, dann und wann eine arme, durstige Gymnasiastenseele zu erquicken.

Eines Tages nun ließ er seinen vertrautesten Freunden, wozu auch der Verfasser dieser Zeilen gehörte, eine Einladung zur Feier seines Geburtstages zukommen und machte dazu die Bemerkung, daß ihm sein Vater ein Fäßchen Bier versprochen und für die nötigen Cigarren Sorge getragen habe. Eine derartige Einladung vergaßen wir selbstverständlich nicht und als der betreffende Abend erschien, fanden wir uns in seinem Dachzimmer vollzählig ein. Das Fäßchen, beiläufig gesagt schon mehr ein Faß, stand bereits auf dem Tische und wartete auf seine Anzapfung, die natürlich bald ins Werk gesetzt wurde.

Da es an jenem Abende furchtbar heiß und der von uns entwickelte Tabaksqualm bald so dick war, daß man das Licht nicht mehr sehen konnte, so öffneten wir das auf die Straße führende Fenster, um etwas frische Luft hereinzulassen. Auch zechte es sich alsdann viel angenehmer.

Jenes Fäßchen muß mit dem berühmten Oelkrüglein der Witwe von Sarepta etwas verwandt gewesen sein, denn es wurde, trotzdem wir uns wahrhaftig nicht zum Trinken nötigen ließen, nicht leer und unser liebenswürdiger Gastgeber sagte, mit der Annahme der Einladung hätten wir auch die moralische Verpflichtung übernommen, das Fäßchen bis auf die Nagelprobe zu leeren.

Es ward also rüstig fortgetrunken und die Kehle durch das Absingen mehrerer Lieder, deren Texte nur handschriftlich mitgeteilt werden können, stets für ein frisches Glas empfänglich gemacht. Allmählich glich unser Gesang nur noch einem altgermanischen Schlachtgebrüll. An das Nachhausegehen hätte Niemand gedacht, wenn nicht plötzlich die Zimmerthüre aufgegangen und zu unserm größten Schrecken der Ordinarius der Sekunda, ein elender Schleicher, der schon im Jahre 1848 den geheimen Spion der preußischen Regierung gemacht und dafür natürlich einen Orden erhalten hatte, eingetreten wäre.

„Das ist mir aber eine hoffnungsvolle Jugend",

rief er aus; ich will mir doch einmal die Gesichter genau ansehen!“

Letzteres that er nun auch und dann sprach er: „Nun will ich doch einmal hinunter zu dem Herrn Wirte gehen und ihn fragen, weshalb er einen solchen Unfug in seinem Hause duldet!“

Als er fort war, sah Einer den Andern groß an; denn daß an uns, um der um sich greifenden Völlerei der Gymnasiasten Einhalt zu thun, ein schreckliches Exempel statuiert werden sollte, war Jedem klar, ohne daß er augenblicklich wußte, wie er das drohende Unglück abwenden könnte. Jeder war plötzlich vor Schreck so nüchtern, wie ein neugeborenes Kind geworden.

Ich blickte zum Fenster hinaus und bemerkte eine große Leiter in der Nähe desselben. Das Haus unseres Gastgebers wurde damals neu angestrichen und eine Leiter, auf welcher das zu diesem Zwecke nötige Gerüst ruhte, führte gerade an dem Fenster vorbei.

„Mir nach!“ rief ich, erfaßte die Leiter und kletterte hinab.

Einer nach dem andern folgte und es wundert mich noch heute, daß Keiner dabei den Hals gebrochen hat.

Der Wirt schien sich gerade auch nicht beeilt zu haben, dem Gymnasiallehrer in den vierten Stock seines Hauses zu folgen; aber er war doch mit ihm

hinauf gegangen und Beide hatten lange nach den Frevlern gesucht, ohne jedoch einen derselben im ganzen Hause zu entdecken. Wie dieselben entkommen waren, war unserm Schleicher ein Rätsel, denn er hatte wohl Acht gegeben, daß sich Keiner ungesehen zur Hausthüre hinausschlich.

In einer Nebengasse hielten wir beim Scheine weniger Sterne nun eine wichtige Ratsversammlung ab. Was thun? war die Frage, auf die auch kein einziger eine praktische Antwort geben konnte.

„Ach“, seufzte Einer in weinerlichem Tone, „laßt uns doch morgen früh vor Anfang der Schule zum Dr. Schleicher gehen und ihn unter feierlicher Angelobung beständiger Besserung um Verzeihung bitten!“

„Den Kerl kenne ich besser, denn ich bin leider noch mit ihm verwandt“, sprach darauf ein Anderer; „er wird sich ein Vergnügen daraus machen, uns zum consilium abeundi zu verhelfen.“

Etwas aber mußte geschehen und zwar so bald wie möglich.

„Das Gescheidteste ist,“ sprach darauf ein Dritter, „wir leugnen die ganze Geschichte rundweg ab; denn der alte Schuft hat ja doch keinen Zeugen, seine Aussage zu beweisen!“

Das war ein kühner, verzweiflungsvoller Gedanke — zu kühn, um in später Nacht noch darüber zum Beschlusse zu kommen. Wir verabredeten uns also, uns am nächsten Morgen um halb sieben Uhr an

einem bestimmten, vor dem Städtchen gelegenen Platze zu treffen und dann das Weitere zu beraten. Inzwischen sollte ein Jeder sich auf eine brauchbare Ausrede oder auf irgend ein Mittel, das drohende Unheil von unseren Häuptern abzuwenden, besinnen und dann sollte einstimmig vorgegangen werden.

Der nächste Morgen erschien und auf dem Gesichte eines Jeden stand deutlich zu lesen, daß er fleißig nachgedacht, aber doch nichts Praktisches ersonnen hatte.

„Laßt es uns einfach leugnen!“ sagten Mehrere und unser Gastgeber machte die Bemerkung, sein Vater habe ihm gesagt, daß er von der ganzen Geschichte nichts wisse und sie auch für unglaublich halte. Diese Bemerkung entschied und dann traten wir zum feierlichen Schwure zusammen und Jeder bekräftigte auf Ehr' und Seligkeit, das Blaue vom Himmel herab zu lügen. Jeder schwor auch ferner, einen etwaigen Verräter mit Dolch oder Gift aus dem Wege zu schaffen. Dann ging es zur Schule.

Nachdem sich die Schüler zur gemeinschaftlichen Morgenandacht versammelt und besagter Dr. Schleicher ein Gebet mechanisch hergeleiert hatte, berief der Direktor eine Versammlung sämtlicher Schüler und Lehrer in die Aula; es seien, setzte er hinzu, Dinge von außerordentlicher Wichtigkeit zu verhandeln.

In der Aula angekommen, nahmen die Lehrer auf der Tribüne Platz und der Direktor brachte dann

im Namen Dr. Schleicher's eine auf nächtliche Ruhestörung lautende Anklage gegen uns vor. Dann wurden die Namen der neun Unglücksvögel aufgerufen und wir mußten vortreten. Auf schlaue Weise richtete ich es so ein, daß ich in die Mitte zu stehen kam; sicherlich, dachte ich, fängt er entweder oben oder unten an zu examinieren und bis dann die Reihe an mich kommt, ist das Hauptlügen schon besorgt. Daran that ich auch insofern wohl, als ich damals mit dem Lügen noch nicht so gut fertig werden konnte; jetzt ginge es vielleicht schon besser. Ich hatte recht kalkuliert; der Direktor fragte den am rechten Ende Stehenden:

„Erzähle uns doch einmal, wie es gekommen ist, daß Ihr Euch in so schmachvoller Weise aufführen konntet?“

„Herr Direktor!“ entgegnete dieser ruhig, „ich weiß gar nicht, wovon eigentlich die Rede ist. Ich gehe nach dem Abendessen nie aus und daß ich gestern den ganzen Abend zu Hause war, werden Ihnen meine Eltern auf Verlangen beweisen. Herr Dr. Schleicher hat sich, wenigstens soweit meine Person in Betracht kommt, geirrt!“

Ich irre mich nie!“ rief dieser voll Wut.

„Ich werde deshalb Erkundigungen einziehen,“ sagte nach einer längeren Pause der Direktor und wandte sich dann an den nächsten Inkulpaten.

„Was hast Du auf diese Anklage zu erwidern?“ fragte er ihn.

„Ich habe weiter nichts zu erwidern, als daß ich gestern den Abend bei meinem Nachbar, dem Tertianer K., zubrachte und daß wir zusammen unsere heutige Lektion aus dem Livius vorbereitet haben.“

„Tertianer K., ist dies wahr?“

„Ja wohl, Herr Direktor!“ erwiderte dieser in dem ruhigsten Tone von der Welt.

„Wie lange war er bei Dir?“

„Bis gegen elf Uhr und dann begleitete ich ihn nach Hause.“

Dr. Schleicher ging wie besessen auf und ab und wußte nicht, was er sagen sollte.

Dem Direktor kam die Sache auch nachgerade sonderbar vor und um die Untersuchung nicht in Stockung gerathen zu lassen, fragte er den Dritten. Was dieser erwiderte, weiß ich nicht mehr; soviel aber erinnere ich mich noch, daß er im kecken Lügen wahrhaft Erstaunliches leistete.

Der Direktor sah Dr. Schleicher fragend an und dieser sprang dann wie von einer Tarantel gestochen vor uns, hielt die Hand in die Luft und schrie: „Ich schwöre zu Gott, dem Allmächtigen, daß ich Alle, wie sie hier stehen, gestern Abend in bestialisch-betrunkenem Zustande angetroffen habe!“

Als nun auch der Vierte mit einer guten Ausrede versehen war, traten die Lehrer zu einem Colloquium zusammen; dann wurde der Pedell abgeschickt, um den Wirt zu holen.

Nach einer halben Stunde erschien derselbe auch und nachdem der Direktor die üblichen Entschuldigungen vorgebracht, fragte er ihn, ob er etwas davon wisse, daß sich gestern Abend einige Gymnasiasten in seinem Lokale unanständig aufgeführt hätten.

„Ich würde so etwas", entgegnete dieser, „nie in meinem Hause dulden; auch könnte es ohne mein Wissen unmöglich vorkommen. Sie wissen, daß sich in meiner Gartenwirtschaft an warmen Abenden zahlreiche Gäste versammeln und ich schätze es mir zur Ehre, daß ich darunter manchmal einige Herren Gymnasiallehrer erblicke. So hatte ich z. B. gestern Abend das Vergnügen, auch Herrn Dr. Schleicher als meinen Gast zu sehen. Es mochte nun gegen halb vier Uhr morgens sein, da kam der genannte Herr zu mir und sagte, es seien in einem meiner Privatzimmer oben im vierten Stock einige Gymnasiasten und dieselben seien so betrunken, daß sie nicht mehr gerade sitzen könnten. Sobald wie möglich ging ich mit ihm hinauf, fand jedoch die betreffende Stube leer; auch war sonst nirgends ein Gymnasiast zu erblicken. Das ist Alles, was ich von der ganzen Affaire weiß."

„Um wie viel Uhr war dies?"

„Um halb vier morgens."

Der Direktor sah Dr. Schleicher mit bedenklicher Miene an, als auf einmal ein gellendes Gelächter erscholl.

„Dr. Schleicher war besoffen!“ hatte ein Gymnasiast ziemlich laut seinem Nachbar zugerufen; sogar einige Lehrer, von denen keiner dem Dr. Schleicher besonders gewogen war, hatten es gehört und innerlich mitgelacht.

Was die Lehrer nun unter sich sprachen, war uns unverständlich. Nach einiger Zeit erklärte der Direktor die Sitzung für geschlossen und sagte, die Sache würde weiter untersucht werden. Sie wurde auch untersucht, aber das Resultat blieb das alte.

Späterhin hörten wir, daß Dr. Schleicher unserem Pedell zwanzig Thaler versprochen hatte, wenn er nur gegen einen der angeklagten Gymnasiasten die nötigen Beweise herbeischaffen könne; aber er hat nie Gelegenheit gehabt, sein Geld los zu werden.

Es vergingen Jahre und einer nach dem andern von uns verließ das Gymnasium. Nun ist es eine althergebrachte Sitte, beim Abgange vom Gymnasium auch von seinen Lehrern Abschied zu nehmen, sich bei ihnen für den erhaltenen Unterricht zu bedanken und sich noch einige Lebensregeln mitgeben zu lassen. Dr. Schleicher war der einzige, der gewöhnlich bei diesen Besuchen übergangen wurde. Nur sein vorhin erwähnter Verwandte sprach, ehe er zur Universitätsstadt zog, auf Veranlassung seiner Eltern bei ihm vor. Mit außergewöhnlicher Freundlichkeit wurde er empfangen und ihm sogar ein Glas Wein und eine Cigarre offerirt.

„Du hast mir,“ sprach Dr. Schleicher, „im Allgemeinen durch Dein fleißiges Studiren große Freude gemacht und ich bin fest überzeugt, daß Du es im Leben noch zu etwas bringen wirst. Einmal aber hast Du mich tötlich beleidigt und das kann ich Dir mit dem besten Willen nicht vergessen.“

„Wann war das, Herr Doktor?“

„Nun, als Du mich so schrecklich belogst; oder hast Du die alte Biergeschichte vergessen? Mir hat sie graue Haare gemacht.“

„Ihre eigene Schuld, Herr Doktor. Wenn wir zu irgend einem andern Herrn Gymnasiallehrer gegangen wären und hätten ihm die Sache auseinandergesetzt und Besserung gelobt, wäre jenes Geburtsfest sicherlich nicht zum Gegenstande einer öffentlichen Untersuchung geworden. So aber mußten wir im Interesse der Selbsterhaltung aus der Not eine Tugend machen.“

„Aber was denkst Du, wenn ich zur Rettung meiner Ehre von Deinem jetzigen Geständnisse Gebrauch machen würde?“

„Dann würde ich es abermals ableugnen, denn Sie haben ja hier auch keinen Zeugen. Adieu, Herr Doktor!“

Die Kindsmörderin.

In dem Stundenplane unseres Gymnasiums war wöchentlich eine halbe Stunde für Deklamation angesetzt, damit, wie es hieß, die Schüler sich an ein freies und unbefangenes Auftreten gewöhnen und sich größere Sicherheit und Leichtigkeit im mündlichen Ausdrucke aneigneten. Unser Ordinarius nun, ein ehemaliger aus Schleswig-Holstein vertriebener orthodoxer Theologe, überhaupt ein sogenannter protestantischer Jesuit, der späterhin einmal Geheimer Kirchenrat geworden ist, überhob uns nun dadurch der Mühe des Auswählens der zur Deklamation geeigneten Gedichte, daß er sie uns selber bezeichnete; denn er befürchtete, daß, wenn er uns nicht beständig am Gängelbande führte, wir uns vielleicht gottlose Bücher ansähen und profane Lieder auswendig lernten. Fabeln von Hey, hin und wieder auch ein Gedicht von Uhland, sagte er, verderben das kindliche Gemüt nicht, denn in denselben herrscht meistens ein gesunder moralischer Ton; aber, fügte er hinzu, da unsere gesammte Moral doch nur im Christentum wurzelt, so ist es am Ende das Beste, die Schüler wenden sich direkt an die Originalquelle und lernen, weil doch nun einmal Gedichte zu Deklamationszwecken ver-

wendet werden sollen, eine Anzahl Kernlieder aus dem Gesangbuche auswendig. Gibt es wohl ergreifendere Lieder als „Lobet den Herren, den mächtigen König der Ehren“ oder „Wie groß ist des Allmächtigen Güte?“ Wird nicht in Jedem der protestantische Mut in dem noch immer währenden Kampfe gegen den Katholizismus auf's Neue angefacht, wenn er eine Strophe aus „Ein' feste Burg ist unser Gott“ rezitiert?

Da es einem Quintaner gar übel vermerkt wird, wenn er sich gegen die Autorität seines Ordinarius auflehnt und es auch in der betreffenden Klasse spekulative Schüler genug gibt, die durch allerlei Augendienerei Carriere machen, d. h. schnell in eine höhere Klasse versetzt sein wollen, so hörte man dann eine zeitlang zur größten Freude unseres Lehrers in der Deklamationsstunde auch weiter nichts, als Lobgesänge auf die Gnade Gottes und Trauerlieder über die sündige Menschheit, nun geschah es, daß eines Tages unser Direktor einer dieser pietistischen Deklamationsübungen beiwohnte. Mit schulmeisterlicher Geduld hörte er derselben eine Zeit lang zu, sah unseren christlichen Ordinarius mehrmals mit dem Ausdrucke höchster Entrüstung an und winkte ihn schließlich in eine Ecke. Den Schüler, der gerade mit dem Hersagen einer gereimten Geschichte der heiligen drei Könige begonnen hatte, ließ man ruhig weiter reden und beobachtete seine windflügelartigen Armbewegungen

nicht; denn allem Anscheine nach hatten der Direktor und der Ordinarius ernste und äußerst wichtige Dinge zu besprechen. Anfangs wurde ihre Konversation so leise geführt, daß wir kein Wort davon verstehen konnten; allmählig aber wurden die beiden Herren etwas lauter und man hörte z. B. den Direktor mehrmals entrüstet „Mucker" ausrufen. Der Ordinarius ward leichenblaß und hatte schließlich kein Wort mehr zu erwidern, trotzdem er, wie es schien, anfangs seine Sache hartnäckig und begeistert verteidigt hatte.

Als ihn der Direktor mit einer stummen Verbeugung verlassen hatte, dauerte es eine geraume Zeit, ehe er das Wort fand und uns eine überaus lange und langweilige Predigt über die Bedeutung des Deklamirens halten konnte.

„Kinder", sprach er unter Anderem, das Lehrerkollegium denkt betreffs der Deklamationsstücke etwas anders als ich und ich muß mich da leider in die Ansicht der Autorität fügen. Es ist also beschlossen worden, daß ihr eure Deklamationsstücke in Zukunft nur klassischen Dichtern, wie z. B. Schiller und Goethe, entnehmen und daß ihr diese selber auswählen sollt. Ich remonstrirte dagegen und zwar aus dem einfachen Grunde, weil ihr die Werke dieser Dichter ja doch noch nicht versteht; denn ohne eine gründliche Vorbildung werdet ihr z. B. Schiller's „Götter Griechenlands", „Das eleusische Fest" und „Kassandra" nie und nimmer begreifen; doch da hieß es einfach, ihr

solltet euch zeitig mit diesen Schöpfungen vertraut machen, das Verständnis derselben käme später. Nun, ich habe im Grunde nicht viel gegen Schillers Gedichte einzuwenden, denn es herrscht darin noch ein edlerer und keuscherer Ton, als in denen Goethe's, die meistenteils aus sehr unlauteren äußeren Veranlassungen hervorgegangen sind. Doch ich darf euch betreffs der Auswahl keine strengen Vorschriften machen; wenn ihr aber einmal klassische Dichtungen vortragen wollt, so ist es nach meiner unmaßgeblichen Ansicht am Besten, ihr haltet euch vorzugsweise an Schiller. Ich bin wirklich neugierig, euren individuellen Geschmack in der nächsten Deklamationsstunde kennen zu lernen."

Eine bei uns wohnende alte Tante war eine begeisterte Verehrerin Schiller's und besaß auch dessen sämtliche Werke in der zwölfbändigen Ausgabe Cotta's. Sie lieh mir gerne die Gedichte ihres Lieblingsschriftstellers und da sie in diesen Band zahlreiche Lesezeichen gesteckt hatte, um die von ihr bevorzugten Gedichte stets ohne Zeitverlust finden zu können, und der Geschmack der alten Tante in literarischen Dingen für mich eine Autorität war, so setzte ich mich hin und lernte das erste von ihr auf die angegebene Weise bevorzugte Gedicht, „Die Kindsmörderin" nämlich, auswendig, was bei der Länge desselben keine leichte Arbeit war.

In der nächsten Deklamationsstunde nun ging

es bunt her. Mehrere Schüler hatten nur kurze Distichen gedankenlos herzusagen; einer jedoch hatte sich sogar in seinem Eifer an „Die Glocke“ gewagt, war aber beim Vortrage stecken geblieben. Endlich wurde ich aufgerufen. Ich trat vor die Klasse und fing dann mit Aufbietung meiner sämtlichen Stimmmittel an:

„Horch, die Glocken hallen dumpf zusammen,
Und der Zeiger hat vollbracht den Lauf!“

„Sei ruhig!“ unterbrach mich plötzlich der Ordinarius.

Doch ich fuhr in meinem Feuereifer fort:

„Nun, so sei's denn, nun, in Gottesnamen,
Grabgefährten, brecht zum Richtplatz auf!“

„Halt's Maul!“ donnerte nun der Ordinarius in vollster Wut, nahm mich unsanft am Arme und schob mich auf meinen Platz.

„Herr Doktor“, sprach ich darauf, „dies Gedicht ist von Schiller und Sie haben uns selber gesagt, hauptsächlich dessen Gedichte zu deklamieren!“

„Ja, allerdings habe ich das gesagt oder vielmehr gegen meine heiligste Ueberzeugung sagen müssen und ich sehe nun auch, welches Unheil daraus erwachsen ist. Dummen Quintanern den Schiller in die Hände zu geben, ist eine Sünde, eine Boniertheit! Dies muß anders werden!“

Und es ward auch anders; denn die freie Wahl betreffs der Deklamationsgedichte ward uns plötzlich auf höheren Befehl entzogen und bald hörte man wieder hausbackene, gereimte Moral herplappern.

Der alte Hamburger.

Um die Verhältnisse des östlichen Teiles Londons mit seinen interessanten Mysterien und Merkwürdigkeiten näher studieren zu können, hatte ich mir im Sommer 1863 auf einige Wochen eine kleine Wohnung an der Commercialstreet, einer breiten Straße, die von Lemanstreet nach den westindischen Docks führt, gemietet. Die Nebengäßchen derselben, wie Lambethstreet, Plummers Row, Backchurch Lane u. s. w., sind meistenteils von armen Deutschen bewohnt, die entweder Pantoffelmacher sind, oder in Zuckerhäusern und Stockfabriken arbeiten, oder auch mit irgend einem Vagabundenhandwerk elendiglich ihr Leben fristen. Ihre Wohnungen sind im höchsten Grade jämmerlich; Lappen und Papier ersetzen die Fensterscheiben und die Kinder, die zuweilen aus der Hausthüre blicken, scheinen seit ihrer Taufe keinen Tropfen Wasser mehr auf den Kopf bekommen zu haben.

Sämtliche Bewohner sind in die schmutzigsten Lumpen gehüllt und der in solchen Spelunkengäßchen herrschende Geruch treibt den Fremden zu Riesenschritten an.

Die Hauptmerkwürdigkeit aber des Ostendes und vielleicht ganz Londons ist Pettycoat Lane, ein kleines, äußerst schmales Gäßchen in der Nähe von Whitechapel. Wer das Leben und Treiben darin besonders an einem Sonntage von 9 Uhr Vormittags bis 3 Uhr Nachmittags aufmerksam beobachtet hat, der kennt London und den ganzen englischen Volkscharakter hinlänglich. An der Oxford- und Regentstreet sieht man höchstens einige spleenige Dandies, die mit dem unvermeidlichen Monocle französischen Grisetten nachschielen, oder einige silberstrotzende Kaleschen mit teuren Rassepferden; vom praktischen Volksleben aber mit seinen Licht- und Schattenseiten sieht man dort gar wenig, da muß man weit hinaus über Oxford- und Fenchurchstreet nach dem verdächtigen Viertel von Whitechapel mit Pettycoat Lane. Wenn der Westender nur den Namen „Whitechapel" hört, so überkommt ihn schon ein Schauder; unbewußt knöpft er seinen Rock von oben bis unten fest zu und steckt die Hand in die Hintertasche, damit ihm nicht das Sacktuch gestohlen werde, denn der Ostender genannten Viertels ist ihm identisch mit Halsabschneider, Taschendieb und Einbrecher.

Pettycoat Lane ist das Eldorado der Juden, weshalb es auch bei den Londoner Deutschen nur

nur unter dem Namen „Judenlane" bekannt ist. Der Hauptverkehr daselbst ist, wie bereits bemerkt, am Sonntage. Ein Glas Ale oder Porter kann man während dieser Zeit nur heimlich bekommen; schachern, handeln und betrügen aber kann man in jenen Gäßchen ungenirt. Kommt man in die Nähe von Petty-coat Lane, von der die Sage ausgeht, daß man das einem am Eingange gestohlene Taschentuch am Ende des Gäßchens wieder kaufen kann, so wird einem der richtige Weg dahin durch eine lange Wallfahrt fragmentarisch gekleideter irländischer und deutscher Arbeiter angezeigt, die sich daselbst abgelegte Kleidungsstücke, notdürftig zusammengeflickte Schuhe oder sonst etwas für ein Spottgeld kaufen wollen. Gleich nach dem Eintritt vergeht einem Hören und Sehen, denn das wahrhaft wahnsinnige Geschrei der zahllosen Trödler und Trödlerinnen, sowie das Lärmen, Drücken und Drängen der rohen, kauflustigen Masse reicht hin, einen aller Sinne zu berauben. Da steht hinter einem kleinen Tische ein bärtiger Pole und bietet für einen Penny ein Glas Eis feil; daneben hält ein anderer ein Paar Stiefel in die Höhe und versucht sie für einen Schilling an den Mann zu bringen; eine alte Frau dabei hat einen Korb voll Schweinefüße feil und preist in infinitum ihre Waare an.

Je mehr man sich dem Ende der Pettycoat Lane nähert, desto größere Marktstände trifft man an und desto verschiedener sind auch die zum Verkaufe aus-

gebotenen Waaren. Da sieht man alte Violinen, Hemden, Hüte, Schlösser, Bilder, Schuhe u. s. w. bunt durcheinander auf einem Tische liegen, und hört den Besitzer desselben beständig sein monotones „buy, buy!“ rufen.

Auch die an allen öffentlichen und stark frequentierten Plätzen nach der Ansicht des Engländers unumgänglich notwendigen Missionäre pflanzen sich hartbedrängt an den hohen Ecksteinen auf und drohen mit ihrem Evangelium alle Anderen, die in Artikeln dieser Welt spekulieren, zu überschreien; Predigen und Schachern sind doch nach den Ansichten John Bull's die wichtigsten und zugleich die heiligsten Arbeiten, die der Mensch verrichten kann.

Die Garderobe und Möbel der niederen Klasse des Ostendes stammen meistenteils alle aus Pettycoat Lane. Die alten Sachen werden auf alle erdenkliche Art zusammen getrommelt. Der Verwegene stiehlt sie und ändert sie für den Verkauf etwas um; der weniger Kühne geht in zerrissenem Gewande nach dem Westende vor die Thüren aristokratisch aussehender Häuser und erbettelt sich abgetragene Kleider, womit er auch mitunter reichlich beschenkt wird. Nachdem dieselben dann in verkaufsfähigen Zustande gesetzt worden sind, dienen sie den irländischen und deutschen Arbeitern, die sich infolge ihres geringen Wochenlohns keine Kleider bei einem fashionablen Schneider bestellen können, noch Jahre lang als Sonntagsanzug.

Als ich mir einst an einem Sonntagmorgen in Pettycoat Lane die Füße hatte wund treten lassen und mich grade zum Heimgange anschickte, gewahrte ich einen langen, mageren Menschen von ältlichem, aber frischem Aussehen, der in dürftiger Kleidung vor mir her schlenderte, scheue Blicke auf die vorübergehenden Leute warf und dann vergnügt für sich lächelte. In seiner Hand hielt er ein neues buntes Tuch, das er dann und wann heimlich betrachte. Als ich in seiner unmittelbaren Nähe war, drehte er sich plötzlich mit kindlicher Freude lachend um und rief, jenes Tuch in die Höhe haltend: „Sieh, das ist für die Hochzeit!" Seinem Dialekt nach zu urteilen, war er ein Norddeutscher; im Uebrigen aber schien es bei ihm im Oberstübchen nicht richtig zu sein. In der Nähe meiner Wohnung bog er in Plummers Row, ein schmales, dunkles Gäßchen, ein, in welchem sich mehrere deutsche Kosthäuser für arme Arbeiter befanden. An der Ecke sah er sich noch einmal scheu nach mir um und verschwand dann in einer jener Spelunken.

Ein in der Nähe stehender Deutscher erzählte mir, ohne daß ich ihn deshalb ersucht hatte, jener sonderbare Mann sei überall bei Alt und Jung unter dem Namen „der alte Hamburger" bekannt. Da er nicht wie seine übrigen plattdeutschen Landsleute in London die nötige feste Körperkonstruktion besäße, um in einer Zuckerfabrik lohnende Arbeit finden zu

können, so ernähre er sich kümmerlich mit Stiefelwichsen; auch arbeite er gelegentlich in einer der zahlreichen Stockfabriken. Er fasele beständig von seiner reichen Braut, die ihm 200,000 Pfund Sterling vermacht habe, um die ihn jedoch sieben Doktoren gebracht hätten.

Nun lag es durchaus nicht in meinem Plane, mich im Ostende Londons um die Schrullen deutscher Narren zu bekümmern und ich würde auch den alten Hamburger nicht weiter mit meiner Aufmerksamkeit verfolgt haben, wäre er nicht am nächsten Morgen, als ich noch bei dem Frühstück saß, uneingeladen in mein Zimmer gekommen.

Nachdem er sich wegen seines frühen Besuches entschuldigt hatte, sprach er: „Mein lieber Landsmann, Sie können doch wohl englisch schreiben?"

„Ja."

„Wenn Sie mir einen Gefallen thun wollen, können Sie in kurzer Zeit 10,000 Pfund Sterling verdienen.

„Recht gerne."

Darauf fing er dann unter allen möglichen Gestikulationen an zu erzählen, daß er früher in dem Seebad Strout gearbeitet habe und dort beständig von einer schönen Dame, der Erbin von sieben Landgütern, beobachtet worden sei. Dieselbe habe endlich den Wunsch geäußert, ihn zu heiraten, doch solle er erst nach London gehen und sich daselbst standesgemäß

einrichten, wozu sie ihm ein vorläufiges Geschenk von 200,000 Pfd. Sterling zugedacht habe. Aber da hätten sich plötzlich sieben Doktoren von Strout bei London, die neidisch auf sein unerhörtes Glück gewesen seien, heimlich gegen ihn verschworen und sie hätten es sogar durch Bestechung des Londoner Postdirektors fertig gebracht, ihn jener fürstlichen Aussteuer zu berauben. Von den bezahlten Spionen dieser Doktoren werde er nun beständig auf Weg und Steg beobachtet und wenn er auf die Postoffice gehe, um sich nach seinem Gelde zu erkundigen, würde er jedesmal zur Thür hinausgeworfen. Prinz Albert wollte sich früher seiner Sache annehmen, sobald aber dies die sieben Doktoren merkten, schafften sie ihn schnell mit einem Pülverchen aus dem Wege. Auch Dr. Juch, der Redakteur des „Hermann", habe sich früher, da er ihm 8000 Pfund Belohnung geboten, für diese Angelegenheit interessirt; aber die sieben Herren Doktoren brachten ihm gleich ein Geschenk von 10,000 Pfund und da lieferte er einen Bericht über ihn, der ihn beinahe in's Narrenhaus gebracht hätte.

Jene Doktoren hätten ihn sogar schon mehrmals mit Reisegeld versehen und ihn nach seiner Geburtsstadt zurück schicken wollen; da jedoch die Matrosen bestochen waren, ihn unterwegs in's Wasser zu werfen, so sei er in London geblieben, um seine Sache weiter verfolgen zu können.

Nachdem der alte, scheinbar harmlose Hamburger noch mehr dieses Blödsinnes geschwatzt hatte, fing er an, mir ein Bild seines früheren Lebens zu entrollen, was mir einigermaßen den Schlüssel zu seinen fixen Ideen lieferte. Wenn seine Hamburger Jugendkameraden Sonntags in's Freie gingen und sich munter tummelten, blieb er ruhig zu Hause sitzen und las „nützliche“ Bücher, von denen er mir auch einige zeigte. Es waren alte Scharteken über Magie, Geistererscheinungen und ähnliches Zeug. Als er sich mit dieser Lektüre gründlich den Kopf verdreht hatte, war er auch eine Zeitlang in das Hamburger Irrenhaus gesteckt worden, aber nicht, um ihn etwa zu heilen, sondern vielmehr um ihn umzubringen.

Glücklicherweise sei er noch zur rechten Zeit durchgebrannt und habe schnell, um die ihm eingezwängte giftige Arznei unschädlich zu machen, ein paar Eimer Wasser getrunken. Dann habe er seine lieben Bücher eingepackt und sich von einem heimlichen Werber für die nach der Krim bestimmte Fremdenlegion nach England senden lassen und daselbst sei er denn auch geblieben.

Trotzdem der alte Hamburger seines Zeichens ein Kammmacher war, so arbeitete er in London doch für einen wahren Hungerlohn in einer der zahlreichen Stockfabriken, die sich meistenteils in den Händen der Deutschen befinden.

Ich sollte nun dem alten Hamburger einen an

das Londoner Postamt gerichteten Brief schreiben, in welchem ich dasselbe zur Herausgabe der besagten 200,000 Pfund bewegen sollte; sobald jenes Geld eingetroffen sei, wolle er mir die versprochenen 10,000 Pfund bar auszahlen und mich dann mit glänzendem Gehalt als Direktor einer von ihm zu gründenden Stockfabrik einsetzen. Nachdem ich ihm für diese außerordentlich günstige Offerte gedankt und ihm versprochen hatte, den verlangten Brief „nächstens“ zu schreiben, verließ er mich, um mich wenige Tage darauf ebenfalls jenen von den sieben Doktoren Bestochenen zuzuzählen. Auch hörte ich, daß er sich vorgenommen hatte, alle Fenster der Londoner Post-office einzuwerfen, damit seine Sache vor's Gericht und er zu seinem Rechte komme.

Doch es kam anders. Der alte Hamburger hatte auf einmal sehr viel mit dem Teufel zu schaffen; derselbe erschien ihm jede Nacht und drohte ihm, ihn umzubringen, wenn er seine Wirtin, eine bejahrte Witwe und Landsmännin, nicht heirate. Da er jedoch seiner rechtmäßigen Braut um keinen Preis untreu werden wollte, der Teufel aber auf seinem Vorschlag eigensinnig beharrte und denselben jede Nacht erneuerte, so mußte er sich manchmal tüchtig mit demselben herumschlagen, weil er öfters Morgens blutende Wunden an Arm und Bein aufzeigen konnte. Dann stellte er sich jedesmal stundenlang in den Hof vor ein großes Wasserfaß und wusch die Ver-

letzungen aus, damit ihn das in denselben enthaltene Gift nicht frühzeitig in's Grab brächte.

So war er dann auch eines Morgens sehr früh, als noch kein Mensch im ganzen Hause wach war, vor jenes große Wasserfaß getreten, um sich eine gewaltige Teufelswunde an der Stirne auszuwaschen und war, da er sich dabei etwas zu eifrig benahm, kopfüber in dasselbe gestürzt. Als die übrigen Hausbewohner später aufstanden, sahen sie vom alten Hamburger weiter nichts als seine dürren, aus dem Wasserbehälter stehenden, dem Himmel zu, gerichteten Beine. Er war tot; neben ihm lag das bunte Hochzeitstuch, das er sich einst in Pettycoat Lane für einige sauer verdiente Pence gekauft hatte.



Aus dem amerikanischen Westen.

I.

Auf einer Lehrerkonferenz in Wisconsin.

Mehr in Folge der freundlichen Einladung des Präsidenten des Oshkosher Schulvorstandes als aus eigenem Antriebe hatte ich mich in der geräumigen Aula des dortigen Hochschulgebäudes zu einer Konferenz amerikanischer Elementarlehrer eingefunden, um mich, wie schon früher, abermals zu langweilen und in meiner alten Ansicht über amerikanische Pädagogik auf's Neue bestärken zu lassen.

Da eine öffentliche Einladung an das gesammte Publikum ergangen war, so war die Halle gut besetzt, und zwar hauptsächlich von dem schönen Geschlechte, das erstens für derartige Dinge mehr Zeit als die Männer hat und eine Abwechslung der stereotypen Theevisiten mit obligatem Klatsche mit Freuden begrüßt, und zweitens auch am Erziehungs- und Unterrichtswesen direkt mehr beteiligt ist, da ja bekanntlich an allen amerikanischen Elementar- und

Mittelschulen mit sehr wenigen Ausnahmen nur Damen beschäftigt sind. Aus diesem Grunde nun anzunehmen, daß sie sich auch für das wahre Wesen ihres Berufes inniger interessieren und nach einer jeden darauf bezüglichen neuen Idee wie Litteraturhistoriker nach alten Incunabeln haschen, hieße nur weit vom Ziele schießen; denn Nichts ist diesen Ladies meistens gleichgültiger und in keiner Branche können sie unmöglich unwissender sein, als gerade auf dem Gebiete ihres Berufes; ja, ich möchte, auf eigene Anschauung gestützt, dreist behaupten, daß es für sie überhaupt keine Wissenschaft der Pädagogik gibt, da sie, wie die sie anstellenden Schulinspektoren noch der festesten Ueberzeugung sind, daß, wer sein vorgeschriebenes Examen in Rechnen, Geschichte der Vereinigten Staaten, Geographie und Rechtschreiben bestehe, diese Dinge auch selbstverständlich lehren könne.

Die Mehrzahl der amerikanischen Lehrerinnen sind solche, die sich in den Jahren befinden, wo sie nicht mehr älter werden, und denen weder pekuniäre Mittel noch persönliche Reize die Anwartschaft auf eine gewünschtere Existenz eröffnen; für diese ist also das Schulfach ein Rettungsanker, und da sie sich durchgängig mit einem Drittel des Gehaltes begnügen, den ein Mann für dieselbe Stellung beanspruchen würde, so ist es auch für sie sehr leicht, ein beständiges Engagement zu finden. Uebrigens sind sie auch gerade so gut wie die männlichen amerikanischen Lehrer;

beide halten sich ja doch nur bei ihrem Unterrichte an die vom Schulvorstande bestimmten Textbücher, aus denen sie katechismusartig die zu stellenden Fragen ablesen und dann die Antwort des Kindes mit dem des Buches vergleichen. Darin besteht mit kurzen Worten das ganze Geheimnis des amerikanischen Unterrichts.

Das auf kleinen Zetteln gedruckte Programm der Konferenz wurde am Eingange der Halle verteilt; doch schien sich der ganze Gang der Verhandlungen nicht im geringsten daran zu halten, und zwar aus dem höchst einfachen Grunde, weil man, wie man mir späterhin mitteilte, auf dasselbe die Namen und Themen der Vorträge bekannter Lehrer und Lehrerinnen gesetzt, ohne daß man denselben vorher auch das geringste Wort davon gesagt hatte.

Die Sitzung wurde mit dem Vorlesen irgendwelcher Gedichte eröffnet, was man rhetorical exercises nannte; Jeder, der sich auf seine Aussprache und Stimme etwas einbildete und irgend ein Buch in der Tasche hatte, konnte daran teilnehmen. Diese Uebungen wurden mit einer knittelpoetischen Huldigung, dem anwesenden Bezirksschulinspektor von einem Halbjahrslehrer aus einem benachbarten Dorfe dargebracht, geschlossen, die ob ihrer urwüchsigen Originalität einen das ganze Gebäude erschütternden Beifallssturm erntete.

Darauf wurde die heikle Frage der körperlichen Züchtigung zur Sprache gebracht, und eine ältliche Lehrerin las einen darauf bezüglichen gut stilisirten Aufsatz vor, dessen Hauptinhalt sich um die alte republikanische Maxime drehte, daß dasjenige das beste Gouvernement sei, das am wenigsten regiere, und von diesem Standpunkte aus die Prügelstrafe verdammte, — eine Ansicht, der alle andern, die ums Wort baten, beipflichteten. Da Niemand widersprach, so war dieser Gegenstand sehr bald erschöpft, so daß einem jungen Manne, der für die Newyorker Schulbuchhandlung von Ivison, Phinney & Co. reiste, die ersehnte Gelegenheit geboten wurde, einen längeren Vortrag über das Spencer'sche Schönschreibesystem zu halten. Er erläuterte dasselbe durch zahlreiche Beispiele an der Wandtafel und erregte durch seine äußerst eleganten Schriftzüge die Bewunderung aller Anwesenden.

Das Schönschreiben wird in Amerika als eine sehr geschätzte Kunst betrachtet und nirgends in der Welt findet man durchgängig so schöne und geschmackvolle Handschriften wie gerade hier. Leider wird demselben in den gewöhnlichen Bürgerschulen nicht die gehörige Aufmerksamkeit geschenkt, weil es durchgängig zu viel Zeit erfordert, so daß derjenige, der sich darin vervollkommnen will, seine Zuflucht zu einem sogenannten Commercial College nehmen muß, dem gewöhnlich ein Professor of Penmanship vorsteht.

Das Schönschreibsystem des verstorbenen Spencer wurde zuerst im Jahre 1848 publizirt und gewann durch sein außerordentlich geschmackvolles Alphabet bald den Sieg über alle andern Rivalsysteme, und hat denselben auch durch die staunenswerte Kunstfertigkeit seines Erfinders und seiner Schüler bis auf den heutigen Tag zu behaupten gewußt. Spencers Buchstaben sind der vielfältigsten Modifikationen fähig, die je nach dem Inhalte eines Schriftstückes zur Anwendung kommen; für Damenschrift hat er besondere Regeln aufgestellt. Wie sehr er überhaupt sein ganzes Wesen, sein Herz und seine Seele mit seiner Kunst identifizirte, zeigen zahlreiche zartfühlende Gedichte von ihm, in denen er dieselbe in ebenso eleganten Reimen wie Gedanken verherrlicht hat.

Dem ursprünglichen, von Deutschland ausgehenden Taktschreiben, der sogenannten Chirythmographie, schreibt er großen Wert zur Erlangung einer regelmäßigen Handbewegung zu, und einer seiner Anhänger im Albany College benutzte sogar ein Metronom bei seinem schönschriftlichen Unterrichte.

Als der Vorleser unter großem Beifalle geendet, stellte er an sämtliche Lehrer die Frage, ob sie sich auch in Zukunft seiner Vorschläge bedienen würden, was einstimmig mit „Yes“ beantwortet wurde, wonach sich die Versammlung bis auf's nächste Jahr vertagte. Jeder Lehrer, den ich über seine Meinung hinsichtlich der ganzen Konferenz fragte, erklärte mir,

in seinem Leben noch nie einer so interessanten und belehrenden Versammlung beigewohnt zu haben, was ihnen sicherlich auf's Wort zu glauben war.

II.

Das Staatsgefängnis in Wisconsin.

Es war am 10. Juli 1870, einem wunderschönen Sommertage, als ich in Chester, dem kleinen zwischen Oshkosh und Milwaukee gelegenen Städtchen, aus dem Waggon stieg, mich dann in die sogenannte Stage, einen alten viereckigen, mit getheerter Leinwand überzogenen Kasten setzte und mich hinunter nach dem zirka drei Meilen entfernten Waupun fahren ließ, um Freund Henry Cordier, der seit sechs Jahren dem dortigen Staatsgefängnis vorstand, einen Besuch abzustatten.

Waupun war damals ein kleines, nettes und dem Anschein nach ziemlich nettes Städtchen von zirka 3000 Einwohnern. Der Name scheint mit den Otschipwe-Wörtern „waban" oder „abo" zusammen zu hängen und demnach „Osten" oder die „aufgehende Sonne" zu bedeuten. Jedenfalls ist er ein durch englische Orthographie corrumpirtes Algonkin-Wort.

Das sehenswerteste Gebäude in Waupun und vielleicht im ganzen Staate Wisconsin ist das dortige Staatsgefängnis, dessen Türme schon von Chester aus sichtbar sind. Es enthielt ungefähr 200 Gefangene, wovon einunddreißig wegen Mordes und zwei wegen Notzucht zu lebenslänglicher Gefangenschaft verurteilt waren. Von diesen dreiunddreißig Hauptverbrechern waren vier Irländer, neun aber Deutsche.

Eine auffallende Erscheinung war sicherlich, daß das für das weibliche Geschlecht bestimmte Departement nur von drei Insassinnen bewohnt war, ein Umstand, der auf den Charakter des weiblichen Geschlechtes in Wisconsin ein sehr gutes Licht wirft. Eine davon war eine Deutsche, nämlich die Frau des Dr. Müller, der in Prairie du Chien an einem Apotheker einen Raubmord beging, wobei ihm sein edles Weib hülfreich zur Seite gestanden hatte. Dr. Müller erhängte sich vor seiner Verurteilung, die Frau Doktorin aber, die etwas weniger Courage hatte, wartete die ihre ruhig ab und hatte nun acht Jahre Zeit, ihr mißlungenes Werk zu bereuen. Im Allgemeinen schien mir der Aufenthaltsort für die Frauen etwas komfortabler als der für die Männer eingerichtet zu sein; eine jede Zelle in jenem Departement war zehn Fuß lang und vier Fuß breit, während sich die Mitglieder des stärkeren Geschlechtes mit Zellen von nur sieben Fuß Länge und derselben Breite

behelfen mußten. Im Ganzen enthielt das Gefängnis sechsunddreißig Zellen für Frauen.

Doch auch für den Standpunkt der Moral der männlichen Bevölkerung Wisconsins war die Zahl der Gefangenen eine sehr günstige, wenn man bedenkt, daß dieselbe vor 11 Jahren 160 betrug und daß seitdem die Population sich doch um die Hälfte vermehrt hatte. Die wenigsten Bewohner zählte jene Anstalt während des Krieges; nach demselben füllte sie sich jedoch plötzlich wieder, und zwar größtenteils durch entlassene Soldaten, die das rauhe Kriegsleben arbeitsscheu und gewissenlos gemacht hatte und denen seit ihrer Entlassung nur noch das Diebeshandwerk zusagte.

Die Mehrzahl der Gefangenen waren junge, kräftige Leute, meist in den Jahren zwischen zwanzig und dreißig stehend; Alle sahen wohlgekleidet und wohlgenährt aus und schienen sich mit großer Resignation in ihr Schicksal zu finden. Sie arbeiten teilweise in einem im Hofe befindlichen Steinbruche oder in der großen Stuhlfabrik der Anstalt und Herr Cordier hatte den Aufsehern streng anbefohlen, sie stets freundlich zu behandeln und sie nie ihre Ausstoßung aus der menschlichen Gesellschaft fühlen zu lassen.

Ueberhaupt können Cordier's Verdienste in dieser Richtung nicht genug gerühmt werden; er hatte das europäische Gefängniswesen gründlich studirt und das

Gute desselben dahier praktisch zu verwerten gesucht, so daß sein Institut als Musteranstalt in den Ver-Staaten gilt und Cordier allgemein als Autorität betrachtet wurde, wie aus mehreren Jahrgängen der „Reports on the Prisons and their Reformations of the United States and Canada“ hervorgeht. In dem Bericht von 1868 heißt es, daß das Staatsgefängnis von Wisconsin durch seine fähige Leitung die Aufmerksamkeit aller Fachmänner auf sich gezogen habe und daß die dortige Behandlung der Gefangenen viel humaner und natürlicher, als in irgend einer anderen Anstalt sei.

Die zweifarbige Kleidung für die Gefangenen hatte Cordier abgeschafft; dieselbe wurde nur noch als Strafe für Ungehorsam oder Faulheit angewandt. Jeder neue Ankömmling erhält übrigens die einfarbige Kleidung erst dann, nachdem er sich durch sein Betragen derselben würdig gezeigt hat. Es ist dies ein einfaches, aber ungemein wirksames Mittel, die Disziplin aufrecht zu erhalten und das bei Vielen erloschene Ehrgefühl wieder neu anzufachen. Prügelstrafe existirte nicht; die der Ordnung Zuwiderhandelnden wurden je nach dem Charakter ihres Vergehens auf längere oder kürzere Zeit mit Einzelhaft bestraft.

Da zirka 25 Prozent der Gefangenen weder lesen noch schreiben konnte, so hatte Herr Cordier eine Schule für dieselben errichten lassen, in der ganz

respektable Resultate erzielt wurden. Da der geringste Termin der Staatsgefangenen sechs Monate dauert, so verließ selten einer jene Anstalt, ohne im Lesen, Schreiben und Rechnen einigermaßen ausgebildet zu sein.

Ich kam gerade um 12 Uhr mittags an, als die Gefangenen in Reihe und Glied, jeder die linke Hand auf die Achsel seines Vordermannes gelegt, aus den Werkstätten kamen, um ihr Mittagsmahl in Empfang zu nehmen. Dasselbe bestand aus einem ansehnlichen Stücke Fleisch, einigen Kartoffeln und Brod so viel sie nur haben wollten. Jeder Gefangene erhielt zwei Mal des Tages Fleisch und drei Mal wöchentlich eine schmackhafte delikate Suppe, wie man sie in keinem westlichen Hotel besser findet.

Keinem der Gefangenen war es erlaubt, sich den Bart stehen zu lassen oder das Haar lang zu tragen. Für Rasiermesser und sonstige Utensilien ist hinlänglich gesorgt.

Da die Kleidung der meisten Gefangenen durch die häufig sehr lange Untersuchungshaft gänzlich unbrauchbar geworden ist, so erhielt jeder beim Abgange einen neuen schönen Anzug nebst einer Summe von fünf Dollars, welch' letztere ihm zwar nicht viel helfen, ihn aber immerhin doch befähigen, entweder nach Oshkosh oder Milwaukee reisen zu können, woselbst er dann versuchen muß, auf eigenen Füßen zu stehen.

III.

Von Chicago nach Omaha (1870).

Wie der Sturmwind raste der Zug der North-Western-Bahn durch die ebene, monotone und verhältnismäßig wenig besiedelte und bewaldete Gegend zwischen Chicago und Omaha, nur dann und wann einige Minuten an kleinen Plätzchen pausierend, „where“, wie Longfellow sagt, „two women and one goose make a market“. Um diese Eintönigkeit behaglicher überstehen zu können, begab ich mich in einen Waggon zweiter Klasse, der zwar harte Sitze, aber zur Entschädigung dafür die Freiheit des Rauchens bot und Einem manche interessante, unverfälschte, derbe Menschengestalt aus der vom Glücke weniger begünstigten Schichte der Gesellschaft vorführt. Das Gesicht eines jeden vor mir sitzenden wettergebräunten Mannes schien wie das Titelblatt eines Buches, das auf zahllose Kapitel, handelnd von bittern Kämpfen mit Menschen und Natur um des Lebens Nahrung und Notdurft und von ungezählten, ungesehenen Thränen über die Launen des Schicksals, schließen ließ.

Von Chicago bis nach Omaha brauchte man damals etwa 21 Stunden. Die Bahn ging eigent-

lich nur bis nach Council Bluffs am Missouri-Flusse und dort mußte man sich mit dem Fährboote, da die Brücke kaum angefangen war, übersetzen lassen. Council Bluffs zählt ungefähr 12,000 Einwohner; vor dem Jahre 1853 hieß es Kanesville. In früherer Zeit war diese Gegend meistens von den zur Algonkinfamilie gehörenden Pottawatomie-Indianern bewohnt; dieselben hielten gewöhnlich auf der Stelle, wo jetzt Council Bluffs steht, ihre Ratsversammlungen ab, wurden jedoch später durch die wilden Stämme der Pawnees, Omahas u. s. w. verdrängt. Vom Jahre 1846—1847 überwinterte daselbst die Hauptabteilung der aus Illinois vertriebenen Mormonen-Sekte auf ihrer Reise nach dem Salzsee.

Das ebenfalls hügelig gelegene Omaha macht vom Flusse aus einen sehr freundlichen und dem durch die reizlose Gegend der Hinreise ermatteten Auge wohlthuenden Eindruck.

Es war ungefähr 10 Uhr vormittags, als ich dort ankam, und während ich die Straßen nach einem respektabel aussehenden Gasthause durchmusterte, begegnete mir plötzlich zu meiner größten Ueberraschung Freund Cordier von Waupun, von dem ich in meiner vorigen Skizze sprach. Er war mit mehren andern hervorragenden Staatsbeamten von Wisconsin auf einer Vergnügungsfahrt nach San Francisco begriffen, fand es jedoch in Omaha für gut, seine Herren Kollegen allein reisen und sich mit dem nächsten

Zug nach dem „sweet home“ zurück bringen zu lassen.

Die nächste Ueberraschung bereitete uns Professor Robert von Schlagintweit, der bei einem befreundeten Arzte im Tivoli-Garten saß und gemütlich sein Gläschen Bier trank. Tags vorher hatte er Gypsabdrücke von zwei Indianerköpfen genommen. Die betreffenden Indianer befanden sich im dortigen Gefängnisse, das wir darauf besuchten. Die erste Zelle enthielt einen riesigen, halbnackten Indianer, welcher wegen Ermordung eines Blaßgesichts seinen Prozeß abwartete. Er klagte über Bauch- und Fußschmerzen, die jedoch der Doktor für Verstellung erklärte. Die acht anderen Rothäute in der nächsten Zelle waren als Zeugen gegen ihren Stammverwandten inhaftirt; sie schienen sich recht wohl und munter zu befinden, denn sie lachten und scherzten und genossen auch mancherlei Freiheiten. Mehrere waren nur mit einer wollenen Decke bekleidet; zwei davon hatten sich mit Medaillen geschmückt und einer hatte wirklich kunstreich gestickte, rot und weiße Beinkleider an.

In der dritten Zelle schmachtete ein Desparado in Ketten, dem ein junger Bursche beigesellt war, der uns in gutem Deutsch um eine Zeitung ersuchte. Der Name jenes jungen Mannes war Karl Schnell, — ein Name, der kurz vorher durch alle Zeitungen des Westens die Runde machte, weil sich ein interessantes Histörchen daran knüpfte, das ich meinen Lesern nicht

vorenthalten will. Es war nämlich vor einiger Zeit ein junges frisches Mädchen von Deutschland direkt nach Omaha gekommen und hatte sich von Schnell's Liebesanträgen so weit bethören lassen, daß sie in eine Heirat einwilligte. Karl ging in die nächste Galanteriewaarenhandlung, kaufte für einige Schillinge ein Paar Ohrringe und hing sie seiner Geliebten mit dem Bemerken an, daß diese Ceremonie in Amerika mit einer Trauung in Deutschland gleichbedeutend sei. Das Mädchen glaubte es auch. Als sie nun eine Woche zusammen gelebt hatten, schien Karl aus irgend welchen Gründen des ehelichen Lebens überdrüßig zu sein und er nahm seiner Frau die Ohrringe wieder weg, indem er sagte: „Das bedeutet Scheidung in Amerika!"

Jener saubere Geselle hatte eben eine Strafe wegen Diebstahls abzubüßen.

Wir aßen in Gesellschaft des Herrn Schlagintweit zu Mittag. Der berühmte Reisende hatte dabei den Frack angezogen, in welchem er sich Brigham Young in Salt Lake City vorgestellt hatte. Trotzdem er nachts vorher sehr unruhig geschlafen hatte, da ihm, wie wir vorher selbst gesehen hatten, das Bett zusammengebrochen war, wußte er seine Gäste doch durch recht angenehme Unterhaltung zu erheitern, so daß die Stunden bis zur Abreise wie Minuten verflossen.

Gern hätte ich den achtzig Meilen von Omaha

wohnenden, durch die Controverse hinsichtlich der Autorschaft des „Fechters von Ravenna“ berühmten Schulmeister Franz Bacherl aufgesucht, wenn nicht ein derartiger Ausflug mit zu großen Reiseunannehmlichkeiten und mit dem Verluste von zu viel Zeit verbunden gewesen wäre.

Wie man in Amerika im Handumdrehen Geistlicher werden kann.

Zur Zeit, da ich in Johnstown in Pennsylvanien wohnte, kam eines Tages ein junger, mit einem schwarzen Schnurrbart versehener Mann zu mir, grüßte mich von einem Freunde in Baltimore und äußerte den Wunsch, ich möge ihm doch eine Lehrerstelle verschaffen.

Auf die Frage, weshalb er denn gerade nach dem kleinen Johnstown gereist sei, wo doch Baltimore einem Lehrer größere Chancen biete, erwiderte er, er habe gehört, an der hiesigen lutherischen Gemeindeschule würde bald eine Vakanz eintreten und da wolle er wenigstens einer der ersten Kandidaten sein. Ich erklärte ihm, daß dieses Gerücht auf einem Irrtume beruhe und daß ich, im Falle dieselbe wirklich eines

neuen Lehrers benötigt sei, doch nichts für ihn thun könne.

Aus seinen ferneren Reden ging hervor, daß er schon zahlreiche Lehrerstellen gehabt, an keiner aber länger, als höchstens ein halbes Jahr ausgehalten hatte. Dieser Umstand sprach gerade nicht zu seinen Gunsten und da überhaupt das ganze Auftreten dieses vagirenden Schulmeisters etwas Schwindelhaftes an sich hatte, so suchte ich ihn durch eine billige Ausrede los zu werden und da er sah, daß ich mich durchaus nicht dazu bereden ließ, ihm die Passage nach Pittsburg, woselbst er Verwandte zu haben vorgab, vorzustrecken, so entfernte er sich denn auch bald.

Aber unser Städtchen verließ er nicht, sondern hielt sich noch einige Wochen darin auf und bettelte Jeden an, der ihm in die Quere kam. Und das Pumpgeschäft verstand er gründlich; auch machte er sich durchaus kein Gewissen daraus, dabei als geriebener Schwindler aufzutreten.

Als er nun endlich unser Städtchen verlassen hatte, kam eines Abends ein alter Freund zu mir und sprach mit dem Ausdrucke höchster Entrüstung: „Wenn Sie mir noch einmal einen Ihrer Bekannten zuschicken, so verklage ich Sie!“

„Was meinen Sie damit?“

„Wenn wieder ein Schwindler zu Ihnen kommt, so behalten Sie ihn gefälligst für sich.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Nun, Sie haben mir doch den elenden Schulmeister auf den Hals geschickt und er hat mich, zu meiner eigenen Schande muß ich's gestehen, um bare 16 Dollars beschwindelt.“

„Da sind sie doppelt angeführt worden, denn ich habe jenem Kerl weder Ihre Adresse noch einen Cent gegeben. Solche Stromer kenne ich und verstehe es auch, sie so schnell wie möglich los zu werden.“

„Kömmt mir noch einmal einer dieser Schufte in das Haus und lügt mir etwas vor, dann soll er seine Knochen in einem Taschentuche heimtragen!“

Mein Freund war, wie ich erfuhr, nicht der einzige gewesen, der von dem stellensuchenden Schulmeister gebrandschatzt worden war und mancher wirklich Bedürftige hat sich dadurch späterhin statt der erwarteten Unterstützung mit groben Redensarten abspeisen lassen müssen.

Monate vergingen, da erfuhr ich zufällig, daß jener Schulmeister zu Pittsburg eine Stelle an einer zur Missouri-Synode gehörenden Gemeide, an der man gerade einen Lehrer, „der fest im Glauben und in der Wahrheit stand“, brauchte, erhalten hatte.

Gleich wurden natürlich einige Mahnbriefe an ihn abgesandt, aber er ließ dieselben, trotzdem darin gedroht war, seine Schwindeleien seinem Kirchenrate und Prediger mitzuteilen, konsequent unbeantwortet

und endlich hörte man, er sei plötzlich mit Hinterlassung zahlreicher Schulden verduftet; fernerhin erfuhr man, daß vor seiner Abreise die Armenkasse in der betreffenden Kirche erbrochen und ihres Inhaltes beraubt worden war und dergleichen Schandthaten mehr.

Wieder vergingen einige Monate, da sah ich bei einem mir befreundeten Geistlichen eine Nummer der zu Cincinnati erscheinenden „Union", der Wochenschrift der deutschamerikanischen Protestanten-Vereinler, welche die Beschreibung der Ordination und Amtseinführung eines jungen, früher dem Lehrerstande angehörenden Geistlichen, enthielt, der nun in der Umgegend von Cincinnati eine Stelle als Prediger und Schulmeister einer kleinen Landgemeinde erhalten hatte. Der Name des betreffenden Mannes Gottes kam mir bekannt vor und ich eilte also zu meinem beschwindelten Freunde und fragte ihn, wie jener Vagabund von Schulmeister geheißen habe.

„John P. Keiper heißt der Schurke!" erwiderte er.

„Wissen Sie auch, was aus ihm geworden ist?"

„Sicherlich ein Zuchthäusler!"

„Bitte um Entschuldigung — er ist jetzt wohlbestallter Pastor; lesen Sie nur!"

Nachdem er den betreffenden Zeitungsartikel gelesen und dabei mehrmals den Kopf geschüttelt hatte, sprach er: „Diesen Kerl werde ich bis an das Ende der Welt verfolgen und wenn ich noch hundert

Dollar daran hängen muß. Solche Bürschchen müssen unschädlich gemacht werden!"

Etwas aber vermochte er mit bestem Willen nicht zu begreifen, nämlich, daß hier einer so im Handumdrehen Geistlicher werden konnte.

„Nichts leichter als dies", entgegnete ich. „Wenn man ein gutes Mundstück besitzt und etwas im Katechismus und in der biblischen Geschichte bewandert ist, so braucht man sich nur an irgend eine Synode oder sonstige kirchliche Organisation zu wenden und das andere gibt sich dann von selbst. Man wird ordiniert und in irgend ein Bauernnest geschickt, wo man dann den Herrn Pastor spielen kann. Solche Leute mögen nun so dumm sein, wie sie wollen, sind immerhin noch gelehrter als ihre Gemeindemitglieder und das ist ja genügend. Die Leitung der „Protestantischen Union" aber ruht nur in den Händen von Ex-Schulmeistern und da ist es also erst recht kein Wunder, wenn dieselben ihrem ehemaligen Kollegen zum Eintritt in das geistliche Amt liebevoll unter die Arme gegriffen haben."

„Schöne Geschichten das!" erwiderte mein Freund; „aber ich werde ihm heute noch einen Brief schreiben, den er nicht unbeantwortet lassen wird."

Und auf diesen Brief erhielt er auch prompte Antwort; dieselbe lautete dahin, daß der Geistliche erst nach drei Monaten seinen ersten Gehalt beziehen und daß er alsdann seine Schuld pünktlich abtragen würde.

Habe ich so lange gewartet, dachte mein Freund, so kann ich auch noch länger warten; aber er schrieb ihm, daß wenn er nicht Wort halte, es seiner Gemeinde erzählen werde, wer und was eigentlich der Pastor Keiper sei.

An einem kalten, rauhen Winterabende kam mein Freund heiter gelaunt zu mir und sagte: „Ich weiß nicht, ich habe heute Abend große Lust, einmal eine Flasche guten Weines zu trinken; da es mir aber nicht allein schmeckt, so lade ich Sie freundlichst ein, mit mir zum alten „Weinhannes“ zu gehen, denn dort findet man immer noch den besten Rheinwein.

Ich mußte unter jeder Bedingung mit ihm gehen und während wir nun traulich beim perlenden Weine saßen, erzählte er mir, daß er von dem frommen Manne Gottes sein Geld heute erhalten habe, wofür er eigentlich doch mir verpflichtet sei.

„Da können also wieder die Schulmeister kommen und Sie anbetteln, denn man weiß nicht, was aus solchen Leuten noch alles werden kann!“ sagte ich.

„Und wenn ich es dem nächsten vagierenden Schulmeister an der Nase absehe, daß er in einigen Wochen Professor der Theologie oder Konsistorialrat wird, so bekommt er einen Tritt vor seinen „Katechismus“, daß ihm der Einband aus allen Fugen geht! Prosit!“



Eine Stunde im Polizeigericht zu Harlem.

„Ich glaubte, Sie wären schon längst gestorben, habe ich Sie doch seit einer halben Ewigkeit nicht mehr gesehen", sagte mein Freund D. als er mir zufällig eines Samstagabends auf der Courtland Avenue in Melrose, einer Vorstadt New-Yorks begegnete; „und" fügte er, nachdem er mir die Hand tüchtig geschüttelt hatte, hinzu, „um Ihr Auferstehungsfest würdig zu feiern, lassen Sie uns zum alten Vater Campioni gehen und ein Glas Kulmbacher trinken!"

Vater Campioni, der trotz seines italienischen Namens doch ein ächter, biederer Deutscher ist, hielt zwar das genannte Getränk nicht, aber er verstand es vortrefflich aus Porter und Bier eine erfrischende Mischung herzustellen, welche wie Kulmbacher aussah und auch einen ganz angenehmen Geschmack hatte.

An einem Samstagabend ist nun eine Wirtschaft nicht immer der gemütlichste Aufenthalt, denn um diese Zeit haben die meisten Menschen ihren Wochenlohn in der Tasche und suchen sich nun nach ihrem Geschmacke zu amüsieren. Da setzt sich der eine, der die Last und Hitze einer Arbeitswoche hinter sich hat, hin, löscht seinen Gewohnheitsdurst und bringt die

die aus den Fugen gegangene politische Welt wieder in Ordnung; ein anderer bringt die Frage, ob die Amerikaner dem Freihandel oder Schutzzoll huldigen sollten, zum endgültigen Abschluß; ein dritter donnert und wettert über die korrupte Verwaltung der Stadt und über die Bestechlichkeit der Aldermen und ähnliche wichtige Dinge, über die die gewöhnlichen Leute blos hinter dem Glase Bier nachzudenken und zu plaudern pflegen. Dagegen wäre nun auch nicht das Geringste einzuwenden, wenn es nur Alle so machten. Aber da gibt es auch Individuen, die gehen nur zu dem Zwecke ins Wirtshaus, um darin Skandal zu machen, Streit anzufangen und womöglich den Wirt einmal in seinem eigenen Lokale gründlich durchzuprügeln. Darin besteht hauptsächlich das Samstagabend-Vergnügen der Irländer, die, nachdem sie ihrem geliebten Whisky tapfer zugesprochen haben, die Zahlung verweigern und dann die fühlbaren Konsequenzen ruhig in den Kauf nehmen. Derjenige Irländer, der am Sonntagsmorgen nicht mit einem blauen Auge oder einem mit Pflastern beklebten Kopf zur Kirche geht, kennt die wahre Feier des Samstags noch lange nicht.

Drei solcher Einwanderer aus der grünen Insel hatten sich nun auch an jenem Abende beim Vater Campioni eingefunden. Sie standen an der Bar und sprachen ihrem Nationalgetränk, das sie sich von dem handfesten Wirtssohne kredenzen ließen, tapfer zu und legten dann, als es an die Bezahlung gehen sollte,

ihren üblichen Protest ein. Da dem jungen Wirte solche Gäste überhaupt blos dann gefielen, wenn sie seine Thüre von außen schlossen, so nahm er sie, da sie keine Lust zu haben schienen, sich ruhig zu entfernen, einfach am Arme und gab ihnen das Geleite hinaus auf die Straße. Bald aber hörten wir draußen furchtbare Drohungen ausstoßen; das Lokal sollte gestürmt und alle Insassen niedergemacht werden.

Der alte Campioni hatte während dieses Vorganges sich ruhig am Stammtische seiner Spießbürger aufgehalten und sich mit denselben in ein Spielchen Binocle vertieft. Als er nun merkte, daß Unheil im Anzuge war, winkte er seinem treuen Phylax, einem starken Neufundländer, und trat mit demselben vor die Eingangsthüre, um die Belagerung seines Lokales einer Inspektion zu unterwerfen. Im nächsten Augenblick aber flog ihm mit solcher Wucht ein schwerer Stein an den Kopf, daß er niederstürzte und kein Glied mehr regte.

Mit Blitzesschnelle war sein Sohn vor der Thüre. Niemand folgte ihm, denn jeder war nur um das Leben des alten Herrn besorgt. Ein schnell herbei gerufener Arzt konstatierte eine gefährliche Verwundung. Polizei war, wie überhaupt in allen dringenden Fällen, nicht zur Hand und indem man sich bereit erklärte, den Strick zur Hinrichtung des betreffenden Vagabunden zu liefern, trat der junge Campioni wieder ein und hielt ein scharfkantiges, aus

einem Thürgeländer gebrochenes Stück Holz in der Hand.

„Hoffentlich haben Sie den Halunken tot geschlagen!“ sprach ich ihm zu.

„Er hat sein Teil!“ erwiderte er kurz.

„Kann er noch gehen?“

„Um Gotteswillen, seien Sie still; er läuft nicht mehr weit!“

So gefährlich war es nun doch nicht. Der jugendliche Vagabund fand doch noch den Weg nach Hause und legte sich zur Ruhe. Sein Schlaf wurde jedoch bald gestört, denn zwei Polizisten holten ihn aus dem Bette und führten ihn zur Identifikation in das Campioni'sche Lokal zurück. Den Arm trug er in einer Schlinge und sein Kopf blutete aus mehreren Wunden, sodaß selbst seinem Züchtiger ein menschliches Rühren überkam und er ihm zur Stärkung für seinen Gang nach dem Gefängnisse ein Glas Sodawasser reichte. Kaum aber hielt es der verwegene Halunke in der Hand, da versuchte er auch schon, es seinem Wohlthäter in das Gesicht zu schleudern, worauf er dann eiligst nach dem Gefängnis abgeführt wurde.

Am nächsten Tage nun lasen wir in den Zeitungen, daß jener gefährliche Geselle nach dem Bellevue Hospitale gesandt sei und daß er vorher erklärt habe, er sei von dem jungen Campioni zum Hause hinausgeworfen worden und habe dabei mehrere Messerstiche

ihm erhalten. Daß dies eine infame Lüge war, konnten wir alle beweisen und erklärten uns auch alle dazu bereit.

Auf diese Weise wurde es uns dann ermöglicht, das Innere des Polizeigerichtes von Harlem kennen zu lernen. Jeder darin Bedienstete trug die unverkennbare Physiognomie von Tipperary oder Limmerick zur Schau und sprach den reinsten irländischen Dialekt, so daß man sich wahrhaftig auf die grüne Insel versetzt glaubte. Nur ein Einziger, der sich in der langen Halle vor dem Gerichtssaale mit einem Advokaten laut unterhielt, schien anderer Abstammung zu sein und als er uns deutsch sprechen hörte, kam er auf uns zu und bat uns auf deutsch, ihm doch, da er mit der englischen Sprache nicht gut fertig werden könne, etwas behülflich zu sein.

„Wo fehlt's denn, Landsmann?“ fragte einer von uns.

„Ich will mich,“ erwiderte er, „von meiner Frau scheiden lassen; sie ist ein schlechtes Mensch und hält es mit einem andern.“

„So leicht geht das nicht; da müssen Sie vor allen Dingen einen Advokaten engagiren und das kostet Geld.“

„Ich bin ein armer Arbeiter und verdiene nur dreißig Dollars den Monat. Zwei Dollars könnte ich allenfals dem Advokaten versprechen.

„Wenn Sie nicht mindestens über fünfzig Dollars verfügen, können Sie sich das Vergnügen eines Scheidungsprozesses nicht erlauben.“

„Amerika ist doch das schlechteste Land auf Gottes Erdboden; es existiert hier auch gar keine Gerechtigkeit für den armen Mann. Aber wenn ich jetzt nicht mein Recht bekomme, so gehe ich nach Hause und schieße den Kerl tot.“

„Dann werden Sie aufgehenkt!“

„Meinetwegen, das Leben ist mir doch zur Last.“

„Haben Sie denn,“ fragte ihn nun ein anderer, „auch Beweise dafür, daß sich ihre Frau des Ehebruchs schuldig gemacht hat?“

„Sie hat's mir selber eingestanden; auch habe ich einmal gesehen, wie er ihr — —“

Ich bin wahrhaftig nicht zimperlich und durch meinen langjährigen Umgang mit den niedern Volksklassen an „starken Tabak“ gewöhnt, den Schlußsatz wage ich jedoch nicht anzuführen, und da ich ferner niemals ein Freund von Umschreibungen und tugendhaften Einkleidungen derber Dinge war, so überlasse ich es dem geneigten Leser, sich das Weitere dazu zu denken.

„Gehen Sie doch hin, riet ihm nun ein anderer, „und verkaufen Sie Ihren ganzen Hausrat und ziehen Sie nach einer andern Stadt; dann sind Sie so gut wie geschieden!“

„Dazu aber hatte er keine Lust. Auch ging aus seinem weitern Gespräche hervor, daß er doch gern bei seiner Frau bleiben möchte; dieselbe sollte nur gezwungen werden, die Vielmännerei aufzugeben.

Endlich erschien der so lange erwartete Richter und der Gefangene wurde vorgeführt. Sein Kopf war mit unzähligen Pflastern bedeckt und er sah totenbleich aus. Seine junge Frau saß im Zuschauerraum und weinte; er würdigte sie keines Blickes.

Der alte Campioni, der bereits glücklich wieder so weit hergestellt war, daß er den weiten Gang nach der Polizeistation unternehmen konnte, wurde aufgerufen und brachte dann seine auf „Angriff mit der Absicht zu töten" lautende Anklage vor. Dann trat sein Advokat auf und sprach zur Begründung der Anklage Folgendes:

„Wir haben es hier mit einem sehr gefährlichen Menschen zu thun. Er ist erst 22 Jahre alt, hat aber bereits 14½ Jahre davon in verschiedenen Gefängnissen zugebracht. Dort steht Kapitain Wilkes, unser gewandter Geheimpolizist; derselbe verhaftete ihn einst wegen Straßenraubs; er erklärte sich schuldig und wurde auf fünf Jahre ins Zuchthaus geschickt!"

Der Richter sah den Geheimpolizisten fragend an und nachdem derselbe bejahend genickt hatte, warf er dem jungen Zuchthausvogel einen durchbohrenden Blick zu und machte, ohne auf die andern Bemerkungen des Rechtsgelehrten zu horchen, sich einige Notizen.

„Ist dies der Mann, der Sie mit einem Steine geworfen hat?“ fragte der Richter den alten Campioni

„Ja!“ erwiderte derselbe einfach.

„Haben Sie diesem Mann einen Stein an den Kopf geworfen, fragte er nun den jungen Verbrecher.

„Ja.“

„Hat Ihnen dieser Herr etwas zuleide gethan?“

„Nein.“

„Hat er überhaupt ein Wort mit Ihnen gesprochen.“

„Nein.“

Damit war die Voruntersuchung beendet. Der Richter überwies den Verbrecher der Grand Jury und stellte ihn unter 1,500 Dollars Bürgschaft. Da niemand da war, der sich bereit erklärte, Bürgschaft zu leisten, so ward er wieder in sein Gefängnis zurück geführt. Gegen den jungen Campioni war keine Klage eingereicht worden.

„Ich fürchte nur“, sprach der Advokat, als er mit uns den Gerichtssaal verließ, „der Schuft wird es zu keinem Prozesse kommen lassen und sich einfach, wie er es heute that, schuldig erklären, denn alsdann kommt er mit dem geringsten Strafmaße, fünf Jahre Zuchthaus, weg.“

Die Sache kam aber noch ganz anders. Nachdem wir mehrmals vor die Grand Jury vorgeladen, aber nie verhört worden waren, erklärte sich der junge Taugenichts, ehe der Prozeß wirklich seinen Anfang nahm, des einfachen Angriffs schuldig und sein Advokat,

ebenfalls ein verwegen aussehender Irländer, setzte dem Richter auseinander, daß sein Klient nur aus Zufall dem alten Campioni einen Stein an den Kopf geworfen und daß er dafür von dessen Sohne eine derbe körperliche Züchtigung erhalten habe.

Der Distrikts-Anwalt, dessen Aufgabe es ist, als Verteidiger des Volkes aufzutreten, hatte kein Wort zu sagen und so diktierte denn der Richter dem Angeklagten ein Jahr Gefängnis zu.

Ich hatte übrigens auf diese Weise Gelegenheit bekommen, mich von dem politischen Einflusse, den in New-York selbst der verkommenste Irländer hat, überzeugen zu können und wundre mich nun gar nicht darüber, daß in allen Departements der städtischen Regierung, die fast ganz in den Händen von Irländern oder Abkömmlingen derselben liegt, eine solche Korruption und Bestechlichkeit herrscht.

Ein Vormittag in Poe's „Rabenhaus".

Edgar Allan Poe, der amerikanische Romantiker und in der ganzen Welt, in der man sich um Litteratur bekümmert, als Verfasser des pessimistischen Gedichtes „The Raven" bekannt, hat, nachdem er durch das Auftreten Griswolds lange als Ausbund aller menschlichen Verkommenheit gegolten, doch allmählich eine Popularität verlangt, von der er sich sicherlich in seinen Lebzeiten nichts hatte träumen lassen. Von seinen gesammelten Werken, die besonders neuerdings in R. H. Stoddard einen verdienstvollen Redakteur gefunden haben, wird eine Auflage nach der andern gedruckt und seine teilweise in Dunkel gehüllte Lebensgeschichte zieht noch immer Biographen an, den Schleier, der über so mancher Episode hängt, zu lüften und dann auch Poe's guten Eigenschaften als Mensch und Ehegatte rechtfertigende Worte zu widmen. So hat sich dann allmählich der Amerikaner dazu bequemt, stolz auf ihn zu sein und ihn als einen seiner talentvollsten Originaldichter zu verehren.

Welcher Umschwung zu seinen Gunsten in der öffentlichen Meinung stattgefunden hat, zeigt, daß man ihm zwei Denkmale, eins in Baltimore und eins in New-York gesetzt hat. Zu dem ersteren hatten die Lehrer Baltimore's die nötigen Mittel aufgebracht;

zum letzteren, das sich im Dichterwinkel des Kunstmuseums im Zentralpark befindet, hatten hauptsächlich durch eine von Edwin Booth ausgehende Anregung die Schauspieler und Schriftsteller Amerika's die erforderlichen Gelder gesammelt. Der genannte Tragöde sagte damals in der Einweihungsrede, daß Poe zwar kein dramatischer Dichter, wohl aber der Sohn eines Schauspielers gewesen sei, der sich zur Zeit, als die dramatische Kunst in Amerika noch im Argen lag und unter dem Drucke der öffentlichen Meinung, die darin eine Entwürdigung menschlicher Fähigkeiten erblickte, zu leiden hatte, die Vorurteile seiner Verwandten und begüterten Eltern herausfordernd, der Bühne zuwandte und die mannigfachen Leiden seines Standes mutig ertrug. Der dramatische Künstler, sprach Booth weiter, sieht in jedem Dichter einen Bahnbrecher seiner Kunst, denn da, wo die Poesie kein Publikum findet, braucht sich auch der Schauspieler nicht nach Lorbeeren umzusehen; beide pflegen das Schöne und wenn nun also die Bühnenkünstler Amerika's Poe's Büste in das Kunstmuseum des Zentralparkes stellten, so trügen sie einfach eine gerechte Schuld ab.

Die Errichtung dieses Denkmals, zu dessen Einweihungsfeierlichkeit sich zahlreiche Schriftsteller, Journalisten und Kanzelredner eingefunden hatten, hat natürlich ebenfalls wieder das Interesse an Poe's Dichtungen und abenteuerreichem Leben wachgerufen und zahlreiche Pilger nach der alten Bretterbude an

der 84. Straße und der 10. Avenue, in der das Gedicht „The Raven“ geschrieben wurde, geführt.

Poe war im Jahre 1844 nach New-York gekommen und hatte an dem von Willis & Morris herausgegebenen „Mirror“ eine schlecht bezahlte Stelle als Hilfsredakteur angenommen. Da er eine kränkliche Frau nebst Schwiegermutter zu ernähren hatte, so mußte er, wenn er keine Schulden machen wollte, seine wenigen Dollars zusammen halten und doch fehlte es mitunter trotz der größten Sparsamkeit an allen Ecken und Enden. Er mietete sich also in dem bereits erwähnten alten Hause, das einst Washington und seinen Offizieren während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges auf kurze Zeit zum Hauptquartier gedient hatte, ein paar Zimmer und Frau Brennan, die damalige Hauseigentümerin, gibt ihm das Zeugnis, daß er seine Rechnungen stets pünktlich bezahlt und sich überhaupt, soweit sie beobachten konnte, als Gentleman betragen habe.

Poe führte damals ein Einsiedlerleben, denn von seinen Freunden verirrte sich selten einer in diese abgelegene Gegend.

Das betreffende Haus stand vor einigen Jahren noch, und zog schon dadurch, daß es so ziemlich vereinsamt in der Nähe moderner Backsteingebäude auf einer felsigen Anhöhe thronte, die Aufmerksamkeit der Passanten auf sich, so daß es uns also, dem Verfasser dieser Zeilen und zwei Freunden nämlich, sehr

leicht wurde, es auf einem am Pfingstmontage unternommenen Morgenspaziergange aufzufinden.

Das Haus bestand aus zwei Abteilungen, einem Haupt- und Nebengebäude, von welchen jedes einen riesigen, aus Backstein erbauten Schornstein, deren einer blau angestrichen ist, besaß. Auch die aus dicken Holzbrettern gezimmerten, schief hängenden Fensterläden waren blau angestrichen; im Uebrigen aber schien das Holzgebäude von außen niemals mit irgend einer Farbe beglückt gewesen zu sein. Das Dach war mit rostigem Eisenblech an zahlreichen Stellen zur Abhaltung des Regens notdürftig zusammengeflickt, und das ganze Haus machte im Allgemeinen den Eindruck, als habe daselbst ein sogenannter Squatter vorübergehend sein Domizil aufgeschlagen.

„Dies Haus wird auch wohl bald einem stattlichen Gebäude weichen müssen", sprach ich zu einem deutschen, in der Nähe stehenden Gärtner.

„Durchaus nicht," erwiderte dieser; „die Felsen, worauf es steht, sind 8—20 Fuß hoch und diese zu sprengen und den Boden der Straße gleich zu machen, kostet gar viel Geld."

„Wer bewohnt es gegenwärtig?"

„Ein Deutscher."

„Würde uns derselbe wohl erlauben, es zu besichtigen?"

„Ohne Zweifel. Wartet einen Augenblick; er ist ein guter Freund von mir und ich will erst mit ihm

sprechen, damit er nicht etwa glaubt, es wollten ihn Geheimpolizisten überrumpeln."

Gleich darauf streckte der Hausbewohner den Kopf durch ein Fenster des oberen Stockwerks.

„Du, Dschahn," rief ihm unser zufällig entdeckter Cicerone zu, „es sin hier anige Herre do, die wolle gern amol das Haus sehe, wo der deutsche Dichter drin gewohnt hot."

„Se solle ruhig komme," war die freundliche Antwort.

Eine einfache, aus lose zusammengefügten Brettern bestehende Treppe führte uns in das betreffende Haus. Die Zimmer darin waren niedrig, aber ungemein hell, da alle nach jeder Seite zwei Fenster hatten. Poe bewohnte mit seiner Virginia das Zimmer im zweiten Stocke des Hauptgebäudes, welches eine reizende Aussicht auf die Pallisaden des nahen Hudsonflusses gewährt. Dort schrieb er auch sein berühmtes Gedicht. Mit Ausnahme einer vom jetzigen Bewohner in diesem Zimmer errichteten spanischen Wand befand es sich noch in demselben Zustande, wie zur Zeit Poe's; in das alte, in künstlerischer Hinsicht merkwürdige Kamingesims soll, wie William Gill erzählt, einst Poe seinen Namen eingeritzt haben, doch konnten wir keine Spur davon entdecken.

Der neue Bewohner, ein biederer, aus dem Hessendarmstädtischen stammender Maurer namens John Nägel, teilte uns mit, daß schon mehrere dies-

Zimmer inspizirende Amerikaner den Versuch gemacht hätten, einige Stücke aus dem Kamingesims zu brechen, doch habe er jedesmal ernstlich dagegen protestirt.

Hinter jenem Häuschen hatte unser Darmhesse sich einen kleinen Gemüsegarten angelegt und in demselben zur Vertreibung der gefräßigen Spatzen eine aus einem alten Hut und einem zerrissenen Rock bestehende Vogelscheuche angebracht.

Wir gaben ihm den wohlgemeinten Rat, jenen Hut, der doch aussähe als habe er seinem früheren Eigentümer bei manchem Rausche zur Kopfbedeckung gedient, für Poe's Hut auszugeben; überhaupt solle er etwas mehr „amerikanisch" sein, das „Rabenzimmmer" mit einer alten Lampe und einigen aus dem Leim gegangenen Stühlen, die natürlich, was ja leicht dokumentarisch nachzuweisen sei, ehemals Poe's Eigentum gewesen sein müßten, ausstaffieren und dann das Zimmer mit diesen interessanten Reliquien den Fremden nur gegen ein gewisses Eintrittsgeld zeigen.

„Man merkt es Euch an," sagte darauf der gutmütige Darmstädter, „daß Ihr heute, als am heiligen Pfingstsonntage, noch nicht in der Kirche gewesen seid."

Darauf verabschiedeten wir uns.

Hexerei in Pennsylvanien.

Kürzlich fiel mir eine englische, in Pennsylvanien erscheinende Zeitung in die Hand, in der sich ein Bericht über einen in dem kleinen Städtchen Columbia verhandelten, höchst eigentümlichen Prozeßb efand. Es hatte nämlich ein junger Mann seine leibhaftige Mutter auf Hexerei verklagt und vor dem Friedensrichter des genannten Ortes durch Zeugen bewiesen, daß sie ihm seinen Lieblingshund dermaßen verzaubert hatte, daß derselbe so lange im Kreise herumgelaufen war, bis er endlich krepirte.

Daß der Aberglaube besonders in den Ortschaften des sektenreichen Pennsylvanien, die durch eine Eisenbahn noch nicht in den allgemeinen Weltverkehr gezogen worden, mitunter gar sonderbare Blüten treibt, davon habe ich mich während meines sechsjährigen Aufenthaltes in jenem Staate öfter als mir lieb war überzeugen können. Die Farmer, welche meistenteils von deutscher Abstammung sind, aber die Sprache ihrer Vorfahren längst vergessen oder mit einem widerwärtigen Jargon vertauscht haben und die außer ihrer alten Familienbibel höchstens noch eine Geschichte der christlichen Märtyrer zu lesen pflegten, glauben noch alle an Hexen, Beschwörungen, Sympathiekuren u. dgl. und habe ich aus eigener Erfahrung wahr=

genommen, wie ungemein leicht es dort ist, in den Geruch eines Zauberers zu kommen, und wie schwer es dann ist, den Leuten ihren Wahn zu benehmen.

Die hauptsächlichste und berühmteste Zauberin, eine achtzigjährige Frau Namens Barbara Fischer, wohnte ungefähr fünf Meilen von Reinholdsville entfernt als Einsiedlerin im Gebirge. Trotz ihres hohen Alters war sie noch ungemein rüstig und verstand es prächtig, ihren Ruf zu erhalten und auszunützen; aber sie gewährte noch lange jedem neugierigen Fremden für Geld und gute Worte Audienz. Sie hatte eine große Kundschaft, und Jeder, der eine Brandwunde hatte oder der mit dem fallenden Weh behaftet war, eilte zu ihr. Jedes Kind, das an Triefaugen litt, stotterte oder mit dem Wachsen nicht genug eilte, wurde zu Frau Fischer getragen und kurirt — oder auch nicht. Der Farmer, dem ein Pferd gestohlen worden, eilte sicherlich erst zu jener Hexe und ließ sich von ihr ein Mittel zur Entdeckung des Diebes geben. Brach irgendwo ein Feuer aus, so wußte Frau Fischer über den etwaigen Brandstifter Bescheid; waren die Aussichten auf eine reiche Ernte ungünstig, oder fehlte einer Kuh etwas, so ging man einfach zu genannter Hexe, und wenn ihre Mittel nicht anschlugen, so war dies nur dem Umstande zuzuschreiben, daß dem betreffenden Manne der wahre Glaube an ihre Kunst fehlte.

Frau Fischer gebrauchte keine Medikamente; sie blies einfach die Kranken an, strich auch vielleicht

einmal mit der Hand über den leidenden Körperteil und murmelte einige nur ihr verständliche Sprüche dazu.

Die meisten dieser pennsylvanischen Wunderfrauen führen ein Einsiedlerleben und lassen ihre Leute stets zu sich kommen. Sie geben Auskunft über die Kunst, die Liebe bevorzugter Menschen zu gewinnen und manches junge Mädchen ist ihnen für eine glückliche Verheiratung zu Dank verpflichtet.

Eine dieser Frauen hatte einst die Farmer ihrer Nachbarschaft dazu beredet, wochenlang Tag und Nacht an einem bestimmten Orte nach Geld zu graben, und als es allen Anschein hatte, daß die ersehnten Schätze wohl niemals an's Tageslicht befördert würden, half sie sich mit der Ausrede, daß einer der Schatzgräber eine Kuh besitzen müsse, die Blut in den Hörnern habe, und ehe man dieses Hornblut im ersten Mondsviertel auf die Stelle schütte, wo der Schatz vergraben, an Erfolg nicht zu denken sei. Sobald nun seither einer dieser Bauern eine Kuh schlachtet, unterwirft er die Hörner derselben einer gründlichen Untersuchung.

In dem eingangs erwähnten Prozesse kamen durch die Aussagen der Zeugen höchst sonderbare Dinge zum Vorschein. Wird z. B. einem Farmer ein Pferd gestohlen und man möchte gerne den Dieb ausfindig machen, so ist es vor allen Dingen nötig, daß man drei aus dem Schwanze des gestohlenen

Tieres stammende Haare sucht; in dieselben wird dann ein Knoten gemacht, worauf die beiden Enden angezündet werden; das zuerst verbrannte Ende deutet die Richtung des entflohenen Diebes an. Der Ueberrest dieser Haare wird dann im Garten auf einer der Sonne ausgesetzten Stelle vergraben und nach dieser Prozedur muß der Dieb unwillkürlich umkehren. Wenn aber der Eigentümer des Pferdes die rechte Zeit verschläft und nicht beständig auf seinem Posten ist, so hilft alle Zauberei nichts und der Dieb entkommt.

Möchte Einer gerne den Brunnen seines guten Nachbars zum Vertrocknen bringen, so braucht er bloß die Asche einer verbrannten Haselstaude einer Kröte in den Mund stecken und dieselbe in den Brunnen zu werfen. Ueberhaupt spielt die Kröte, die bekannte Teufelsmaske, in dem Zauberwesen der pennsylvanischen Hexen eine große Rolle. Soll eine Kuh blutige Milch geben, so läßt man sie einfach auf eine Kröte treten und man kann sicher auf Erfolg rechnen.

Jene Hexen bringen, wenn man den über sie kursierenden Erzählungen Glauben schenken will, überhaupt Alles fertig. Sie halten den Blitz ab, befördern je nach Wunsch Frieden und Unfrieden, beseitigen die Schönheit gefährlicher Rivalinnen und führen auch auf Bestellung die Lieferung von Wechselbälgen aus. Wünscht ein Ehepaar ohne gerichtliche Hilfe geschieden zu sein, so wird die Hexe um Bei-

stand angegangen. Die betreffende Prozedur ist aber sehr kompliziert und kostet am Ende so viel wie der Rat eines Advokaten. Erst müssen einige Frauenhaare herbeigeschafft werden, deren Farbe von der Haarfarbe der zu trennenden Ehefrau verschieden ist; doch darf diese Farbe nicht die rote sein. Dann wird etwas gesucht, das entweder der Mann oder die Frau auf dem Körper getragen hat. Dieses wird in der Nähe der Eheleute verbrannt und werden dabei die Haare darüber gehalten. Dann wird der Name des Mannes oder der Frau auf einen Zettel geschrieben und derselbe hinter einem Gegenstande, welchen der Schatten des Mondes darüber wirft, vergraben. Findet nun die erwartete Trennung der Eheleute nicht statt, so hat es natürlich wieder an dem nötigen Glauben gefehlt.

Alle in dem erwähnten Prozesse vernommenen Zeugen erzählten mit der größten Naivetät, daß sie schon einmal behext gewesen waren, und Einer beschwor sogar, daß ihm, nachdem er mit der angeklagten Frau in Berührung gekommen war, sein Brunnen vertrocknet und sein Kind im Wachstum zurückgeblieben sei. Da nun der Richter sah, daß es vergeblich war, jene Leute eines Bessern belehren zu wollen, und da auch die Angeklagte ihr Verbrechen offen eingestand, so strafte er letztere um drei Dollars und entließ dann die sonderbare Gesellschaft.

Das war ein Virginier.

Als ich mich einst aus mehrfachen Gründen fest entschlossen hatte, meinen dauernden Wohnsitz von Pennsylvanien nach New-York zu verlegen, schickte mir ein Virginier, welcher Professor der englischen Litteratur an einem Kollege seines Geburtsstaates war und mit dem ich seit Jahren in lebhaftem Briefwechsel gestanden hatte, einen Empfehlungsbrief an einen seiner Landsleute und intimen Freund, der an einer der ersten Lehranstalten New-Yorks eine Professur bekleidete, und bat mich, diesen Herrn doch ja bei erster Gelegenheit aufzusuchen, da ich in ihm sicherlich eine interessante Bekanntschaft machen würde. Ich ließ, da ich offen gestanden, kein Freund zahlreicher Bekanntschaften bin und die sogenannte Allerweltsfreundschaft nie kultiviert habe, diesen Brief Monate lang in meinem Schreibtisch liegen und würde sicherlich niemals davon Gebrauch gemacht haben, wenn ich nicht eines Tages von dem Adressaten selber einen Brief erhalten hätte, in dem er mich dringend um einen Besuch bat. Er sei, fügte er hinzu, jeden Abend von 10—12 Uhr in seiner Wohnung anzutreffen. Da dies jedoch eine Besuchszeit war, die mir erstens sonderbar vorkam und die mir zweitens auch nicht paßte, so antwortete ich weiter nicht und sicherlich

wäre mir der betreffende Professor unbekannt geblieben, wenn er mich nicht nochmals dringend per Telegraph eingeladen hätte.

Ich machte mich endlich um die angegebene Zeit nach seiner Wohnung auf. Daselbst fand ich einen schnurrbärtigen Junggesellen in den mittleren Jahren, dessen Aussehen den an raffinierte Genüsse gewöhnten Lebemann, um nicht zu sagen Roué verriet; überhaupt hatten seine Züge durchaus nichts Sympatisches für mich und ich glaube auch nicht, daß ich einen günstigen Eindruck auf ihn machte.

Nach dem Austausche der obligaten Höflichkeitsformeln drehte sich unser Gespräch fast ausschließlich um Litteratur. Der Professor gab vor, in Deutschland studirt zu haben und ein Schüler von Curtius zu sein; auch wollte er so gut deutsch sprechen, wie irgend ein deutscher Professor, trotzdem aber gab er mir nicht die allergeringste Probe davon; ihm auf den Zahn fühlen wollte ich auch nicht und so wurde denn nach wie vor unsere Konversation ausschließlich in englischer Sprache geführt.

„Rauchen Sie vielleicht Tabak?“ fragte er mich und hielt mir die einzige Pfeife, die er besaß, hin.

„Nein,“ erwiderte ich, „ich habe mir das Rauchen aus einer Pfeife abgewöhnt, seitdem ich für mein langes, aus Deutschland mitgebrachtes Rauchinstrument dahier keinen passenden Tabak auftreiben konnte.“

„Kein Wunder! Den deutschen Tabak kann überhaupt kein vernünftiger Mensch rauchen. Sehen Sie, hier ist das einzig echte Kraut — dies ist Tabak aus meiner Heimat — Tabak aus Virginien!“

Darauf steckte er sein armseliges Pfeiflein an und sein Gesicht nahm dabei einen solchen martialischen Ausdruck an als ob er früher Kommandant des Libby=Gefängnisses gewesen wäre. „Wer sich an etwas Gutes gewöhnen will,“ sagte er nach einer Pause, „der muß nach Virginien gehen!“ Warum er übrigens nicht selber dort geblieben war, vergaß er anzugeben.

Amerika hatte nach seiner maßgeblichen Ansicht nur einen einzigen wirklichen Dichter, nämlich Edgar Allen Poe, und“, fügte er hinzu, „das war ein Virginier!“

Als ich dann eine Lanze zu Gunsten Walt Withman's brechen wollte, rief er auf einmal mit dem Ausdrucke höchster Entrüstung: „Was? Walt Withman? Das ist ein wahnsinniger, obscöner Mensch, der die bodenlose Frechheit hat, seine Schreibereien Gedichte zu nennen! Withman ist ein Narr und als solcher einstimmig anerkannt!“

„Haben Sie,“ fragte ich ihn, „z. B. gelesen, was der englische Litteraturhistoriker Symonds, dessen Urteil doch von Bedeutung ist, über ihn gesagt hat?“

„Nein!“

„Dann will ich es Ihnen mitteilen. Symonds sagt, daß der wahre, freie Geist der griechischen Dichter

nur von einem Dichter der Neuzeit, nämlich von Walt Withman, erfaßt worden sei. Haben Sie z. B. Whitman's Idyll „Out of the cradle endlessly rocking" gelesen?"

„Nein!"

„Dann lesen Sie es einmal und sagen Sie mir dann, ob Sie vielleicht im Theokrit etwas Herrlicheres gefunden haben."

Aus des Professors ferneren Bemerkungen ging nun klar und deutlich hervor, daß er niemals eine Zeile von Whitman gelesen hatte und daß er diesen Dichter überhaupt nur vom Hörensagen kannte.

„Ich möchte mir," fuhr er nach einer Pause fort, „gern Whitman's Gedichte kaufen, wenn sie nur überhaupt zu erlangen wären. Ich weiß, Whitman verkauft seine Bücher selber, aber die Post übernimmt die Beförderung derselben nicht, weil sie obscönen Inhaltes sind."

„Da sind Sie aber gründlich im Irrtum. In jedem Buchladen finden Sie Whitman's Werke, und was die Beförderung derselben durch die Post anbelangt, so irren Sie sich abermals, denn ich selber habe die neueste Ausgabe dieser Gedichte durch die Post vom Verfasser erhalten."

„Aber die Post darf doch keine obscönen Sachen versenden!"

„Whitman's Gedichte aber befördert sie. Ich gebe zu, daß sich in jenen Gedichten hin und wieder

einige Stellen befinden, die sich gerade nicht besonders für die Jugend eignen; diese Stellen mögen Sie auch meinetwegen obscön nennen, das ist Geschmackssache; so viel aber ist sicher, daß diese Verse noch lange nicht so obscön sind, wie gewisse Kapitel des alten Testaments, und doch befindet sich letzteres Buch auf den meisten Familientischen."

„Ich bleibe bei meiner alten Behauptung, daß Poe der einzige Originaldichter Amerikas ist. Auf meinen Reisen durch Frankreich, Spanien und Italien sah ich überall in den Bahnhöfen Poe's Erzählungen zum Verkaufe ausliegen und die Buchhändler versicherten mir, sie gingen fort, wie warme Semmeln. Poe war ein Virginier, you know!"

Meine Erwähnung des Engländers Symonds brachte uns nun auf das Studium der griechischen Litteratur zu sprechen. Nach der stets maßgeblichen Ansicht des Professors war Deutschland in der Kenntnis griechischer Sprache und Litteratur noch weit zurück und als ich ihm darauf einige der hervorragendsten deutschen Philologen nannte und auf die Leistungen derselben aufmerksam machte, erwiderte er im wegwerfendsten Tone: „Was Deutschland! Die griechische Syntax ist bis jetzt nur von einem Amerikaner klar und deutlich dargestellt worden, nämlich durch Prof. Gildersleeve; und dieser Herr ist wieder ein Virginier!"

„Was denken Sie z. B. von Curtius?"

„Curtius kenne ich ganz genau, er war mein Lehrer. Seine Werke sind jedoch so voller Irrtümer, daß sie überhaupt nur noch von Ignoranten hoch geschätzt werden. Curtius ist nur ein Stümper gegen Gildersleeve; Gildersleeve ist ein Virginier! Ja, die Virginier stehen an der Spitze der Gelehrsamkeit und haben besonders die eingebildeten Yankees längst überflügelt!“

Des Professors engherziger Nationalstolz grenzte an Wahnsinn und es war daher an eine wirklich gemütliche Unterhaltung mit ihm nicht zu denken. Auf seinem Tische lagen Mätzner's englische Grammatik und Heyne's Buch über die altgermanischen Sprachstämme und allem Anscheine nach benutzte er sie fleißig bei seinem grammatikalischen Unterrichte.

„Haben denn“, fragte ich, „die Amerikaner noch keine Werke geschrieben, die Mätzner und Heyne überflüssig machen?“

„Das kommt Alles noch. Gegenwärtig ist Professor Harrison damit beschäftigt, eine neue Ausgabe des „Beowulf“ zu veranstalten und freue mich schon im Voraus darauf; denn Professor Harrison ist ein Virginier, you know!“

Nun aber machte ich, daß ich nach Hause kam. Der Professor versprach mir einen Gegenbesuch und danke ich ihm aufrichtig dafür, daß er bis jetzt noch nicht Wort gehalten hat, obgleich ich gar zu gern auch einmal mit ihm recht deutsch gesprochen hätte.

Temperenz in Amerika.

Daß die Temperenzfrage, oder besser gesagt, das Verbot des Verkaufs und der Herstellung aller geistigen Getränke, in der Politik eine bedeutende Rolle spielt, unterliegt durchaus keinem Zweifel und hat der Umstand, daß sich bereits die Staaten Kansas und Jowa den Diktaten der Wassersimpel haben fügen müssen, nicht wenig dazu beigetragen, die Apostel der Enthaltsamkeit zu einer energischen Agitation anzuspornen und für ihr Evangelium durch Wort und Schrift überall wirken zu lassen. Die Temperenzler besitzen bereits eine ziemlich reichhaltige Litteratur und da ihnen von ihren opferfreudigen Gesinnungsgenossen bedeutende pekuniäre Mittel zur Verfügung gestellt worden sind, so betreiben sie ihre Propaganda mit der den Amerikanern eigenen Energie und Ausdauer. Und daß sie von Jahr zu Jahr an Boden und Einfluß gewinnen, kann nur der verneinen, der überhaupt nicht weiß, was in dem öffentlichen Leben vorgeht.

Da nun der Jugend bekanntlich die Zukunft gehört und hier in Amerika nach Ansicht der Temperenzler durch den Genuß alkoholhaltiger Getränke keine Nation von Verbrechern erzogen werden soll, so haben diese Wasserverehrer, da sie bisher nur die

Kinder der Sonntagsschulen protestantischer Sekten erreichen konnten, ihr Augenmerk auf die öffentlichen Schulen gerichtet und es ist ihnen auch wirklich in einigen Staaten gelungen, Lehrbücher der Physiologie zum obligatorischen Schulgebrauche einzuführen, in welchen sich ausführliche mit augenfälliger Absicht geschriebene Kapitel über den schädlichen Einfluß des Tabaks und selbst des mäßigsten Genusses von berauschenden Getränken, wie Wein und Bier, befinden.

Durch einen von Cleveland, dem früheren demokratischen Gouverneur von New-York, sanktionierten Legislaturbeschluß ist auch die Einführung eines Buches von dem eben angedeuteten Charakter in die öffentlichen Schulen des Staates New-York zur Thatsache geworden, was da auf's Neue die Unstichhaltigkeit der Behauptungen demokratischer Zeitungen beweist, daß sich die Temperenzler ausschließlich in den Reihen der Republikaner vorfänden. Beiläufig gesagt, sind mir persönlich Mäßigkeitslehren in der Schule lieber, als wenn man dort den Kindern die Lehre beibringt, daß nur der auf das Prädikat „braver Mann“ Anwartschaft habe, der einmal berauscht nach Hause gekommen sei.

Die Temperenzler möchten nun gar zu gerne die Trinkfrage zu einer nationalen Angelegenheit machen und da sie sich weder auf die Republikaner noch auf die Demokraten verlassen können, so hatten sie sich als dritte politische Partei organisiert, die vor einigen

Jahren Herrn John P. St. John zum Präsidentschaftskandidaten nominierte. Derselbe, den die deutsch-amerikanischen Zeitungen gewöhnlich den „heiligen Hannes“ nannten, stammt aus dem Staate Indiana, war in seiner tollen Jugend Holzspalter und Goldgräber in Californien gewesen, hatte dann in Chicago Jurisprudenz studiert und war zwei Mal Gouverneur von Kansas gewesen, woselbst er zur Einführung der Prohibition natürlich wesentlich beigetragen hatte.

So sehr nun den Deutschen Amerikas die Temperenz verhaßt ist und so wütend sie werden, wenn ihr Glas Bier in Gefahr gerät, so ist doch, so sonderbar es auch klingen mag, der Hauptanhänger und Hauptverehrer des „heiligen Hannes“, ein biederer Deutsch-Amerikaner, nämlich der reiche Mühlenbesitzer Schuhmacher zu Akron in Ohio.

Auf einer Spritztour durch genannten Staat, die ich hauptsächlich auf Anraten meiner besseren Hälfte, die da befürchtete, ich würde noch an meinem Schreibtisch festwachsen, unternahm, war ich so glücklich, jenes Kuriosum persönlich kennen zu lernen und eine halbe Stunde mit ihm zu verplaudern.

Als ich nämlich in dem zu Ehren des durchreisenden republikanischen Vize-Präsidentschaftskandidaten Logan festlich geschmückten Akron herumschlenderte, kam ich zufällig an ein stattliches Backstein-Gebäude, von dem eine Fahne wehte, deren politische Bedeutung

ich augenblicklich nicht enträtseln konnte. Ein in der Nähe stehender Herr erklärte mir dann auf mein Befragen, daß dies Fabrikgebäude Herrn Schuhmacher, dem reichsten Industriellen von Akron und dem rabiatesten Temperenzler von Amerika gehöre und daß die Fahne zu Ehren des besagten „heiligen Hannes“ da oben flattere.

„Ist dieser Herr vielleicht für Fremde zu sprechen?“ fragte ich.

„O ja; er ist überhaupt ein sehr leutseliger Herr, der trotz seiner Enthaltsamkeitsschrulle dahier in der größten Achtung steht und dieselbe auch verdient. Aber wenn Sie ihn in seiner Office aufsuchen wollen, so rate ich Ihnen, vorher Ihre Cigarre wegzuwerfen.“

„Weshalb?“

„Schuhmacher ist zugleich auch ein erbitterter Gegner des Tabaks und es ist schon oft vorgekommen, daß er seinen Bekannten die Cigarre aus dem Munde geschlagen hat, wofür ihm übrigens auch schon Ohrfeigen angeboten worden sind.

Da ich nun mit meiner Cigarre den Zorn des alten Schuhmacher nicht herausfordern wollte und dieselbe auch gerade nicht von der besten Sorte war, so brachte ich das verlangte Opfer leicht und ging mit gutem Gewissen in die elegant eingerichtete Office jenes Sonderlings. Ich fand in ihm einen außerordentlich lebhaften, graubärtigen, alten Herrn, dessen

Physiognomie mehr Gutmütigkeit als Energie verriet. Sobald unsere Rede auf die Temperenz kam, war er das reine Quecksilber; er konnte sich nicht mehr auf dem Stuhle halten, sondern lief beständig hin und her und begleitete seine Mäßigkeitslehren mit den lebhaftesten Gestikulationen.

„Sie schwärmen wohl auch für Mäßigkeit?“ fragte er mich.

„Gewiß.“

„Kann mir's denken. Mäßigkeit! Ein, zwei, auch drei Glas Bier, das nennen Sie natürlich Mäßigkeit. Nein, gänzliche Enthaltsamkeit . . . . . gänzliche Enthaltsamkeit ist es, worauf es ankommt!“ Mäßigkeit ist vom Uebel, denn sie befördert die Trunksucht; der Genuß alkoholhaltiger Getränke soll ganz und gar unterbleiben, denn er ist ein anerzogenes Bedürfnis. Dadurch, daß Zeitungsschreiber, Pastoren und Lehrer beständig von Mäßigkeit reden, befördern sie einfach die Trinklust und machen sich der daraus entspringenden Verbrechen mitschuldig. Ein, zwei, drei Glas Bier, das nennen die Leute mäßig! Bald aber werden aus drei sechs und der Trunkenbold und Lump ist fertig. Unsere Deutschen sind die zuverläßigsten Menschen der Welt, wenn sie von der Richtigkeit eines Grundsatzes überzeugt sind, und das hat man leider betreffs der Prohibition noch nicht fertig gebracht.“

„Aber warum hat denn das deutsch-amerikanische

Temperenzblatt „Der Bahnbrecher"- so schnell aufgehört zu existiren?"

„Der Redakteur desselben war zu viel Amerikaner, um zu wissen, an welcher Seite er seine deutschen Leser anzupacken hatte."

„Aber wie gefällt ihnen denn das beständige Schimpfen der amerikanischen Presse auf die Deutschen und ihr Bier?"

„Davon ist mir nichts bekannt. Diese Bemerkung haben sie wohl auf Grund deutsch-amerikanischer Zeitungen gemacht, die da gewöhnlich Alles übertreiben, wenn es sich um das liebe Bier handelt. Die Journalisten haben ebensowenig die Courage, für Enthaltsamkeit einzustehen, wie die Geistlichen, die da befürchten, bei ihren Gemeindemitgliedern dadurch Anstoß zu erregen.

Beim Abschiede gab mir Herr Schuhmacher noch einige amerikanische Temperenzblätter und ein Wort über die Enthaltsamkeitslehre mit und empfahl mir freundlich ein gründliches Studium der letzteren.

Im Allgemeinen, das gestehe ich gerne, hat Herr Schuhmacher auf mich nur einen höchst günstigen Eindruck gemacht. Daß er es mit seinen Absichten ehrlich meint, geht auch aus der mir von verschiedenen Seiten gemachten Mitteilung hervor, daß er jährlich für Temperenzzwecke bare zehntausend Dollars ausgibt.

Schuhmacher hat sich von einem armen Spezereiwaarenhändler durch Fleiß, Ausdauer und Sparsamkeit zum reichsten Industriellen von Akron empor gearbeitet; in seinen beiden Fabriken beschäftigt er über 300 Mann und es muß ihm ferner zur Ehre nachgesagt werden, daß er auf keinen seiner Arbeiter irgend welchen Druck ausübt, um denselben zum Temperenz-Evangelium zu bekehren.

Unter amerikanischen Schöngeistern.

1.

Oskar Wilde, der junge, englische Aesthetiker und Dichter, war nach Amerika gekommen, um sich durch Vorlesungen Ehre und Geld zu verdienen.

Erstere wurde ihm freilich nur in bescheidenem Maße zu Teil; denn die meisten Reporter der amerikanischen Zeitungen hatten während seines sensationellen Auftretens nichts weiter zu thun, als sich täglich in spaltenlangen Artikeln über ihn lustig zu machen. Dies hatte aber für den jungen Dichter den Vorteil, daß sich das gewählteste Publikum stets in seine Vorlesungen drängte und daß sich sogar eine Partei für

ihn bildete, die ohne Extravaganzen zu übersehen, oder gut zu heißen, eifrig für ihn Propaganda machte.

Daß Wilde ein geistreicher Mann sei, gaben allmählich selbst seine anfänglichen Feinde zu und als er nach seiner Vorlesetour wieder nach England zurückkehrte, konnte er im Allgemeinen mit den von ihm erzielten Resultaten zufrieden sein. Leider nun hat er den von seinen Verehrern auf ihn gesetzten Hoffnungen, durch sein Schauspiel „der Nihilist“ späterhin nicht entsprochen; am meisten aber hat er sich durch letzteres selber getäuscht, denn er glaubte zuversichtlich durch Aufführung desselben in Amerika in kurzer Zeit zum Millionär zu werden.

In allen litterarischen Zirkeln New-Yorks, in denen Wilde verkehrte, ward er anfänglich über die Achseln angesehen und gewissermaßen als ein halbwahnsinniger Mensch betrachtet; alle aber, die ihn näher kennen lernten, wurden seine Freunde und aufrichtigen Verehrer, und waren besonders die Damen ganz entzückt von ihm. Er trat liebenswürdig und bescheiden auf; zeigte sich als Mann von großer Bildung und verstand es besonders über litterarische Angelegenheiten geistreich und anziehend zu plaudern. Auch in dem litterarischen Zirkel, der sich des Winters zu zwangloser Unterhaltung im gastlichen Hause des nun verstorbenen reichen Litteraturfreundes Curtis zu versammeln pflegte und in dem man gewaltige Vorurteile gegen den englischen Aesthetiker hegte, war,

sobald sich Wilde dort persönlich gezeigt hatte, eine diametrale Gesinnungsänderung eingetreten und er war einer der am liebsten gesehenen Gäste.

In dem genannten Zirkel, in dem sich die hauptsächlichsten Schriftsteller und Künstler New-Yorks gelegentlich zu einem gemütlichen Lunch zusammen fanden, ward unter Anderem auch die deutsche Litteratur sorgfältig gepflegt, besonders aber wurden Goethe's und Heine's Lieder oft kommentirt.

Auf einem Gange nach dem betreffenden Hause sagte mir einst der mich begleitende Theodore Tilton, der sich in der letzteren Zeit ebenfalls lebhaft mit den genannten deutschen Dichtern beschäftigt hatte, daß ihn unsere freundliche Wirtin schon mehrmals ersucht habe, doch einmal von Heine's Lied „Ein Fichtenbaum steht einsam" eine gediegene, dem Originale gerecht werdende Uebersetzung zu liefern und bat mich dann um meine Ansicht betreffs des Grundgedankens dieses Gedichtes. Mit meinen Erörterungen schien er jedoch nicht recht zufrieden zu sein, denn er glaubte, Heine habe darin hauptsächlich die Sehnsucht des Mannes nach dem Weibe schildern wollen; der Fichtenbaum sei männlichen, die Palme weiblichen Geschlechtes und dieser Unterschied, auf den er großen Wert lege, lasse sich in der englischen Sprache nicht wiedergeben. Ich entgegnete darauf, daß sicherlich Heine selber nicht an diesen Unterschied gedacht und das Wort „Fichten*baum*" nur zur Ausfüllung des

Metrums gebraucht habe; gewöhnlich sage man doch „die Fichte“ und dieses Wort sei also weiblichen Geschlechtes, wodurch Tilton's Behauptung also hinfällig wurde.

In dem Curtis'schen Hause trafen wir an jenem Tage den Präsidenten des Vassar Kollege, der sich die erdenklichste Mühe gab, zu beweisen, daß die Nachsilbe „ine“ in den englischen Wörtern wie „Evangeline“, „Palestine“ u. s. w. wie „ein“ und nicht wie „ihn“ ausgesprochen werden müsse und daß er diese Aussprache an seiner Damenuniversität eingeführt habe; doch ward es ihm nicht möglich, die Anwesenden zu seiner Ansicht zu bekehren und er mußte sogar noch einige schlimme Scherze mit in den Kauf nehmen, sodaß er selber froh war, als die Konversation auf ein anderes Thema gelenkt wurde.

Mit großer Freude erzählte er, daß sein ältester Sohn in Wien Medizin studiere und an dem dortigen Leben großen Gefallen fände; nur habe er kürzlich in einem Briefe die Bemerkung gemacht, daß die dortigen Professoren die Kranken der Kliniken zu sehr als Rohmaterial für alle erdenklichen Experimente ansähen und dadurch aus Liebe zur Wissenschaft manchem armen Teufel das Leben verkürzten. Auch sei sein Sohn bereits ein gewaltiger Biertrinker geworden, sodaß er es ruhig mit irgend einem in dieser Hinsicht kompetenten deutschen Studenten aufnehmen könne.

Auch die Tochter der Lady Hardy, einer Engländerin, welche der Verlust ihres Vermögens zu einer Romanschriftstellerin gemacht hatte, war an jenem Tage anwesend und entwickelte ein wahrhaft phänomenales Konversationstalent. Ich hielt sie anfangs für eine Französin; sie sprach das Englische mit einem sonderbar fremdartigen Accent, so daß es mir außerordentlich schwer ward, sie zu verstehen. Auch sie hatte sich der Romanschriftstellerei ergeben und sie wird wohl dieselbe auch als ihre eigentliche Lebensaufgabe oder vielmehr Einnahmequelle betrachten müssen, denn sie ist so schrecklich häßlich, daß sie schwerlich einen sie ernährenden Gemahl finden dürfte. Möge ihr dafür eine glänzende Laufbahn als Schriftstellerin beschieden sein!

2.

Es war in dem gastlichen Curtis'schen Hause zu New-York, das seit so mancher Jahre einen der hauptstädtischen Sammelpunkte amerikanischer Schöngeister bildet, wo ich zum ersten Male die persönliche Bekanntschaft Joaquin Millers, des vielbelobten und vielgeläfterten Sängers der „Songs of the Sierras" machte. Ich stand daselbst im Parlor und betrachtete mir einige Produkte der neuesten amerikanischen Malerei, als mir plötzlich Jemand auf die Schulter klopfte und mir gleich darauf derb die Hand schüttelte und mich beim Namen rief. Den seinigen

aber nannte er nicht. Ich blickte den Fremdling einen Augenblick verwundert an.

Der Kopf mit den lang herabwallenden Locken und dem roten Vollbarte schien mir bekannt zu sein, wenigstens hatte ich ihn schon oft genug in illustrirten Zeitungen gesehen. Richtig — es war der erwartete, an abenteuerlichen Erlebnissen so reiche, gutmütige und treuherzige Joaquin Miller, mit dem ich schon so manchen Brief gewechselt, und der sich schon mehrmals in dem genannten Hause, um einmal ein Stündchen mit seinem deutschen Uebersetzer verplaudern zu können, vergeblich eingefunden hatte.

Joaquin Miller, der eigentlich Cincinnatus Heine Miller heißt, sieht nämlich eine Ehre darin, daß sich mehrere einflußreiche Journale Deutschlands eingehends mit ihm beschäftigt und Uebersetzungen seiner Gedichte gebracht haben und glaubt sich gerade mir zu besonderem Danke verpflichtet, weil ich der erste war, der in einer deutsch-amerikanischen Zeitung durch einen längeren Artikel auf seine poetische Bedeutung aufmerksam machte.

Miller, der zur Zeit als ich seine persönliche Bekanntschaft machte, im Anfange der vierziger Jahre stand, sah übrigens bereits wie ein Fünfziger aus, denn sein früheres, ungezügeltes Leben war doch nicht so ganz spurlos an ihm vorüber gegangen. Er hat Haare lassen müssen, und sein Kopf ist längst nicht mehr mit jenem vollem Haarwuchs behaftet, wie ihn

zum Beispiel das seinen poetischen Werken vorgesetzte Bild zeigt. Die Stirne ist bereits in die bedenkliche Nähe des Rockkragens vorgeschritten und nur noch ein Kranz längerer „Trauerweiden“ zeugt von verschwundener Pracht.

Bald war eine so ungezwungene Unterhaltung im Gange, als hätten wir schon seit Jahren den intimsten, persönlichen Umgang gepflogen. Wenn Miller spricht, ist Alles an ihm in Bewegung, und je mehr er in Extase gerät, einen desto treuherzigeren, gutmütigeren Ausdruck erhält sein Gesicht, und desto mehr macht er den Eindruck eines falschlosen Naturmenschen, der da gerne das Hemd vom Leibe weggiebt, wenn er dadurch seinem Mitmenschen einen kleinen Gefallen erweisen kann. Kein Wunder also, daß ihn seine frühern Verbündeten, die Indianer von Oregon, oftmals mit der Gefahr ihres eigenen Lebens aus primitiven Gefängnissen befreiten, in die ihn sein zügelloses, gelegentlich zu einer vollkommenen Räuber-Existenz ausartendes Leben gebracht.

Es schien Miller an jenem Tage großes Vergnügen zu machen, beständig paradoxe aber geistreiche Ansichten zum Besten zu geben. Dabei gebrauchte er mitunter „starke“ Ausdrücke, daß ihn selbst die starkgeistige Emily Faithfull, die nebst der Novellistin Virgina Townsend und der Repräsentantin des Hauses an unserer animirten Unterhaltung teilnahm, mehrmals sanft an die Gegenwart der Damen erinnern mußte.

Unter Anderem sprachen wir auch über Leichen-verbrennung, und es wunderte mich, offen gestanden, daß Niemand der anwesenden Damen und Herren auch nur das Allergeringste gegen die Feuerbestattung einzuwenden hatte. Ihr begeistertster Apostel aber war Miller.

„Ich gehöre," sprach er, „einem Vereine an, dessen Mitglieder nach dem Tode nach dem Krematorium zu Washington in Pennsylvanien geschickt werden. Sobald Einer von uns die Augen geschlossen hat, wird er in ein Tuch gewickelt, in einen aus dem billigsten Holze verfertigten Sarg gelegt und dann zur Weiterbeförderung an den Bahnhof gebracht. Mit der Asche mögen späterhin die Freunde machen, was sie wollen. Unter einem schönen Grabstein langsam verwesen und den Würmern zum Schmause dienen zu müssen, wäre mir ein schrecklicher Gedanke. Verbrannt, und damit Basta; nur ja keine Vergötterung, keine lügenvolle Leichenrede am Sarge eines Toten! Der Körper hat seine Schuldigkeit gethan, und nun beseitigt ihn so schnell wie nur möglich! Man stelle sich nur einmal einen Leichnam vor, der zwei Jahre in der Erde gelegen hat, und man muß unbedingt zu einem Anhänger der Leichen-Verbrennung werden; man denke nur an den reichen Stewart. Er lebte, arbeitete, und häufte Millionen auf Millionen. Als er nun gestorben und begraben war, kamen in der Nacht einige grabschänderische Hallunken, erbrachen den

Sarg und schleppten den Leichnam, nachdem sie ihn von allen Wertgegenständen entblößt hatten, durch Schmutz und Morast, Gott weiß, wohin."

„Ist denn," unterbrach ihn eine Dame, „Stewart's Leiche nie aufgefunden worden?"

„Ich glaube nicht. Als ich noch im Westen ein wildes Leben führte, war ein sechsläufiger Revolver mein beständiger Begleiter; denn ohne ein solches Instrument konnte man damals überhaupt nicht existiren. Jetzt aber ist die Presse mein „sixshooter", denn ich korrespondire gegenwärtig für sechs verschiedene Zeitungen. Da schrieb ich nun kürzlich auch einen Artikel über das mutmaßliche Schicksal der Stewart'schen Leiche, und um mich über dasselbe genau zu informiren, suchte ich die Bekanntschaft des Sachwalters der Stewart'schen Familie, nämlich des Richters Hilton, zu machen. Derselbe wollte zwar nicht offen mit der Sprache heraus; soviel aber erfuhr ich, daß die betreffende Leiche noch nicht an ihrem eigentlichen Bestimmungsorte ruhe, und daß er zur Erlangung derselben keinen Cent verausgaben werde.

Dann hatte ich eine längere Unterhaltung mit einigen an der Stewart'schen Familiengruft beschäftigten Arbeitern, die mir auf alle Fragen ausweichende Antworten gaben, aber doch durchblicken ließen, daß man der Witwe den beruhigenden Glauben eingeflößt habe, die Leiche ihres Gemahls sei wiedererlangt worden. — Ach, laßt die Toten ruhen, sprechen wir

lieber von den Lebenden! Wo bleibt denn unser Theodor, der stets heitere Tilton? Er muß ja seine Vorlesetour diesen Winter sehr weit ausgedehnt haben!"

„Sie sollten sich doch auch einmal dem amerikanischen Publikum als Vorleser zeigen," bemerkte ich.

„Leider," entgegnete Miller, „habe ich mich früher einmal von einem Agenten bereden lassen, öffentliche Vorträge zu halten; wo man mich aber einmal gehört hatte, ließ man mir zu einer zweiten Vorlesung keine Einladung zugehen, und da sich außerdem jener Agent bei diesen Unternehmungen in seinen Erwartungen getäuscht sah und nicht die gewünschten pekuniären Resultate erzielte, so kam meine Vorlesetour leider zu einem frühen Ende. Uebrigens bedaure ich dies durchaus nicht, denn man verliert dadurch am Ende doch gerade die beste Zeit, die sich viel vorteilhafter für litterarische Arbeiten verwerten ließe. Als Vorleser kann überhaupt nur ein wirklich gediegener Redner auf dauernden Erfolg rechnen, und ein solcher bilde ich mir nicht ein zu sein."

„Sie wissen doch," unterbrach ihn Emily Faithfull, „daß Arthur O'Shaughnessy gestorben ist?"

„Warum sollte ich das nicht wissen? Ich habe ihn doch umgebracht!"

„Was? Wie so?"

„Ja, ich habe diesen guten, braven Dichter O'Shaughnessy, mit dem ich so manche genußreiche Stunde verlebte, umgebracht, und leugne es auch

nicht. Der liebe Arthur war ein stiller Stubenhocker und blickte nur auf die Menschen vom Fenster seines Londoner Studierstübchens aus. „Wenn Du die Menschen wirklich kennen lernen willst," predigte ich ihm bei jeder Gelegenheit vor, „so mußt Du Dich auch dreist unter sie mischen; Du mußt täglich stundenlang in einem Omnibus durch die Haupt- und Nebenstraßen London's fahren und die Gesichter, Geberden und Gespräche von Groß und Klein beobachten; nur dann wirst Du ein großer Dichter werden". Er gab mir vollkommen Recht und befolgte auch meinen Rat. Leider konnten jedoch seine Lungen die frische Luft nicht mehr so recht vertragen; er zog sich die Schwindsucht zu und starb. Ja, ich habe ihn getötet, und gedenke auf diese Weise noch einige andere Dichter umzubringen."

Von seinem mehrjährigen Aufenthalt in London und seinem Verkehr mit den dortigen Dichtern sprach Miller überhaupt mit großer Vorliebe und hatte mitunter gar interessante Geschichten, deren Wiedergabe jedoch hier zu weit führen würde, zu erzählen. Den Mitgliedern der neueren englischen Dichterschule ist er überhaupt auch zu großem Danke verpflichtet; denn sie waren es, die in ihm zuerst den bedeutenden Dichter erblickten, und ihm einen gut zahlenden Verleger für seine „Songs of the Sierras" verschafften. Neuerdings aber scheint es mir, als sei Joaquin Miller in den Augen seiner englischen Verehrer be-

deutend gesunken; seine Schriften werden streng und lieblos kritisirt, und Professor John Nichol geht in seinem neuesten Werke „American Literature“ sogar so weit, Joaquin Miller „an adventurer and something of a pirate in literature“ zu nennen.

„Die Zeitungen berichteten einst,“ bemerkte Miller im Laufe des Gesprächs, „daß ich einen ganzen Winter im Hause Tennyson's zugebracht hätte; dem ist aber nicht so. Ich war überhaupt blos einmal auf ein paar Stunden bei ihm, und gedenke derselben noch jetzt mit Schrecken. Tennyson las mir nämlich sein schönstes Gedicht, „The Revenge, das ich in keiner der neueren Ausgaben seiner Werke, trotzdem sie sich alle als Gesammtausgabe ankündigten, gefunden habe, vor, und zwar in einem so schauderhaft trocknen Tone, daß ich die ganze Zeit wie auf heißen Kohlen dasaß. Der dümmste Schuljunge hätte dieses Gedicht besser und wirkungsvoller vorgetragen, als der Dichter. „The Revenge“ ist ein Gedicht voll Kraft und Saft —

„Shall we fight or shall we fly?
Good Sir Richard, let us know,
For to fight is but to die!“ &c.

So zitirte Miller noch mehrere Verse, und fügte hinzu, daß nach seiner Meinung ein Gedicht, in dem keine Berge zum Himmel ragten, kein Ozean woge und kein Wald rausche, überhaupt nicht den Namen eines Gedichtes verdiene.

Unsere „litterarische Sitzung“ dauerte an diesem Tage etwas länger als gewöhnlich, und es war schon ziemlich spät, als wir uns trennten. Doch mußte ich Millers Einladung, noch mit ihm einen Spaziergang durch die Fünfte Avenue zu machen, annehmen, und ich bedauere dies auch deshalb nicht, weil er mir alsdann noch manche Räubergeschichte aus seiner tollen Jugendzeit mitteilte. Ja, er hat sicher allen Grund, in seinen „Songs of the Sierras“ zu bemerken:

I would some things were dead and hid, —
Well dead and buried deep as hell,
With Recollection dead as well
And resurrection, God forbid!

Da er bemerkt hatte, daß ich übrigens diesen Geschichten ein gewisses Interesse entgegenbrachte, so sandte er mir am nächsten Tage einen Ausschnitt aus einer californischen Zeitung, die einen ausführlichen Bericht über einen von ihm im Sacramento-Thale verübten Pferderaub, seine Gefangennahme und Flucht aus dem Gefängnisse enthielt. Nun, wenn ein Räuber zu einem berühmten Dichter wird, so ist das immer lobenswerter und ehrenvoller, als wenn ein Dichter zum Räuber wird, was vielleicht auch schon vorgekommen sein mag. Shakespeare hat doch in seiner Jugend auch der Wilddieberei gefröhnt, und auch sonst wahrhaftig kein frommes Leben geführt, und wenn nun infolgedessen einige litterarische

Querköpfe behaupten, er könne unmöglich der Verfasser von „Shakespeare's Werken" sein, so mögen sie einmal auf Joaquin Miller blicken, um zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß auch heute noch aus einem wilden, ungebildeten Jüngling in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein weltbekannter Dichter werden kann. Daß Miller auch im dramatischen Fache etwas Gediegenes leisten kann, hat er durch sein Schauspiel „The Danites" glänzend bewiesen.

Joaquin Miller teilte mir auch einen von ihm verfaßten Artikel, der im „Independent" erschienen und die Lebensgeschichte seines am 1. März 1883 auf einer Farm in Oregon verstorbenen Vaters enthält, mit, und da derselbe auch zuverlässige Nachrichten aus dem Jugendleben des Verfassers bringt, so teilen wir ihn hier im Auszuge mit.

„Mein Vater", schreibt Joaquin Miller, stammt aus Cincinnati, woselbst er eine gute Schulbildung erhielt und sich dem Kaufmannsstande widmete. Da er jedoch nicht die geringste Anlage für diesen Beruf besaß und auch von Natur aus dafür zu gewissenhaft und empfindlich war, so gab er sein Geschäft bald auf und zog nach dem Dörfchen Liberty in Indiana, woselbst er sich als Schulmeister durchzuschlagen suchte. Dort wurde ich und meine beiden Brüder geboren.

Einige Jahre darauf zog mein Vater nach der Miami Reserve im genannten Staate, baute sich eine Loghüte und arbeitete mit meiner Mutter fleißig auf

einer Farm. Sobald wir Söhne nur einigermaßen stark genug waren, mußten wir ebenfalls mithelfen, aber es ging doch nicht so recht vorwärts mit unserer Farm. Um die darauf lastenden Schulden abzahlen zu können arbeitete mein Vater einstens längere Zeit für einen Tagelohn von fünfzig Cents in einer benachbarten Sägemühle. Doch als er sein Ziel erreicht hatte und das betreffende Grundstück sein eigen nennen konnte, kam ein geriebener Yankee, der mit Wanduhren hausirte, zu ihm und offerirte ihm eine ganze Wagenladung seiner Ware gegen den Besitztitel seiner Farm. Jener Hausirer sagte, er müsse so schnell wie möglich in Familienangelegenheiten nach Massachusetts zurück und wolle deshalb seine Uhren gern unter dem zehnten Teile des Wertes losschlagen. Mein Vater, der da glaubte, er könne durch diesen Handel in kurzer Zeit ein Vermögen erwerben, ging auch darauf ein, und in wenigen Monaten waren wir heimatlos und so arm, wie eine Kirchenmaus.

Unter zahlreichen entmutigenden Beschwerden zogen wir über die Plains nach Oregon, wo wir von 320 Acres Regierungslandes Besitz nahmen und ein neues Leben begannen. Wir bauten uns eine kleine Hüte, lebten äußerst ökonomisch, arbeiteten Tag und Nacht, und schon nach wenigen Jahren erfreuten wir uns eines bescheidenen Wohlstandes. So oft sich mein Vater wieder in eine vielversprechende Spekulation einlassen wollte, erzählte ihm

meine Mutter die Geschichte von den Wanduhren des Yankee, und dann waren alle ferneren Ueberredungskünste der Versucher vergeblich.

Als ich nach London reisen wollte, um ein Buch zu veröffentlichen, stattete ich meinen Eltern einen Besuch ab. Ich fand meinen Vater hinter dem Pfluge auf dem Felde. Wir setzten uns nieder, und er erzählte mir dann, daß er sich, ohne meiner Mutter etwas davon zu sagen, um einem Freund aus der Not zu helfen, eine Schuld von tausend Dollars aufgeladen habe, und sie nun nicht gut, wenigstens nicht ohne ihr Mitwissen, bezahlen könne. Ich rechnete im Stillen nach, wie viel mich jene Reise kosten würde, und wie viel ich sparen könnte, wenn ich mich überall einschränkte und stets die billigsten Verkehrswege wählte, und gab ihm dann die gewünschten tausend Dollars. Darauf reiste ich ab. Nach einem Jahre jedoch hatte mein Vater infolge seiner unverzeihlichen Leichtgläubigkeit und Gutmütigkeit abermals eine hohe Hypothek auf sein Landgut aufgenommen, und es war nahe daran, daß er eine neue Auflage der alten Wanduhren-Geschichte erlebt hätte. Wie froh war ich damals, daß es mir ein Leichtes war, ihm abermals aus aller Not zu helfen, und daß ich ihm von London aus zahlreiche, mein Lob verkündende Zeitungen schicken konnte, die ihn zu dem unschuldigen Glauben veranlaßten, daß er nun bis an das Ende seines Lebens geborgen sei. Er freute

sich, daß doch wenigstens ein Mitglied seiner Familie dem Frohndienst der Wildnis entflohen sei und Ruhm und Wohlstand geerntet habe. Dieser Gedanke hat die letzten Tage des edelsten Menschen erquickt, den ich je gesehen habe."

Eine unheimliche Episode.

Ein amerikanischer Sonntag ist im Allgemeinen ein sehr langweiliges Institut; unschuldige Vergnügungen, wie wir Deutschen sie vom alten Vaterlande her gewöhnt sind, werden hier von den engherzigen Geistlichen und ihren puritanischen Anhängern für ein Verbrechen angesehen. Doch haben es die in diesem Punkte freisinniger denkenden Bewohner New-Yorks seit einigen Monaten fertig gebracht, daß Sonntag im Centralpark öffentliche Konzerte veranstaltet werden dürfen, so daß also Jedermann sich eines Picknicks mit unentgeltlicher Musik erfreuen kann.

Ein solches Privatpicknick hatten auch wir, d. h. einige deutsche, in der Vorstadt Morrisania wohnende Familien, auf den verflossenen Sonntag arrangirt; da uns jedoch am vorhergehenden Samstage ein wahrhaft sündflutartiger Regen heimgesucht hatte und das Waldgras noch zu naß war, so blieb dann Jeder zu Hause, wünschte besseres Wetter auf den folgenden

Sonntag und schickte sich zu einem sanften Nachmittagsschläfchen an.

Auch ich versuchte dasselbe in einem bequemen amerikanischen Schaukelstuhle und hatte, um ja meinen Zweck sicher zu erreichen, Klopstock's „Messias", der sich prächtig für eine Sonntagsnachmittagslektüre eignet, in die Hand genommen. Kaum aber hatte ich einige Verse gelesen, da kam es mir vor, als rasselte ein schwer beladener Wagen mit Blitzesschnelle an meinem in allen Fugen bebenden Hause vorbei. Ich blickte durch das Fenster auf die Straße, doch war nirgends von einem Fuhrwerke etwas zu sehen; auch war jenes donnerähnliche Geräusch bereits wieder verhallt. Kaum aber hatte ich mich wieder niedergesetzt, da wankte mein Haus abermals, aber bedenklich heftiger. Kein Gegenstand im Zimmer blieb in seiner frühern Lage — schnell nun eilte ich auf die Straße, denn noch ein weiterer Erdstoß und halb New-York wäre ein Trümmerhaufen gewesen. Alles stürzte in's Freie, und manche Dame, die sich sonst um keinen Preis der Welt ohne die vorschriftsmäßige Sonntagstoilette gezeigt hätte, dachte in ihrem ersten Schrecken nur an die Rettung ihres Lebens und behielt dabei ihre alte Küchenschürze an.

Lange, bange Minuten standen wir nun da im Freien und erwarteten unser Ende. „Wenn wir doch nur einen großen Luftballon hätten", sagte ein Amerikaner, „dann wären wir geborgen. So aber laufen

wir Gefahr, daß uns Alle die Erde im nächsten Augenblicke verschlingt.“

Doch mit der Ruhe des Erdbodens kehrte auch die Ruhe der Menschen wieder. Jeder untersuchte vor allen Dingen den Schornstein seines Hauses, und als es sich in den meisten Fällen herausstellte, daß derselbe noch unversehrt war, tröstete man sich mit dem übrigen in einigen zerbrochenen Tassen, Gläsern und Flaschen bestehenden Verluste.

Jedermann war nun gespannt auf die Morgenzeitung, die genaue Nachrichten über die Ausdehnung dieser Erderschütterung und etwaiger Verheerungen bringen sollte. Derjenige jedoch, der bei seinem Morgenkaffee haarsträubende Schreckensszenen zu lesen hoffte, sah sich gewaltig enttäuscht; man hatte das Erdbeben genau um dieselbe Zeit, nämlich um 2 Uhr und 7 Minuten Nachmittags, in den Staaten New-York, Delaware, Maine, Massachusetts, New-Jersey, Rhode-Island, Connecticut, Pennsylvanien, Maryland und im Distrikte Columbia beobachtet und überall dasselbe donnerähnliche Geräusch wahrgenommen; einen nennenswerten Schaden aber hatte es nirgends angerichtet. Auch der Sprung einer Brooklyner Dame durch das Fenster hatte keine üblen Folgen gehabt. Dieselbe wohnte nämlich einer Leichenfeierlichkeit bei; der Tote lag ruhig in seinem offenen Sarge und der Geistliche sprach sein obligates Sprüchlein, als sich plötzlich Hände und Kopf der Leiche bewegten.

Die anwesenden Damen fielen vor Schrecken nieder, die Herren stürmten zur Thüre hinaus und eine Frau wählte, ohne Schaden zu nehmen, den Weg durch's Fenster.

Natürlich brachten unsere Zeitungen auch zahlreiche Abhandlungen über die verschiedenen Erdbebentheorieen; die Geistlichen predigten von der Notwendigkeit, vor allen Dingen an das Seelenheil zu denken und damit gingen dann die Amerikaner wieder zur Tagesordnung ihrer Geschäfte über. Wundern sollte es mich nicht, wenn aus dieser harmlos verlaufenen Katastrophe eine Versicherungsgesellschaft gegen Erdbebenverheerungen entstehen würde, besonders, da einige Geologen die Behauptung aufgestellt haben, daß die ganze Manhattan-Insel zehn Meilen unter der Oberfläche vom Wasser ausgehölt sei und man sich daher über kurz oder lang auf ein großes Unglück — ein amerikanisches Vineta! — gefaßt machen müsse.

Schuster, Geolog und Schriftsteller.

Nur wenige Jahre sind es her, da kam ein kräftig gebauter, scheinbar gegen 30 Jahre alter Mann zu mir und bat mich um nähere Auskunft über die geologische Formation des Alleghany-Gebirges. Ich hatte nun jahrelang in der unmittelbaren

Nähe dieses romantischen Gebirgszuges und zwar in dem später so schrecklich heimgesuchten Johnstown in Pennsylvanien gewohnt und auch zahlreiche Ausflüge in dasselbe gemacht, um die geologische Beschaffenheit desselben aber hatte ich mich niemals gekümmert und da ich auch niemals in dem Rufe gestanden habe, in den Naturwissenschaften gründlichen Bescheid zu wissen, so kam es mir nur höchst merkwürdig vor, daß man von mir eine Auskunft verlangte, die nur ein Spezialist geben konnte.

„Lieber Freund“, sagte ich, „Ihr seid hier vor die unrechte Schmiede geritten; wo sich gute Wirtshäuser in den Alleghanies befinden, kann ich Euch allenfalls mitteilen, was aber jene Berge im Innern enthalten, weiß ich nicht. Es beruht das soziale Leben jetzt auf dem Prinzipe der Arbeitsverteilung und haben wir einen Staatsgeologen angestellt, der da nach verborgenen Schätzen den Boden durchsuchen muß. Auch ich trage meinen Teil zur Besoldung desselben bei und ich sehe nicht ein, warum ich auch noch seine Arbeit verrichten soll!“

Jener Fremde erklärte darauf, daß, obgleich er nur ein Schuhmacher sei, er sich doch vorzugsweise mit Philosophie, Geologie, Sozialismus und Magie befasse und seine ganze Zeit, und das durch seine Handarbeit verdiente Geld, wissenschaftlichen Forschungen widme. Die moderne Wissenschaft, erklärte er, sei unhaltbar und bringe die Menschheit zur Ver-

zweiflung; sein Wissen des reinen Sozialismus hingegen mache die Menschen zu wahren Brüdern und bringe das verlorene Paradies wieder.

Der Mann, dachte ich und sagte es auch, ist sicherlich von dem edelsten Streben beseelt und läßt es sich auch etwas kosten, seine Weltverbesserungspläne zu verbreiten, denn er hatte mir vorher auch mitgeteilt, daß er dann und wann seine Ideen, in auf eigene Kosten gedruckten Flugschriften niederlege. Solche Leute sind in unserer ausschließlich auf materielle Zwecke bedachten Zeit selten und verdienen daher die Unterstützung eines jeden wahren Menschenfreundes; um mich nun als solchen zu dokumentiren, gab ich ihm eine Cigarre, und bat ihn, dieselbe auf seiner nächsten Excursion nach den Höhen der Alleghanies zu rauchen.

Dankend steckte er sie ein und hielt mir dann eine lange von philosophischen Phrasen und Ausdrücken strotzende Rede, deren Quintessenz war, daß er mit der auf seine Forschungen gebauten Theorie die Ansichten aller gelehrten Professoren der ganzen Erde widerlegen und das Welträtsel lösen könne.

Er habe seine Schriften an Darwin, Büchner und Moleschott gesandt, aber dieselben hätten sie gänzlich ignorirt, wohl wissend, daß sie die darin vertretenen und durch Thatsachen unterstützten Ansichten nicht widerlegen konnten. „Aber ich lasse mich“, fuhr er fort, „nicht so leicht totschweigen; ich

will jetzt Pennsylvanien mit seinen Kohlenbergwerken studieren, um für meine Theorie, nach welcher die Kohle die chemische Umbildung des Urschleimes ist, neue Beweise zu sammeln. Werktags bin ich Schuster, Sonntags aber ein Gelehrter. Wenn ich längst gestorben bin, wird man meinen Wert erkennen und mir ein Denkmal setzen."

Daß Schuster manche großartige Ideen in die Welt setzen können, ist seit dem Auftreten Jakob Böhme's und des Nestroy'schen Knieriem eine allgemein bekannte Tatsache, über die sich daher auch Niemand mehr wundert; wenn nun ein solcher Mann, wie mein Besucher, Heimat und sauer verdientes Geld im Dienste der Wissenschaft opfert, so verdient er wenigstens anständig behandelt zu werden. Sollten daher diese Zeilen irgend einem in Pennsylvanien wohnenden Farmer zufällig in die Hände fallen und er einem einsamen Wanderer begegnen, der an keinem Steine vorüber geht, ohne ein Stück davon mit einem Hammer abzuschlagen, so denke er: „Das ist der Welträtsellöser, der Menschenbeglücker, der Lichtbringer Julius Straub und vergesse ja nicht, ihn je nach der Zeit zum Mittag- oder Abendessen einzuladen; denn derselbe ist nicht allein ein grundgelehrter, sondern auch ein grundehrlicher, braver Mann. Auch ist er noch unverheiratet, und da er außerdem ein stattlicher, schöner und sauber gewaschener Kerl ist, so dürfte er sich bei dem nötigen Entgegen-

kommen vielleicht doch noch bereden lassen, eine schmucke pennsylvanische Dirne als Frau anzunehmen. Dadurch ginge nun allerdings der Wissenschaft eine bedeutende Kraft verloren; denn die pennsylvanischen Frauen erlauben nicht, daß ihre Männer Sonntags geologische Exkursionen unternehmen; da müssen sie bei gutem Wetter in die Methodistenkirche gehen, bei schlechtem hingegen zu Hause bleiben und aus der Bibel vorlesen.

Daß jener gelehrte Schuster Julius Straub hieß, ersah ich aus dem mir geschenkten fünften Teile seines Werkes „Mehr Licht". In demselben bekämpfte er hauptsächlich Darwin und führte gegen denselben die Magie ins Feld, über die er sich sehr ausführlich ausspricht. Damit sich der Leser einen Begriff von dem machen kann, was mir Alles der gute Straub mitteilte, will ich hier einen etwas langen Auszug aus seiner Schrift geben.

„Bei dem Worte Magie wird der Mehrheit der Gebildeten zu Mute, als wenn hier alles Denken ein Ende habe; den weniger Gebildeten, als wenn sich der Dunstkreis um sie her mit lauter kleinen Teufelchen und Zaubergestalten anfülle. Im Grunde genommen hat dieses Wort gar keinen Sinn, es ist ein Wort an Stelle des fehlenden Begriffes. Magie ist Natur, jemehr Naturbegriff, jeweniger Magie. Wenn die Menschheit die Natur einst besser erkannt haben wird, wird es keine Magie mehr geben. Zu dieser Ansicht bin ich durch Beobachtungen gelangt.

Schon als 15jähriger Knabe gegen allen Wunder- und Aberglauben eifernd, brachte ich in Erfahrung, daß einige Stundenwegs von meiner Heimat ein Dienst bei einem Bauer offen stehe, den aber Niemand haben wolle, weil dieser Bauer den Kobold (Teufel) habe. Ich trat daher diesen Dienst, obwohl nicht ohne eine geheime Bangigkeit, an. Weil ich der Sache doch nicht recht traute, beobachtete ich von der ersten Stunde an, alles was vorging genau; doch nirgends eine Spur vom Kobold. Im Gegenteil, alles schien mir hier so natürlich und verständig herzugehen, wie nur irgendwo.

Ich fühlte mich bald heimisch in dieser Familie und nachdem ich ein Jahr in derselben zugebracht hatte, hatte ich zwar nichts vom Kobold, wohl aber andere Dinge gesehen, die mir nicht weniger rätselhaft waren. Ich hatte bis dahin auch das Kurieren von Krankheiten durch Sympatie oder sogenanntes Besprechen als nur in der Einbildung der Menschen existierend angesehen, mußte aber, nach dem was ich hier sah, zugestehen, daß hier nicht bloße Einbildung, sondern eine wirklich reelle Wirkung vorlag. Dieser Bauer machte kein Gewerbe aus der Sache; nahm, so viel ich weiß, nicht einmal Bezalung an. Auch war es bekannt, daß er sich ungern darauf einließ, eine solche Heilung vorzunehmen; doch sobald er solche vornahm, trat, wie allgemein bekannt war, der gewünschte Erfolg unfehlbar ein. Diese Sicherheit

schien, wie ich mir Jahre nachher wohl überlegen konnte, daher zu rühren, daß dieser Mann nicht mehr unternahm, als er wußte, daß er der Natur zutrauen durfte.

Man konnte an dem üppigeren Wachstum jeden seiner Aecker zählen, wenn man durch die Flur ging; die Thatsache, daß seine Aecker sehr sorgfältig bestellt wurden, schien mir nicht alles zu erklären. Es erinnerte mich dieser Umstand unwillkürlich an den Erzvater Jakob, der durch das bekannte Verfahren an der Tränk', je nach Belieben wirken konnte, daß die Schafe gefleckt oder ungefleckt geboren wurden. Ich wußte damals für alles das keine Erklärung, habe aber von da an die Aufmerksamkeit unablässig auf derartiges gerichtet, und will hier noch eines hierauf bezüglichen Falles erwähnen.

Es kam mir in Hamburg zu Gehör, daß Zimmer bei einer Frau zu vermieten seien, in deren Sympatiekur man großes Vertrauen setzte. Um jeden Preis mußte ich Logis bei ihr haben. Ich erlangte wirklich solches und hatte dazu das Glück, daß mich nur eine mangelhaft verhängte Glasthüre von dem Zimmer trennte, in dem sie diejenigen Patienten behandelte, die zu ihr in's Haus kamen. Nachdem ich ungefähr ein Jahr im Hause dieser Frau gewohnt hatte, ließ sie mich eines Tages vor ihr Krankenlager kommen und eröffnete mir, daß sie ihre Heilkunst nicht gern mit in's Grab nehmen möchte und mich

daher dieselbe lehren wolle, was ich allerdings ganz gern annahm, nicht um diese Kunst zu üben, denn dazu hielt ich mich nicht für geeignet, sondern um in die Geheimnisse der Zeremonien eingeweiht zu werden, die dabei gebräuchlich sind. Indem sie mich anwies, Schreibmaterial zur Hand zu nehmen, um eine Reihe Sprüche aufzuschreiben, von denen jeder eine bestimmte Krankheit zu kurieren geeignet sein sollte, machte sie noch einige vorbereitende Bemerkungen.

Zunächst eröffnete sie mir, was sie mich jetzt lehren wolle, ginge nur von Frauen den Männern und nur von Männern den Frauen zu lernen. Daß man dieser Meinung sei, war mir nicht neu. Ferner sagte sie, daß nur gute Menschen im Stande seien, durch Sympatie wirklich Krankheiten zu kurieren, und daß diese Kur bei armen Leuten sicherer helfe, als bei Reichen. Diese letzten beiden Bemerkungen frappirten mich, nicht weil sie mir neu waren, sondern weil ich ganz dasselbe bei meinen Beobachtungen schon selbst ausgefunden hatte. Daß sie aber die Bedeutung, die in diesen Wahrheiten lag, nicht kannte, auch nicht über dieselben nachgedacht hatte, ging aus dem hervor, was sie mir weiter zu erklären für nötig hielt. Sie erklärte nämlich, daß die meisten ihrer Konkurrenten und Konkurrentinnen keine wirklich sympatische Heilung zu Stande zu bringen vermögen, und zwar weil diese die gebräuchlichen Sprüche nicht richtig könnten, und eben so wenig die Zeremonien

zu machen verständen. Sie legte Wert darauf, daß nicht nur eine ganz genaue Zahl Kreuze zu machen, sondern auch die Finger dabei in der gehörigen Lage zu halten seien. Der Kuriosität halber gebe ich einen der Sprüche, die sie mir vordiktierte, hier wieder. Sie bestimmte ihn zur Heilung einer Krankheit, die sie das Kaltefeuer nannte. Er lautet, aus dem Hamburger Plattdeutsch in's Hochdeutsch übersetzt:

Hoch ist der Himmel,
Scharf ist der Kümmel,
Bevor die Sonne noch dreimal scheint,
Soll dein Kaltesfeuer erloschen sein.

Aus ähnlichem Holz waren alle diese Sprüche gezimmert. Sie sind aber dem ungeachtet, ebensowohl als die sie begleitenden Zeremonien, notwendig, um die ganze Aufmerksamkeit beider bei dem Akt der sympatischen Heilung in Betracht kommenden Personen auf die gemeinsame Sache zu lenken. Im Uebrigen war diese alte Dame von guter Gemütsart, hatte etwas Vertraueneinflößendes in ihrem Wesen und hinter ihrem einfachen, fast rauhen Aeußern war eine eigenartige Lebensweisheit verborgen. Sie war in Hamburg allgemein bekannt, und mancher Hamburger, dem diese Zeilen zu Gesicht kommen, mag ganz richtig vermuten, von welcher Person hier die Rede ist. Sie ist damals wieder genesen und treibt vielleicht ihre Kunst noch heute. So viel über die Art und Weise meines Studiums in dieser Richtung.

Ich bin durch dasselbe zu folgendem Resultat gelangt: Nur unter unverdorbenen Naturmenschen gibt es einige wenige, die die heilende Magie in ihrer Gewalt haben, das heißt, wirklich sympatische Heilung herbeizuführen im Stande sind. Derjenige Mensch, der im Stande ist, über die Ursache der magischen Wirkung nachzudenken, stört dadurch die Natur, ist also unfähig, sympatische Heilung herbeizuführen. Von Temperament sind solche Leute durchgehends eigenartig. Ihr Thun und Treiben ist schlicht und recht und bei allem, was sie thun, sind sie mit ihrem ganzen Wesen. Sie haben verschiedene Grade der Fähigkeit zur Heilung, aber alle müssen sich nach der Natur der Krankheit richten. Es gibt eine Grenze, über die sie nicht hinaus können, wo dann andere Mittel zur Heilung nötig sind, oder der Natur ihr eigener Weg gelassen werden muß.

Dem Patienten thut vor allen Dingen Glaube nötig, aber es ist keineswegs der Glaube, der ihn heilt, sondern eine dem Glauben ähnliche oder verwandte Gemütsstimmung, die ohne dem Glauben nicht zu ihrem rein naturwahren Ausdruck gelangen kann. Es ist mir nämlich wiederholt vorgekommen, daß Patienten gerade ihres unbedingten Glaubens wegen nicht geheilt wurden; ihre Krankheit machte ihnen nicht die geringste Besorgnis, weil sie der Heilung gewiß waren. Es fehlte ihnen also das wahre, innige, rein natürliche Bedürfnis zur Heilung, das durch nichts, auch

nicht durch den Unglauben, in seiner natürlichen Reinheit gestört werden darf, wenn das sympatische Heilverfahren wirken soll, und hier liegt der Kern der Magie, ja der ganzen Naturthätigkeit, denn Magie ist Natur.

Aber nicht nur beim Patienten muß dieses innige Bedürfnis vorliegen, sondern auch bei derjenigen Person, die diese sympatische Heilung herbeiführen will, und gerade daran, daß es nur wenig Menschen gibt, die im Stande sind, im Interesse eines Andern ihr ganzes Wesen auf einen bestimmten Gegenstand zu richten, und so reines, naturwahres Bedürfnis auszudrücken, mag es liegen, daß es nur wenig heilende Magier gibt. Wir hätten hier nun die Bedingungen, die dazu gehören, magische Wirkung herbeizuführen. Es ist rein naturwahres Bedürfnis von zwei verschiedenen Seiten auf einen gemeinsamen Brennpunkt gelenkt. Was ist nun das Heilen der Krankheit? Doch nichts anderes als Stoffbewegung! Das Sichverziehen einer Geschwulst, überhaupt jeder Krankheit, ist nichts anderes als Stoffbewegung. Also ist oben beschriebenes Bedürfnis, von zwei verschiedenen Seiten auf einen gemeinsamen Brennpunkt gerichtet, im Stande, auf diesem Brennpunkte eine Stoffbewegung in einer diesem Bedürfnis entsprechenden Richtung einzuleiten, und zwar so, daß diese einmal eingeleitete Stoffbewegung ihren Lauf so lange fortsetzen muß, bis das dem Bedürfnis Entsprechende vollendet ist.

Diese Art der Naturthätigkeit wollen wir hier die heilende Magie nennen. Dieser zunächst verwandt ist die schaffende Magie. Hierher gehört das Wachstum aller Formen in der organischen Welt und die Zeugungen derselben; die Zeugung durch geschlechtliche Begattung ebensowohl als die Urzeugung, denn die erstere ist nur eine Wiederholung der letzteren mit denselben Mitteln, nur in etwas anderer Weise. Der Leser vergleiche die Folge des Zeugungsaktes mit der Folge des oben beschriebenen sympatischen Heilungsaktes. Beide Folgen sind Stoffbewegung, nur in verschiedenen Richtungen, die durch verschiedene Bedürfnisse eingeleitet wurden.

Um anzudeuten, wie ich mir das Gebiet der Naturthätigkeit einteile, sei hier kurz erwähnt, daß sich die Magie oder die Natur, heilend, schaffend, spielend und zerstörend äußert. Die spielende Magie steht gewissermaßen in der Mitte zwischen zerstörender und schaffender Magie, hat darum auch nichts praktisches im Gefolge. Hierher gehört Alles, was von Spiritualisten und Gauklern verübt wird, das heißt, nur insoweit ihrer Kunst nicht bloße Sinnestäuschung und Taschenspielerei zu Grunde liegt. Auf das Gebiet der Magie gehören nur alle diejenigen Wirkungen, die sie hervorrufen, ohne sie zu begreifen, und das dürfte nur sehr wenig sein. Diesem Wenigen liegt ganz dasselbe zu Grunde, was der heilenden und schaffenden Magie zu Grunde liegt, nämlich Bedürfnis

von zwei verschiedenen Seiten auf einen gemeinsamen Brennpunkt gelenkt.

Der Magnetiseur beherrscht das Medium durch seinen Willen, aber der Wille vertritt hier ganz dasselbe, was bei der Heilwirkung der Glaube vertritt — er bedingt das Bedürfnis. Dieser Wille täuscht nur den Beobachter, indem er die wahre Ursache verdeckt. Die Sache verhält sich so: Der Magnetiseur hat das Bedürfnis, diese bestimmte Wirkung herbeizuführen und behandelt das Medium so, daß demselben sein eigenes Bedürfnis ebenfalls zum Bedürfnis wird. Ganz genau so verhält es sich mit der bösen oder zerstörenden Magie.

Aber, wird man einwenden, wie ist es möglich, daß irgend einem lebenden Wesen seine eigene Zerstörung zum Bedürfnis werden kann? Man denke hierbei nur an den Vogel, der der Schlange in den offenen Rachen flattert. Glücklicherweise scheint in unserer Zeit die letztere Art magischer Wirkung fast gar nicht mehr vorzukommen. Es liegt hierin ein Beweis der Veredlung der menschlichen Natur durch die Zivilisation, denn ebensowohl, wie die heilende Magie nur von guten, kann die zerstörende nur von vollendet schlechten Naturmenschen geübt werden. Andererseits mag auch die böse Wirkung der Magie in unserer Zeit schon deshalb kaum mehr möglich sein, weil solche bestialische Naturen, die sie hervorzurufen im Stande wären, wohl kaum noch so schwache Opfer

finden würden, wie ungefähr die Schlange am Vogel, weil eben die abergläubige Furcht immer mehr schwindet.

Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß solche Auswürfe der Menschheit, die die böse Magie ausübten, fast niemals bestraft worden sind, sondern ihr Verbrechen auf die zu schieben wußten, die die heilende Magie übten. Diese Letzteren waren sich eben nichts Böses bewußt und glaubten daher keine Ursache zur Geheimthuerei zu haben. Es überkommt den gefühlvollen Menschen ein Grauen, wenn er bedenkt, welches entsetzliche Unrecht unsere Vorfahren sonach durch das sogenannte Hexenverbrennen begangen haben, und hielte nicht der freie Geist des Fortschrittes einiger weniger unerschrockener Kämpfer für wahres Menschentum den finsteren Wahn im Zügel, so wären unsere Tage vor solchen Gräueln noch nicht sicher. Wenn in schauerlichen Nächten der Sturmwind mit klagendem Geheul durch Flur und Wald über mich dahinbraust, und Blitzstrahlen das schwarzverhängte Firmament durchzucken, dann ist mir zuweilen zu Mute, als wenn die trauernde Natur den zögernden Menschengeist mit Donnerstimme auffordere, seine Blitze unablässig immer wieder von neuem durch die Nacht des Elends und der Unwissenheit zu schleudern, bis die Morgenröte hereinbricht.

Hier noch eine kurze Anwendung dessen, wozu ich durch meine Beobachtungen betreffs der Magie

gelangt bin, auf den Darwinismus. Wenn die Natur, wie ich dies bei der Erklärung der sympatischen Heilung körperlicher Krankheiten gezeigt habe, im Stande ist, durch bloßes Bedürfnis eine Stoffbewegung einzuleiten und so lange fortzusetzen, bis das dem Bedürfnis Entsprechende vollendet ist, so muß sie auch im Stande sein, die Entstehung einer bestimmten Form, welche die umgebenden Umstände geeignet erscheinen lassen, die also zum Naturbedürfnis geworden ist, urplötzlich einzuleiten. Dies ist Urzeugung — und aus dieser folgert die Einzelentstehung der Gattungen, denn eine Notwendigkeit des Hervorgehens einer Gattung aus der andern, sogenannte Abstammung, ist demzufolge nicht einzusehen. Auch ergibt sich aus Obigem zugleich die denkbar einfachste Erklärung, warum eine Urzeugung einer schon vorhandenen Gattung nicht mehr stattfindet. Die Urzeugung konnte eben nur so lange Naturbedürfnis sein, bis die betreffende Gattung stabil war. Auf dieser hier betretenen Bahn weiter schreitend, werden wir finden, daß nicht nur die Abstammung, sondern auch die Vererbung — im Darwin'schen Sinne — gegenstandlos wird. Noch mehr: auch die Abstammung eines Individuums vom andern gewinnt von obigem Gesichtspunkt aus eine ganz andere Bedeutung.

Darwin denkt sich die organische Welt als einen Mechanismus, in dem ein Glied aus dem andern her-

vorgehend und sich an's andere reihend, eine Kette oder Wesenreihe vom unvollkommensten aufwärts bis zum vollkommensten bildete. Da wir ganz dieselbe Aufeinanderfolge der Erzeugnisse der menschlichen Kultur sehen, und diese letztere sich uns augenscheinlich als eine Analogie der organischen Kultur darstellt, — nur mit anderen Mitteln — so wird es keinem denkenden Menschen einfallen, die Notwendigkeit der Reihenfolge beim Entstehen der organischen Dinge in Zweifel zu ziehen.

Die menschliche Kultur zeigt uns nun aber, daß die sich der Reihenfolge nach aufwärts vervollkommnenden Erzeugnisse nicht von einander abstammen, sondern gesondert von einander entstehen. Der Zusammenhang, der zwischen ihnen besteht, ist das Uebertragen der Erinnerung von einem Gegenstand auf den andern, oder das Gedächtnis. Darwin versucht nun eine Erklärung der Uebertragung des vorher Dagewesenen auf das Werdende von Stoffteilchen zu Stoffteilchen, oder Keimchen, oder auch eine Vervielfältigung dieser letzteren, gleichsam einen chemischen Mechanismus, wie er uns denselben in seiner Hypothese der Pangenesis vorträgt. Ein so scharfsinniger Denker, wie Darwin, würde diesen unglücklichen Erklärungsversuch nicht nötig gehabt haben, hätte er das Gedächtnis als das aufgefaßt, was es in Wirklichkeit ist.

Denken wir uns an Stelle dieses gemütlosen

chemischen Mechanismus das Gedächtnis der Natur, so fällt der Darwinismus, insoweit sich die Lehre desselben auf Vererbung und Abstammung bezieht, in sich zusammen. Was ist Vererbung? Kann sie nicht viel einfacher sein, als sich Darwin dieselbe vorstellt? Vererbung kann doch nichts anderes sein, als das Wiedererscheinen derselben oder ähnlicher Organe und Eigenschaften durch die eben schon vorher dagewesenen gleichen Ursachen. Warum soll da alles Verständnis aufhören, wo man die Kelle bei der Beweisführung aus der Hand legen muß? Der Denker Genius hat sich lange genug von den Stoffmayern Halt gebieten lassen. War die Wissenschaft der physikalischen Thatsachen von jeher etwa weniger Irrtümern ausgesetzt, als die philosophische Naturforschung? Sie haben beide geirrt, und sind beide durch Irrtümer zu Wahrheiten gelangt.

Die so umfassende und überaus scharfsinnige Lehre Darwin's enthält nur wenig, was nicht mit einer Einzelentstehung der Gattungen zu vereinbaren wäre, und dieses Wenige ist gerade das, was Darwin selbst als zu einer Erklärung der organischen Naturthätigkeit für ungenügend erachtet. Die Mehrzahl der Vertreter der Wissenschaft verwerfen seine Hypothese der Pangenesis, ziehen aber damit in Wirklichkeit sich selbst den Boden unter den Füßen weg; denn indem Darwin diese Hypothese aufstellt, thut er eigentlich weiter nichts, als die Konsequenzen ziehen, die sich

aus der Bedeutung, die man in wissenschaftlichen Kreisen dem Akt der geschlechtlichen Zeugung allgemein beilegt, ganz von selbst ergeben.

Durch meine Ausführungen betreffs der Magie denke ich nun auch den Nachweis geführt zu haben, daß auch das, was wir mit dem Wort Gemüt bezeichnen, etwas dem Natur-Ganzen eigenes ist. Schmerz und Lust, Gutes und Böses, Haß und Liebe, und alles, was das menschliche Gemüt bald harmonisch, bald disharmonisch durchbebt, es ist nicht mit Dir geboren, geneigter Leser, und wird auch nicht mit Dir sterben; die Natur fühlt es nur momentan durch Dich; der Gott der Liebe, der auch hassen und strafen kann, ist kein leerer Wahn, nur ist dieser Gott kein solcher Tyrann, kein solcher Despot, wie ihn sich der Mensch ausgemalt hat, als er noch in den Kinderschuhen seiner Entwicklung steckte; Lohn und Strafe, Himmel und Hölle folgen Deiner That auf dem Fuße; daß es auch Menschen gibt, die solche Hölle und solchen Himmel noch nicht fassen können, beweist nur, daß die Menschheit erst auf der Höhe ihrer Kultur wahrhaft religiös werden kann; die Religion der Zukunft ist die wahre Religion der Liebe, die Natur selbst ist die Liebe. Bevorzugte Lieblinge der Natur, die tiefsinnig, harmonisch mit ihr fühlen, haben diese Wahrheit, wenn auch vielleicht unbewußt, schon längst ausgesprochen.

Sonnenstäubchen paart mit Sonnenstäubchen
Sich in trauter Harmonie,

Sphären ineinander lenkt die Liebe,
Weltsysteme dauern nur durch sie.

Tilge sie vom Uhrwerk der Naturen —
Trümmernd auseinander springt das All,
In das Chaos donnern eure Welten,
Weint, Newtone, ihren Riesenfall.

Schiller.

Das also, was ich in obiger Abhandlung das Bedürfnis der Natur genannt habe, ist das Gemüt der Natur. Diesem Naturgemüt schreibe ich die letzte oder die Grundursache allen organischen Werdens zu. Wo das organische Leben anfängt, fängt das Gemüt der Natur an sich zu entwickeln. Dieses Naturgemüt ist das ewig unbefriedigte Bedürfnis, das sich in uns Menschen als ewige Sehnsucht kund thut."

So, nun kann sich unser Philosoph nicht beklagen, daß er schlecht behandelt worden sei; denn wir haben seinen eignen Worten dahier mehr Platz eingeräumt, als dies jemals von irgend einem seiner Beurteiler geschehen ist. Wenn also seine Lehren nicht Wurzeln fassen, so möge er sich deshalb bei anderen beklagen.

Daran, daß wir einen solchen Schatz, wie das hier excerpirte Werk, in unserer Bibliotek besaßen, wurden wir kürzlich durch die Zeitungsnotiz erinnert, daß der Philosoph Straub eine Flugmaschine er-

funden und natürlich auch darüber ein neues Werk verfaßt habe. Dasselbe haben wir nun nicht gelesen; aber wir hoffen, daß sich seine Erfindung bewährt und daß er zur Stunde, in der wir dieses schreiben, durch die Alleghenies fliegt und jedem pennsylvanischen Rückschrittsmann eine Portion versteinerten Urschleims auf den Kopf fallen läßt.



Geistliches und Weltliches.

Das Gesangbuch der Rappisten.

Es haben sich schon oft Deutschamerikaner, die zufällig an einem Sonntag eine englische Kirche passirten, darüber gewundert, daß ihnen aus derselben Klänge alter deutscher Studenten- und Volkslieder entgegentönten; ja, einige sind dadurch sogar verleitet worden, in dem guten Glauben, dort eine lustige Zechbrüdergesellschaft anzutreffen — denn im Handumdrehen macht man hier aus einer Kirche ein Theater oder Wirtshaus und so auch umgekehrt — einzutreten und sahen sich zu ihrem größten Erstaunen auf einmal in der Mitte einer heiligen Schaar, deren Mitglieder die nach der erwähnten, ursprüglich nur für Knittelverse bestimmten Melodien die allerfrömmsten Lieder sangen.

So merkwürdig und außergewöhnlich ist dies im Grunde gerade nicht, ist doch auch die herrliche Melodie des deutschen Gesangbuchliedes: „Eins ist Not“, einem alten Studentenliede entnommen und ist das Lied: „Wie schön leuchtet uns der Morgenstern“, nur eine Umdichtung eines alten, schönen Minneliedes. Als der Minnegesang erloschen war, entwickelte sich

allmälig das deutsche Kirchenlied, das nach dem Elende des 30jährigen Krieges auf ein besseres Jenseits verwies und die Leute für die Mühen dieses Lebens stärkte. Wenn man sich überhaupt in dieser Hinsicht über etwas verwundern will, so ist es nur darüber, daß noch immer Leute diese Lieder, die doch längst, was Sprache und Ausdrucksweise anbelangt, veraltet sind und gar oft an das Lächerliche streifen, mit Andacht und Rührung singen können und daß man diese Kernlieder dutzendweise von der Jugend auswendig lernen läßt in dem wahnsinnigen Glauben, ihnen dadurch einen heiligen Schatz für das ganze Leben mitzugeben.

Mit der Pietät ist es stets eine eigene Sache; sie wird gewöhnlich da zur Geltung gebracht, wo sie den Fortschritt und die Aufklärung verhindert. Da sagen dann die verknöcherten Alten: „Was meinem Vater gut genug war, soll von meinen Enkeln nicht in die Rumpelkammer geworfen, sondern ebenfalls in Ehren gehalten werden“, und sie vergessen dabei, daß ihre Vorfahren doch gewissermaßen Fortschrittsleute in ihren Tagen waren. Wäre der eben angeführte, alles unabhängige Denken verbietende Spruch eine unumstößliche Wahrheit, so hätten ja die alten Juden vollkommen Recht gehabt, Jesum zu kreuzigen und Niemand dürfte die Katholiken tadeln, daß sie sich früher so zahlreicher Ketzerverbrennungen schuldig machten.

Doch ich wollte hier eigentlich von etwas Anderem,

nämlich von dem Gesangbuche der Rappisten sprechen und damit einen kleinen Beitrag zur Geschichte christlicher Kernlieder liefern.

Die betreffenden Sektirer, die sich gewöhnlich „Harmonisten" nennen, stammen aus dem Vaterland Hegels, nämlich aus Schwaben und siedelten sich im Anfange dieses Jahrhunderts zu Economy bei Pittsburgh in Pennsylvanien an, wo sie eine herrliche Kolonie gründeten und mit der Zeit sehr reich wurden. Sie huldigen dem Kommunismus und außerdem auch noch dem Cölibate und hoffen letzteren Umstandes wegen beim Anbruch des täglich erwarteten tausendjährigen Reiches einen Teil der Auserwählten zu bilden, die auf der rechten Seite des Lammes stehen. Ihren Verkehr mit der Außenwelt besorgt gegenwärtig der alte, aber immer noch äußerst rüstige Henrici, ein Schulmeister aus der Rheinpfalz, der dieser Gesellschaft schon beinahe zwei Menschenalter angehört und der seit dem Tode Rapps der geistige und geistliche Leiter der Kolonie ist.

Da sich in dieser Niederlassung ein recht angenehmes, den Fremden geöffnetes Hotel befindet, so ließ ich mich einst vor Jahren, um mich von den Anstrengungen meines Berufes zu erholen und dabei zugleich auch dieses sonderbare Völkchen näher kennen zu lernen, auf eine Woche daselbst nieder und wurde auch, nachdem sich der Wirt von meiner Zahlungsfähigkeit überzeugt hatte, aufgenommen.

Jene Leute sind nämlich außerordentlich vorsichtig und halten alle aus der Außenwelt kommenden Leute für professionelle Gauner und Spitzbuben. Um nicht ganz müssig zu sein, hatte ich mir zwei Bücher mitgenommen, nämlich den „Dhammapada" und Daumers „Hafis." Durch ersteres wollte ich mein sehr rostig gewordenes Sanskrit wieder etwas auffrischen und die Lektüre des letzteren sollte dann meinen Geist wieder in eine heitere Stimmung versetzen. Doch das polizeiwidrige Dewanaggari-Alphabet wollte mir in der schwäbischen Niederlassung nicht mehr so recht in den Kopf und da verließ ich den philosophischen „Tugendweg", setzte mich im Geiste in Hafisens Schenke und ließ mich von einer lieblichen Sulaika bedienen.

Ich war übrigens nicht der einzige Gast in jenem Hotel, denn außer mir hatte sich daselbst auch ein lustiger Commis-Voyageur eingefunden, der den umwohnenden Farmern verbesserte Ackerbauwerkzeuge verkaufen wollte. Derselbe suchte nun bei jeder Gelegenheit unsern alten, treuherzigen Wirt zu necken und zu ärgern und machte es ihm besonders Vergnügen, ihn fast jede Minute zu fragen, ob er denn gar keine Lust zum Heiraten verspüre; er sei doch immer noch ein stattlicher Kerl und es gäbe ja in Economy schöne Mädchen genug, die alle Finger nach ihm leckten.

„Heirate Du sie doch!" brummte dann jedesmal der Wirt, „wir aber wollen hier nicht die Zahl der Sünden vermehren helfen!"

„Aber Vater Rapp war doch auch verheiratet und hat nebenbei auch noch einen Schatz gehabt!“ entgegnete der Handelsreisende.

„Du bist doch der miserabelste Kerl, der jemals in unserer Stadt war. Vater Rapp, der zweite Heiland der Welt, soll noch einen heimlichen Schatz gehabt haben?“

„Warum denn nicht? Das ist schon mehrmals dagewesen. Du hast mal noch nicht die schönen Lieder gelesen, die er für seine Liebste gedichtet hat?“

„Wo stehen sie denn?“

„Nun, in eurem frommen Gesangbuch. Das ist übrigens ganz in der Ordnung, denn auch der fromme Salomo, der nebenbei etwas klüger als euer Rapp war, hat ja ein schönes Liebeslied in die Bibel geschrieben. Lebt vielleicht Rapps Sophie noch? Ich möchte sie doch gerne kennen lernen; vielleicht war das schöne Mädchen, das ich vor einer Stunde dahier sah, ihre Tochter?“

„Wenn Du jetzt nicht Dein gotteslästerliches Maul hältst, so mußt Du wahrhaftig machen, daß Du aus unserer Stadt kommst!“

„Gemach, altes Haus! Hier in Eurem harmonischen Gesangbuch steht z. B. das Lied Nr. 192, das nach eigener Melodie zu singen ist und also heißt:

„Ich denke Dein und halte Deine Spuren,
O Sophia! mein schönstes Bild!
Dein Pfad führt mich zu früh und späten Fluren,
Der mir den nahen Lenz enthüllt.

Du bist mein Schatz, wenn auch in manchen Leiden
Mir oft ein bittres Ach entschwebt!
Dein Nahesein bringt immer weitere Freuden,
Die meinen Geist zur Wonn' erhebt.

Du bleibest mein, wenn auch bei dunklem Schimmer.
Mein Herz in dunkler Ahnung steht,
Bald leuchtest Du in meinem dunklen Zimmer,
Mit Deinem Glanz voll Majestät.

„So finde ich," fuhr der Spötter fort, „überall in Euerem Gesangbuche Lieder, die Rapp seiner Sophie gewidmet hat. Das muß doch ein allerliebstes Frauenzimmer gewesen sein!"

„Jetzt aber sei still und gib mir das Buch her. Daß Du ein unverschämter Mensch bist, habe ich Dir gleich angesehen; daß Du aber so dumm bist und nicht einmal weißt, daß Sophia Weisheit bedeutet, hätte ich doch nicht geglaubt!"

„Weisheit? Was? Was habt ihr dahier mit der Weisheit zu schaffen? Eure Göttin heißt Stultitia und nicht Sophia; Rapp hat sich einfach, was man ja bei einem so frommen Manne gerne entschuldigt, im Eifer in dem Namen vergriffen. Euch Harmonisten tadele ich ja deshalb nicht im geringsten, aber wenn Euch ein Fremder aus gutem Willen eine Aufklärung gibt, so sollt Ihr dafür dankbar sein und ihn nicht gleich so grob anfahren."

„Du magst meinetwegen Recht haben; Vater Rapp aber war ein kluger Mann und hat sich nie geirrt."

Darauf legte der leicht zu beruhigende Wirt das Gesangbuch weg und ich bot alle meine Ueberredungsgabe vergeblich auf, um ihn zu bewegen, mich ein paar Minuten in dasselbe blicken zu lassen.

Ein solches Gesangbuch aber muß ich unter jeder Bedingung haben, dachte ich, gehe es, wie es wolle.

Am nächsten Morgen steckte ich mir den Hafis in die Tasche und setzte mich damit an das hohe Ufer des vorbeifließenden Ohio. Kurze Zeit darauf trat Herr Henrici, den ich bereits am Tage vorher hatte kennen lernen, zu mir und fragte mich, welches Werk ich so andächtig lese.

„Das Werk eines orientalischen Geistlichen," erwiderte ich.

„Man findet auch in den Büchern der heidnischen Lehren zuweilen recht schöne Gedanken."

Gewiß, hören Sie z. B. die Verse:

„Enthalte dich der Nüchternheit,
So bist du auf der rechten Bahn,
Denn daß der Rausch zur Seligkeit
Unnütze sei, das ist ein Wahn.

Wahrhafter Offenbarung Licht,
Das wirst du nur im Rausch empfahn,
Denn daß der unberauschte nicht
Ganz finster sei, das ist ein Wahn.

Sieh an den Mönch, den fluchenden,
Und nimm dir ein Exempel dran!

Denn daß er nicht mit Haut und Haar
Des Teufels sei, das ist ein Wahn.

Mit aller Andacht früh und spat
Bis in der Schönheit Alkovan!
Denn daß ein ander Heiligbuch
Autentisch sei, das ist ein Wahn.

Nur nicht dein Ich vergöttere,
Doch was Du liebest, bet' es an!
Denn, daß die Liebe Götzendienst
Und Ketzerei, das ist ein Wahn — "

Um Gotteswillen halten Sie mit diesen Spöttereien ein! Und das nennen Sie auch noch eine Morgenandacht?"

„Wenn ich hier gottlos werde, so ist dies lediglich Ihre oder vielmehr Ihres Wirtes Schuld. Gestern Abend wollte ich mir nämlich von ihm das harmonische Gesangbuch leihen, um dahier auch etwas Erbauliches zu lesen; glauben Sie aber er hätte es mir gegeben? Können Sie mir vielleicht ein Exemplar verschaffen?"

„Nicht mit dem besten Willen. Wir haben von unserem Gesangbuche nur noch sehr wenige Exemplare und können keines entbehren. Es thut mir leid, Ihnen nicht dienen zu können!" Darauf verabschiedete sich der alte Herr.

Am Nachmittag machte ich einen Spaziergang durch das stille Städtchen und sah da gelegentlich am

Fenster eines Gartenhauses einen jungen Buchbinder an der Arbeit. Da das Aussehen desselben darauf schließen ließ, daß er kein Harmonist war, so trat ich ohne weiteres ein und knüpfte ein Gespräch mit ihm an.

„Rauchen Sie?" fragte ich ihn.

„Zuweilen. Aber hier muß man sich sehr in Acht nehmen, denn die Harmonisten sehen es nicht gerne und dann ist dahier weder Tabak noch Zigarren zu haben."

„Da kann ich Ihnen dienen," sagte ich darauf und gab ihm meinen ganzen Vorrat an Zigarren.

„Was binden sie denn da Schönes ein!"

„Alte dumme Gesangbücher."

„Könnte ich vielleicht eines auf einen Tag mitnehmen?"

„Recht gerne; Sie können es sogar behalten, wenn Sie wollen."

Auf diese Weise kam ich dann in den Besitz dieses merkwürdigen Buches und habe mir dadurch seit jener Zeit manche heitere Stunde verschafft. Es führt den Titel:

Harmonisches Gesangbuch, teils von anderen Autoren, teils neu verfaßt. Zum Gebrauch für Singen und Musik, für Alte und Junge, nach Geschmack und Umständen zu wählen, gewidmet. Oekonomie, Braxan County, im Staat Pennsylvanien. Gedicht, im Jahre 1827.

Dies Buch ist über 400 zweispaltige Seiten stark und besteht aus 518 Liedern, welche jene pennsylvanischen Schwaben zum größten Teile selber gedichtet haben. Die meisten derselben sind der bereits erwähnten Sophia gewidmet und wollen wir zur Erbauung der Leser hier einige Strophen mitteilen, wonach sie sich dann über das ganze Buch selber einen Vers machen können.

Lied 340.

„O Sophie, beim frohen Reiz des Lenzes,
Wer windet dir die bessern Ehrenkränze!
Wer sieht dein schönes Bild mit rechten Augen an,
Der ist es, der von dir nichts sagen kann?

Du bist die Edelste auf unserer Erden,
O laß mich deiner ganz teilhaftig werden,
Denn du bist mein allergrößte Herzenslust,
Denn gönne mir die zarte Liebesbrust!"

Lied 140.

„O du schönste von den Weibern,
Sag, wer dein Geliebter ist?
Ja, das sag ich, das kein Schreiber,
Setzen kann, wie schön er ist;
Denn der Raum der Lebensfülle,
Welkt nicht, wenn die Rose sinkt,
Weil aus der verklärten Hülle,
Sanfte Huld ins Leben winkt.

Lied 53.

„Denk ich oft an die vergangenen Zeiten,
Denk ich, Sophie, an dich,
Wo die hellen Augenthränen gleiten,
Und die Seele wölket sich.

Lieblich ist dein Aug, voll holder Milde,
Wenn ich deine Reize sieh.
O du Muster aller schönen Bilder!
Kein's von andern gleicht dir nie!

Manche Zähre floß von meinen Wangen,
Wie der Thau von Rosen rinnt,
Schönste, ich bleibe jetzo an dir hangen,
Lieb mich, als wie dein Kind!"

Lied 397.

„Sophia, edle Braut,
Du hast mein Herz beleuchtet
Mit deinem Liebesstrahl,
Mit deinem reinen Licht,
Und meinen dürren Geist
Mit deinem Oel befeuchtet.
Mich trifft dein Liebes Zug,
Dir bin ich fest verpflicht't.

Die Liebe zu dir machte,
Daß ich kann alles tragen,
Was mir wird sau'r und schwer;
Bist du mir nur geneigt,

So bin ich wohlgemut,
Und lerne alles wagen;
Das Bitt're wird mir süß,
Das Schwere wird mir leicht."

Lied 20.

„Als mir der Abend graute,
Sophie bei mir stand!
Und forschend auf mich schaute
Hoch überm Felsenrand;
Als ob in meiner Hülle,
Nicht mehr sei Schwärmerei;
Und ich zur wahren Stille,
Genug gekommen sei.

Im stillen Haingetöne,
Wenn still das Weltgewühl,
Und auch die Mondsmaschine
Ist sanft wie das Gefühl,
Wenn dämmerndes Vergessen,
Was in Verwesung geht,
Von himmlischen Cypressen
Der Ostwind zu uns weht."

Der himmlischen Braut wird im zweiten Verse des 6. Liedes folgender Rat gegeben:

„O Braut, kehr wieder in die Stille!
Laß dich zur Hochzeit schmücken mehr,
Gefallen, daß nicht seine Fülle

Dich könnte noch wohl schöner zieren!
Er liebet die Verborgenheit.
Darin will er die Liebste führen.
Durch lauter Abgeschiedenheit."

Dem Jungfrauenheer, welches dem Bräutigam entgegen geht, wird befohlen (Lied 27, Vers 2:)

„Fliehe alle Schläfrigkeit,
Und was auf dem Wege
Dir befleckt dein weißes Kleid,
Und dich machet träge.
Geh' die Bahn,
Flieh den Wahn,
Der dir deinen Glauben
Oefters sucht zu rauben."

Der von Plato und auch späterhin von Böhme aufgestellten, von den Harmonisten hochverehrten Lehre, daß das männliche und weibliche Prinzip früher in einem Individuum vereinigt gewesen sei, wird im letzten Verse des 83. Liedes mit folgenden Worten gedacht:

„Denn da er als ein Lamm geschlacht,
Ward das Verlorne wiederbracht,
Die lang verschloß'ne Adams Seit
Sich wiederum thät öffnen weit,
Da geht die reine Jungfrau wieder ein,
Die seit so langer Zeit mußt' Wittwe sein."

Ihre Kolonie und die Aufgabe derselben wird

von den Rappisten im 176. Liede gedacht, nur ein Vers aus demselben möge genügen.

„Halt den Weinstock in dem Stand,
Den du dir zu deiner Ehre,
Hast gepflanzt in unsrem Land,
Daß er wachse immer mehre.
Rotte aus die wilden Säu,
Die denselben ohne Scheu,
Täglich auf das neu zerwühlen,
Ihren Mut daran zu kühlen.

Mit dieser Blumenlese wird der Leser hoffentlich genug haben. Ich bemerke schließlich noch, daß sich in der Nähe von Economy ein geräumiges, vom Staate Pennsylvanien gegründetes Irrenhaus befindet.

Man muß sich zu helfen wissen.

Der junge Pastor Schwarz, der eine lutherische, zu keiner Synode gehörende Gemeinde in der Umgegend von New-York bediente, war ein quecksilbernes, stets heiter gelauntes Männchen, das allgemein beliebt war. Wie er eigentlich Prediger geworden war, wußte er vielleicht selber nicht; seinen Gemeindemitgliedern erzählte er zwar, er sei früher Student der Theologie in Berlin gewesen, und da er die Namen

aller dortigen Professoren anzugeben wußte, so zweifelte auch Niemand dieser Kirchenleute daran; auch war Keiner darunter, der ihm das Gegenteil nachweisen konnte. Er besaß ein gewaltiges Mundstück und konnte Sonntags auf der Kanzel dermaßen losdonnern, daß alle Fensterscheiben der Umgebung in Verzweiflung gerieten. Er handelte überhaupt ganz nach lutherischer Vorschrift: „Tritt keck auf, sperr' 's Maul auf, hör' bald auf!" und das gefiel seinen Leuten ganz gut. Außerdem war er ein sogenannter Mucker; er trank sein Bier, besonders wenn ein Anderer dafür bezahlte, spielte auch zuweilen einen spießbürgerlichen Binocle und war überhaupt ein Freund von lustiger Gesellschaft, in der er seines unverwüstlichen Humors und harmlosen Charakters wegen ein gern gesehener Gast war.

Saß er bei seinen Kirchenleuten, so war er natürlich die Verkörperung aller Weisheit und erzählte denselben von seinen wissenschaftlichen Forschungen so ungeheuer viel, daß seine Zuhörer im Stillen Gott, dem Allmächtigen, der ihnen einen solch grundgelehrten Mann als Prediger gegeben hatte, ihren inbrünstigen Dank darbrachten. Pastor Schwarz sprach alle toten und lebenden Sprachen mit Ausnahme der englischen, deren Orthographie und Aussprache ihm nicht recht in den Kopf wollten; in den Naturwissenschaften war Humpoldt sein Lehrer gewesen, und da war es denn kein Wunder, daß er in diesem Fache wenigstens sei-

nem Meister gleich stand; auch war er in der Heilkunde gründlich bewandert, war er doch ursprünglich dafür bestimmt gewesen, als Missionär und Mediziner unter die Eskimos in der Umgegend des Nordpols zu gehen, woselbst es weder gute Aerzte noch gelehrte Theologen geben soll.

Seine Stelle war gerade nicht schlecht; daß er aber gemäß seinen Talenten zur ersten Predigerstelle Amerikas berechtigt gewesen wäre, gab er sogar selber in seiner Bescheidenheit zu. Auch seine Gemeindemitglieder waren der Ansicht und suchten ihn gewöhnlich dadurch zu entschädigen, daß sie ihm alle erdenklichen Lebensmittel als eine Extragratifikation in das Haus lieferten. Sagte ihm einer: „Herr Pfarrer, Sie verdienen doch eigentlich eine bessere Stelle; Sie können Tausende verdienen, wo sie hier nur Hunderte und die noch nicht einmal erhalten!“ so erwiderte er gewöhnlich: „Ihr habt vollkommen recht, aber meine liebe Gemeinde dahier ist mir so sehr an das Herz gewachsen, daß ich mich nicht von ihr trennen kann!“

Daß Pastor Schwarz ein grundgelehrter Mann sein mußte, schlossen seine Gemeidemitglieder auch noch aus dem Umstande, daß er vorzugsweise mit den gebildetsten Leuten seines Sprengels verkehrte und bei denselben ebenfalls sehr beliebt war. Und dies hatte auch seine Richtigkeit; denn der heitere Pastor gab diesen Leuten durch seinen unfreiwilligen Humor und seine riesigen Aufschneidereien Stoff zu

mancher köstlichen Unterhaltung. Pastor Schwarz hatte sich nämlich durch seinen langjährigen Verkehr mit ungebildeten Bauern eine Anzahl hochtönender, denselben imponierenden Redensarten angewöhnt, die ihm nachgerade zur zweiten Natur geworden waren, so daß er sich sehr oft vergaß und sie auch in solchen Kreisen anwandte, für die sie ursprünglich nicht bestimmt waren, wodurch er sich also der Lächerlichkeit preisgab. Die Sticheleien, die es alsdann von allen Seiten auf ihn regnete, ließ er entweder unbemerkt, oder er wurde auf einmal so fürchterlich grob, daß Jedermann noch mehr lachte. Manchmal schimpfte er bei solchen Gelegenheiten wie ein Rohrspatz, aber es ward ihm deshalb doch Niemand gram. Ueberhaupt war Pastor Schwarz einer derjenigen Menschen, denen man auf die Dauer mit dem besten Willen nicht gram werden kann.

Obschon Pastor Schwarz vorgab, ein Berliner zu sein, so behaupteten doch Mehrere, er sei, seiner Sprache nach zu urteilen, ein Kurhesse, der Norddeutschland nur dem Namen nach kenne. Ein verkommener Schulmeister, der in seiner Kirche mehrmals zur Aushilfe die Orgel gespielt hatte, behauptete sogar, daß der gelehrte Pastor noch nicht einmal einen grammatikalisch richtigen Satz bilden könne und daß seine Predigten barer Unsinn seien. Ja, einmal kam ein Handelsreisender in das betreffende Landstädtchen und machte die schreckliche Mitteilung, daß

er den Herrn Pastor Schwarz schon in Deutschland gekannt habe und daß derselbe damals Barbiergehilfe gewesen.

Derartige Gespräche machten übrigens doch mehr böses Blut als unserem Pastor lieb war; ja, einige Revoluzzer seiner Gemeinde agitierten sogar schon gewaltthätig für seine Amtsentsetzung. Dies war jedoch verlorene Liebesmühe, denn der Pastor hatte immer noch den größten Teil seiner Gemeinde für sich; aber so recht angenehm war ihm die Geschichte doch nicht, und um diese Friedensstörer ein für alle Mal unschädlich zu machen, ersann er dann einen Plan, der eben so kühn wie wirksam war.

Nachdem er eines Sonntags seine Predigt vollendet hatte, zog er einen großen Brief aus der Tasche und sprach:

„Wie ich zu meinem größten Bedauern vernommen habe, lassen es sich seit einiger Zeit einige unchristliche Menschen angelegen sein, mir mein Amt zu verbittern, und doch habe ich dasselbe seit Jahren mit Hintansetzung meiner eigenen Interessen geführt. Es sind mir schon die besten Stellen im ganzen Lande offeriert worden, aber ich habe sie nicht acceptiert, weil ich zu sehr für meine liebe Gemeinde dahier affektioniert bin. Ja, daß der Prophet nichts in seinem Lande gilt, wird hier auf's Neue exemplifiziert; denn hört nur einmal den Brief, den ich vor

einigen Tagen aus meiner Universitätsstadt Berlin erhalten habe:

„Sr. Hochehrwürden dem Pastor Dr. Schwarz,
zu *** in den Vereinigten Staaten!

„Se. Durchlaucht Fürst von Bismarck beauftragt mich, Ihnen auf's Neue sein Bedauern auszusprechen, daß Sie Berlin überhaupt verlassen und von seinen früheren Offerten keinen Gebrauch gemacht haben. Ihre allbekannte Gelehrsamkeit und Rednergabe hat hier den günstigsten Eindruck gemacht und Seine Durchlaucht ist der Ansicht, daß solche Kraft dem alten Vaterlande erhalten bleiben müsse. Wir offerieren Ihnen daher die Stelle als erster Hofprediger dahier, und es ist auch der Wunsch seiner Majestät, unseres allergnädigsten Kaisers, daß sie diesen Antrag annehmen."

„In der Hoffnung, Sie bald wieder in unserer Mitte zu sehen, zeichnet mit vorzüglicher Hochachtung
Ihr ergebener
Freiherr von ***.

Gegenunterzeichnet
Fürst von Bismarck."

Atemlos hatten die Zuhörer diesem Briefe gelauscht, und als der gute Pastor darauf erklärte, ruhig bei der Gemeinde zu bleiben, da er in die Hofkirche nicht mehr so recht passe, da fiel Jedem ein schwerer Stein vom Herzen. Nach dem Schlusse des Gottesdienstes zeigte Herr Pastor Schwarz seinen

Kirchenvätern den Originalbrief, und Diejenigen, die gerade ihre Hornbrillen bei sich hatten, erklärten die Unterschrift und das beigedruckte preußische Wappen für korrekt.

Pastor Schwarz war gerettet. Diejenigen, die für seine Absetzung heimlich gewühlt hatten, zogen sich von der Gemeinde zurück und sagten: „Wo solche Schafsköpfe sind, passen wir nicht hin!“

Bei den gebildeten Leuten erregte diese Geschichte die größte Heiterkeit und wenn Einer oder der Andere zufällig den Herrn Pastor im Wirtshause traf, bat er ihn, ihm doch auch einmal den Brief Bismarck's zu zeigen.

„Das verbietet mir die christliche Bescheidenheit“, war jedesmal seine stereotype Antwort, und so hat denn außer jenen Kirchenvätern Niemand das geheimnisvolle Schriftstück erblickt. Die beabsichtigte Wirkung aber hatte es gründlich gethan.

Eine Schneidergeschichte mit glücklichem Ausgang.

Der junge Schneidergeselle Christian Zwirn war mit seinem Nestroy'schen Namensvetter im „liederlichen Kleeblatt" weder geistig noch körperlich verwandt; er stammte aus einer bescheidenen Bürgersfamilie und war das Muster eines soliden, jungen Menschen. Er hatte auch, um sich später in seinem heimatlichen Städtchen ohne Beanstandung der Schneiderzunft als Meister etablieren zu können, sich die vorschriftsmäßigen drei Jahre in der Fremde aufgehalten; ja, er war sogar auf seiner Wanderschaft bis nach Paris vorgedrungen, aber ein sogenannter Stromer war er nicht geworden; auch hatte er wegen unbefugten Bettelns niemals das Innere eines Gefängnisses gesehen und konnte diesen seltenen Thatbestand durch sein Wanderbuch endgültig beweisen. Man kann, pflegte er zu sagen, immerhin noch ehrlich durch die Welt kommen und wer wirklich arbeiten will, braucht nicht von Haus zu Haus zu ziehen und seine Klage als reisender Handwerksbursche vorzubringen.

Christian Zwirn hielt große Stücke auf einen schönen Anzug und sorgte auch dafür, daß der seinige stets nach der neuesten Mode zugeschnitten war und ihm wie angegossen paßte; dadurch machte

er auch zu gleicher Zeit für sein neugegründetes Geschäft wirksam Propaganda. „Es müßte doch", gab er bei der Gründung desselben seinen furchtsamen und unternehmungsscheuen Mitphilistern, die ihm ernstlich davon abgeraten und einen baldigen Bankerott geweissagt hatten, zur Antwort, „nicht mit rechten Dingen auf der Welt zugehen, wenn ein Schneider, wie ich, der in der ersten Werkstätte zu Paris gearbeitet und dort alle Kunden zur höchsten Zufriedenheit bedient hat, in seinem kleinen Heimatstädtchen sein Fortkommen nicht finden könnte! Allerdings werde ich den alten, hier schon lange ansäßigen Meistern eine empfindliche Konkurrenz machen; aber das läßt sich einmal nicht ändern. Die Welt schreitet voran und bekommt auch immer mehr Geschmack!"

Wenn unser junger Schneidermeister Sonntag-Nachmittags seine übliche Promenade durch das Städtchen machte, oder mit aristokratischer Miene in einer nur von dem feinsten Publikum besuchten Gartenwirtschaft seine Tasse Kaffee trank, war er seines geschniegelten Aussehens wegen stets der Gegenstand der allgemeinen Beobachtung. Derjenige, der ihn nicht kannte, hielt ihn für den Sohn irgend eines reichen und hochgestellten Vaters; die jungen Damen hielten ihn infolge seiner strammen Haltung für einen in Zivilkleidung steckenden Offizier und nur die neidischen Schneidermeister sagten, wenn sie ihn sahen:

„Seht, da schlendert ja wieder das Pariser Modejournal mit Stegen an den Hosen!“

Die alten Meister hatten übrigens alle Ursache, dem jungen Kollegen gram zu sein, denn er fischte ihnen allmählig doch die besten Kunden weg und hatte es innerhalb eines Jahres so weit gebracht, daß er sich einen Gesellen halten konnte.

Ein Schneidermeister nun, der einen Gesellen, aber keine Frau hat, ist immerhin noch kein vollkommener Schneidermeister; das wußte unser Zwirn auch und er sah daher, so oft es ihm seine Zeit erlaubte, sich unter den Schönheiten seines Städtchens um. Da er bereits ein gutes Geschäft hatte und auch ein schmucker Bursche war, so konnte er schon wählerisch sein, und er war es natürlich auch. Zur Ehre muß es ihm nun nachgesagt werden, daß er wenig auf Geld, hauptsächlich aber auf Schönheit, Jugend und Bildung sah; denn ein zu Paris ausgebildeter Schneidermeister konnte doch höhere Ansprüche machen, als seine einheimischen Kollegen, für die eine Stallmagd gerade gut genug gewesen wäre. Item, es dauerte auch nicht lange, da hatte er sein Ideal in der Tochter einer jungen Schulmeisterswitwe gefunden. Es wurde Hochzeit gehalten und der junge Ehemann war an diesem Tage so glücklich, daß er sogar seine gewohnte Enthaltsamkeit vergaß und ein paar Glas Wein zu viel trank. Da man jedoch nicht alle Tage Hochzeit macht und selbst die Sonne ihre Flecken hat, so warf

diese Abschweifung durchaus kein schlechtes Licht auf unsern Schneider. Sobald er seinen Rausch ausgeschlafen hatte, setzte er sich wieder auf seinen Arbeitstisch und nähte munter drauf los.

So vergingen Monate. Leute, die mit dem Christian Zwirn in häufige Berührung kamen, behaupteten plötzlich, er habe seine alte Munterkeit und Zufriedenheit eingebüßt; andre, die ihn vielleicht den Monat nur einmal sahen, machten die Bemerkung, er habe seit seiner Verheiratung die Schwindsucht bekommen und die alten Weiber erzählten sich im geheimen, er lebe sehr unglücklich mit seiner jungen Frau; ja, eine teilte sogar einer andern Klatschbase unter dem Siegel der Verschwiegenheit mit, sein Weib habe ihm Grund zur Eifersucht gegeben und er habe seinen Gesellen nicht umsonst aus dem Hause gejagt.

Eines Tages aber lief die Schreckensbotschaft durch die Stadt, der Schneidermeister Christian Zwirn habe sich den Hals abgeschnitten; und was das Schlimmste war — die Sache beruhte auf Wahrheit. Bei dieser Operation mußte er übrigens ein stumpfes Rasiermesser gebraucht haben oder es muß ihm dabei der Mut ausgegangen sein, denn als der schnell herbeigerufene Arzt die Wunde untersuchte, erklärte er zwar dieselbe für äußerst gefährlich, aber nicht für absolut tötlich. Des Schneidermeisters Frau schwamm in Thränen und gebehrdete sich wie eine Wahnsinnige;

denn sie ahnte, daß man ihr die Schuld an diesem Unglücke zuschreiben würde. Keine Stunde wich sie von ihres Mannes Bette und als nach einer Woche der Arzt erklärte, der Patient sei außer Gefahr, war sie vor aufrichtiger Freude fast außer sich.

Unser Christian Zwirn genas auch wirklich und fing an, sein Schneiderhandwerk wieder zu betreiben. Trotzdem er durch seinen verunglückten Selbstmordversuch seine besten Kunden eingebüßt hatte, so hätte er sich doch nicht auf die Straße gewagt, um den einen oder andern seine Aufwartung zu machen und ihn wieder zu gewinnen. Es dauerte Monate, ehe er sich wieder so ermannt hatte, an einem dunklen Abende sein Zimmer zu verlassen und frische Luft zu schöpfen.

Ein halbes Jahr aber verging, ehe er sich wieder am lichten Tage vor die Thüre wagte. Er sah niemand an; jedermann aber beobachtete ihn und ein derber Spießbürger fragte ihn sogar, ob er wieder von den Toten auferstanden sei. Mit der Zeit gewöhnte er sich auch an derartige Sticheleien und faßte sogar an einem Sonntage den Mut, eine von ihm früher regelmäßig frequentierte Sommerwirtschaft zu besuchen. Die alten Stammgäste hießen ihn willkommen, oder thaten vielmehr so, denn als sich unser Schneidermeister zu ihnen setzte und sich einen Schoppen Wein bringen ließ, sah er bald ein, daß die biblische Mahnung: „man solle nicht sitzen, wo die Spötter sitzen“, doch nicht aus der Luft gegriffen ist.

„Es juckt mich heute so merkwürdig an der Kehle“, sagte der eine und fuhr mit dem Finger am Halse hin und her.

„Der Wein kratzt mich heute so sehr im Halse, als ob jeder Tropfen ein Rasiermesser wäre“, sagte der andre.

„Das Rasieren muß verstanden sein, wenn man seine Kehle nicht in Gefahr bringen will“, bemerkte ein dritter und so ging es fort, daß zuletzt unserm Schneider Hören und Sehen verging und er schnurstracks ohne Abschied zu nehmen oder seine Zeche zu bezahlen, nach Hause lief.

Die Jungen, die ihm begegneten, verhöhnten ihn und machten die Bewegungen des Halsabschneidens mit dem Finger nach. Er drohte zwar, jedem dieser Taugenichtse ein Bügeleisen an den Kopf zu werfen, aber es kümmerte sich niemand um diese Drohung. Atemlos erreichte er seine Wohnung, um sie nur noch einmal und zwar auf immer zu verlassen. Seine Habseligkeiten verkaufte er unter der Hand und trat dann mit seiner Frau die Reise nach Amerika an.

In New-York änderte er seinen Namen und brachte es in wenig Jahren durch Fleiß und Sparsamkeit zu einem eigenen, gut zahlenden Geschäfte. Leute, die ihn genau kennen, loben seinen ehrenhaften Charakter, seine Zuverlässigkeit und sein aufrichtiges Streben nach Bildung. Er liest die besten amerikanischen Zeitungen und ist einer von den wenigen, die sogar Geld zur Anschaffung deutscher Bücher übrig

haben. Da ist es denn nun leicht möglich, daß ihm auch diese Zeilen zu Gesicht kommen und deshalb erlaubt sich schließlich der Schreiber derselben noch, ihn unbekannter Weise zu grüßen und um Verzeihung zu bitten, daß er einer der bösen Buben war, die ihn wegen seiner unglücklichen Halsabschneiderei an jenem Sonntag verspotteten. Hätten ihn übrigens die bösen Buben und neidischen Kollegen im alten Vaterlande in Ruhe gelassen, so wäre er schwerlich ein reicher amerikanischer „merchant tailor“ geworden.

Ein rheinländischer Volksgebrauch.

Nicht allein der Student hat, wenn er ein Korpsbursche werden will, sich allerlei Zeremonien widerstandslos zu unterziehen, sondern auch die Dorfjünglinge gewisser Gegenden Deutschlands müssen, wenn sie an den Privilegien ihrer bejahrteren und erfahreneren Vorgänger teilnehmen und sich nicht beständigen Chikanen aussetzen wollen, eine Mündigkeitserklärung über sich ergehen lassen, die eben so originell wie unästhetisch ist und die in den hessischen Dörfern des Lahnthales mit dem technischen Ausdruck „Aufdingen“ bezeichnet wird. Betreffs dieser nur bei verschlossenen Thüren vorgenommenen Zeremonie wird

von den Beteiligten sehr selten etwas verraten, sodaß also über die Existenz dieses sonderbaren Gebrauches so gut wie gar nichts an die Oeffentlichkeit gedrungen ist.

Nun hatten wir einst einen aus dem Hessischen stammenden Knecht, welcher lieber die Tabakspfeife im Munde als den Dreschflegel in der Hand schwang und ein gewaltiger Verehrer des Branntweins, des Nationalgetränkes seines Dorfes, war und der, wie ein Lenau'scher Zigeuner gerne sein ganzes Leben verschlafen, verraucht und verkneipt hätte, wenn es sich nur hätte machen lassen. Dieser Originalmensch spielte nun, wie ich zufällig ausgefunden hatte, bei dem jährlichen Aufdingen in seiner Heimat die Hauptrolle und derselbe weihte mich dann gegen ein Trinkgeld in die betreffenden Geheimnisse ein und lieh mir auch die Konstitution auf einige Tage, so daß ich mir dieselben abschreiben konnte. Dieselbe ist jedoch so „interessant“, daß man, wenn man auf ungeteilten Beifall rechnen will, die meisten Paragraphen nur in vorurteilsfreier Abendgesellschaft, z. B. im Kreise harmloser Journalisten, zur Zeit, wenn es wie Scheffel sagt, „immer zwölfer wird“, vorlesen kann, weshalb ich mich also dahier auf die Mitteilung weniger Stellen beschränken muß.

Besagter Knecht war nämlich der Hüter dieses papierenen Dorfheiligtums und zu dieser Ehre war er deshalb berechtigt, weil er der älteste Bursche

seiner Heimat war. In einem hessischen Dorfe mag nämlich ein Junggeselle so alt wie Methusalem werden, er bleibt immer ein Bursche; zum Epitheton „Mann“ ist er erst berechtigt, wenn er sich ein Weib nimmt und zeigt, daß er die Eingangsworte zum „Landprediger von Wakefield“ zu seinem Motto erkoren hat.

Das Aufdingen findet meistenteils am dritten Pfingstfeiertage statt und an diesem Tage hätte es Mühlsteine regnen dürfen, unser alter Bursche hätte sich doch auf den Weg nach seinem Dorfe gemacht. Der genannte Tag gilt als Halbfeiertag; es findet kein Gottesdienst statt und gearbeitet wird so gut wie gar nicht und da die Ortsbehörde nur selten ein öffentliches Tänzchen erlaubt und zwar aus dem Grunde, weil sie kurz vorher am Osterfeste dasselbe gestattet hat, so ist damit die beste Zeit und Gelegenheit zum geheimen Aufdingen gegeben.

Den sechzehnjährigen Dorfjünglingen wird vorher angesagt, sich an dem genannten Tage zur bestimmten Stunde im Wirtshause einzufinden und dabei ihre gesamte Barschaft mitzubringen. Und wehe ihm, wenn er dieser Einladung nicht Folge leistet! Läßt er sich bei einem Kirmestanze blicken, so werden ihm von den älteren Burschen „unversehens“ die Fußzehen abgetreten; will er öffentlich eine Pfeife oder Zigarre rauchen, so wird sie ihm „absichtslos“ aus dem Munde geschlagen und „zufällig“ zertreten.

Will er am Winterabende eine Spinnstube besuchen, so fliegen im sicherlich von allen Seiten mit Steinen gefüllte Schneeballen an den Kopf, oder er wird aus unsichtbaren Spritzbüchsen mit einem Strahl von Mistjauche übergossen, sodaß er aussieht wie der Spucknapf eines amerikanischen Hotels — kurzum, die gesellschaftliche Acht ist über ihn verhängt und er dankt Gott, wenn ihm die alten Burschen erlauben, sich nachträglich privatim dem Aufdingen zu unterziehen.

Ohne Musik geht es übrigens doch bei dieser Zeremonie nicht ab, denn unter den alten Junggesellen findet sich meistens einer, der die Klarinette oder die Violine notdürftig handhaben kann und wenn dann in anderer mit seinem hornhäutigen Daumen an der halbgeöffneten Thüre schabt und derselben im Takte ein baßgeigenartiges Brummen entlockt, so ist gewöhnlich Lärm genug da, um dem Bedürfnis der Betheiligten zu genügen. Die Herumreichung des Branntweinkruges spielt natürlich die Hauptrolle; der Wein ist in der hier bezeichneten Gegend zu teuer und das Bier ist noch nicht in allgemeinen Gebrauche gekommen, woran auch noch zum größten Teil die städtischen Brauer selber schuld sind, denn sie glauben, für Bauernkehlen sei irgend eine abgstandene, bräunlich aussehende Flüssigkeit gut genug.

Haben sich nun die jungen Kandidaten zur vorgeschriebenen Stunde versammelt und ehrerbietig vor ihre Vorgesetzten in eine Reihe gestellt, so tritt der

Vorsitzende, mit der Konstitution in der Hand, vor sie und spricht:

„Wenn wir Bursche aufdingen, so müssen sie erst im Knechtstuhl stehen. Also sind nun diese Bursche da erkannt, wenn wir auch willens sind, sie in unsere Gesellschaft aufzunehmen. Vivat der Branntwein! Es muß einmal getrunken sein! Haben auch das rechte Zutrauen, daß ihr brauchbar sind, einem Mädchen aus der Herzensnot zu helfen. Vivat der Branntwein! Seid ihr willens, in unsere Gesellschaft zu treten?

Nachdem die Adspiranten diese Frage mit „Ja“ beantwortet und auch feierlich erklärt haben, sich während des nun folgenden Aufnahmeaktes anständig und ruhig zu verhalten, wird ihnen zur ferneren Stärkung der Schnapskrug gereicht und dann fährt der Vorsitzende vorschriftsmäßig fort:

„So müßt ihr eure Daumen unter zwei zinnerne Teller begeben und die ältesten Burschen müssen euch halten. Vivat der Branntwein! Dabei müßt ihr euch aber still betragen, und wird dem ältesten Burschen hiermit angesagt, daß es nur eine Lust der Gesellschaft sei.“

Diese „Lust“ besteht darin, daß den armen Kandidaten die Daumen unbarmherzig gequetscht werden; aus Furcht vor einer Ohrfeige aber wagt es Keiner, vor Schmerz laut aufzuschreien.

Während der Ausführung dieses Paragraphen spielt natürlich das „Orchester“ und die alten

Burschen singen nach „eigener" Melodie folgenden Vers:

„Ach schaut dahin, ihr liebe Leut,
Wie steht's mit meiner Frau,
Daß sie den Branntwein
So traurig thut anschaun?
Sie schlingt ihn ja so sanft hinein,
Den Branntwein!
Des morgens wenn sie früh aufsteht
Thut sie dem Nettchen winken;
Ach, Nettchen hol die Flasch herein,
Wir wollen mal eins trinken;
Mir liegt's im Herz als wie ein Stein,
Hole Branntwein!"

Wenn diese Prozedur glücklich überstanden ist und sich die armen Kandidaten wieder etwas erholt haben, setzt der Präses eine große Brille ohne Gläser auf seine Nase und inspiziert dann den Bartwuchs seiner Schutzbefohlenen, wobei er zu der Ueberzeugung kommt, daß man ihnen nur zeigen müsse, wie sich ein ordentlicher Bursche rasiert. Darauf müssen sie sich auf eine Bank setzen und die Hände auf die Knie legen; über dieselben wird dann ein Brett gelegt, auf das sich die schwersten Burschen setzen, sodaß also kein Kandidat ein Glied regen kann. Dann tritt der Barbier mit einem großen Kübel voll übelriechenden Ingredienzien auf und schmiert ihnen damit vermittelst eines Strohwisches Mund, Ohren und Nase

gründlich ein, wonach ihnen von einigen anderen Burschen mit zackigen, für diese Gelegenheit besonders verfertigten Holzmessern derart das Gesicht zerkratzt wird, daß ihnen Hören und Sehen vergeht und ihnen der Angstschweiß aus allen Poren dringt.

Ist nun dieses auch glücklich überstanden, so wird dem Barte der Jünglinge ein gedeihlicher Wachstum in Aussicht gestellt und nachdem der Schnapskrug abermals die Runde gemacht hat, erklärt der Vorsitzende:

„Die jungen Burschen wollen sich in unsere Gesellschaft begeben, so müssen sie jedem ein Pfund Tabak und eine lange Pfeife kaufen und jedem eine Maß Branntwein zum Versaufen geben.“

Nachdem dieselben auch dieser Aufforderung Genüge geleistet haben und das kollektierte Geld gezählt worden ist, macht der Präsident gewöhnlich die Entdeckung, daß dasselbe zur Bestreitung der Unkosten ihrer Inauguration noch lange nicht hinreiche und daß er daher zur Anwendung von Strafmitteln schreiten müsse. Nun wird jedem Kandidaten sein Sündenregister vorgehalten; wer vor seiner Aufdingung mit einem Mädchen gesprochen hat, zahlt fünf Groschen; wer dürres Laub geraucht hat, büßt dasselbe mit einem Groschen; wer sein Taschentuch aus dem Kittel flattern ließ, zahlt zwei Groschen u. s. w., denn zu diesen Privilegien ist nämlich nur ein Zünftiger oder Aufgedingter berechtigt.

Dann werden ihnen noch allerlei Verhaltungsmaßregeln gegeben, von denen ich jedoch aus anfangs angedeuteten Gründen hier nur sehr wenige nach der Originalkonstitution mitteilen kann. Da heißt es z. B.: „die jungen Burschen müssen versprechen, sich gegen jeden Burschen, der älter ist als er, gehorsamst zu betragen und eherbietig gegen jeden zu sein. Z. B.: seht ihr einen Burschen bei seinem Mädchen stehen, der an ihm karessiert, so müßt ihr thun, als ob ihr ihn nicht gesehen hättet. Trefft ihr aber ein Mädchen an beim Gras oder Klee, so seid ihm behilflich. Es wird euch auch befohlen, greift nie ein Mädchen mit Gewalt an, sondern aus Liebe. Es lebe die lustige Gesellschaft! Seht ihr stehen einen Burschen bei seinem Mädchen, so stellt euch nicht bei ihn, wie ein Maulaffe, so müßt ihr euch gefallen lassen, wenn ihr tüchtige Ohrfeigen bekommt. — Es wird ein jeder noch zum Schluß zwei Ohrfeigen bekommen, aus Lieb der Gesellschaft, weil ihr euch so brav und geschickt als rechtschaffene Burschen betragen habt."

Nachdem dieser Paragraph ausgeführt worden ist, spricht der Präsident:

„Jetzt hat die Freud' ein End',
Klatscht ihr Bursche in die Händ'
Und bedankt euch bei der Schaar,
Die euch heut' so günstig war.
Und so mög' uns Gott denn geben,
Daß wir bald wieder Pfingsten erleben! Amen!"

Gründlich ausgebeutelt, mit zerkratzten und be-

schmierten Gesichtern wanken dann allmälig die Aufgedingten nach Hause. Sie haben das Gesetz erfüllt und können nun mit gutem Gewissen die Tanzboden und die Spinnstuben besuchen, ungestört ihre Pfeife rauchen und die Mütze auf ein Ohr, oder wie es in der hessischen Dorfsprache heißt: „auf Krakehl“ setzen und dabei auch das Taschentuch so lang, wie sie nur wollen, aus ihrem Sonntagskittel flattern lassen, denn nun sind sie ja vollberechtigte Mitglieder der Burschenzunft.

Schneidergeschichten.

1.

Melrose, die zwischen Harlem und Morrisania gelegene Vorstadt New-York's, ist der bevorzugteste Aufenthalt der Ritter von der Nadel und Scheere, was außer den dort existierenden großen Brauereien auch noch dem Umstande zuzuschreiben ist, daß dort die alte Erbsünde des Handwerksneides weniger als sonstwo grassiert und man mehr dem Grundsatze huldigt, daß Einigkeit stark macht. In allen Kirchen, Logen und Unterstützungsvereinen von Melrose spielen die Schneider in Folge ihres kollegialischen Zusammen-

hanges die Hauptrolle und führen überhaupt bei jeder öffentlichen Angelegenheit das große Wort und die so errungene soziale Stellung, sowie die lobenswerte Thatsache, daß ein Schneider dem andern stets mit Rat und That bereitwillig zur Seite steht, haben dann den genannten Stadtteil zum Eldorado der Bekleidungskünstler gemacht.

Wo nun viel Licht ist, da ist bekanntlich auch viel Schatten, und man würde die Wahrheit verleugnen, wenn man alle Mitglieder dieser Schneiderkolonie zu friedlichen Bürgern und schuldenzahlenden Familienvätern stempelte; im Gegenteil, es gibt vielmehr gar viele Gewohnheitslumpen darunter und von zweien derselben will ich hier aus meiner pfarramtlichen Praxis einige charakteristische Skizzen mitteilen.

Kommt da eines Abends ein kleines, im besten Mannesalter stehendes und mit Klumpfüßen behaftetes Männlein zu mir und fragt mich, ob ich am nächsten Freitag Zeit habe, ihm eine Frau anzutrauen.

„Für mein Geschäft habe ich immer Zeit" erwiderte ich. „Kommen Sie also an dem betreffenden Tage mit ihrer Braut und zwei Zeugen und lassen Sie mich dann für das Weitere sorgen."

„Was kostet denn die Trauung?"

„Nach dem Gesetze des Staates New-York kann ein Geistlicher zehn Dollars verlangen; doch überlasse

ich es stets dem Bräutigam, nach Gutdünken zu zahlen."

„Die Zeiten sind gegenwärtig gar schlecht und ich bin seit Monaten außer Arbeit gewesen, weshalb ich gegenwärtig von allen Mitteln entblößt bin. Auf nächsten Samstag aber bekomme ich einen „Job" in der unteren Stadt und sobald ich mein Geld erhalte, komme ich zu Ihnen, hole den Trauschein und bezahle sie für ihre Dienste."

Da ich auf die sonderbare Zumutung weder Nein noch Ja sagte, so glaubte der heiratslustige Schneider, ich sei mit seinem Vorschlage einverstanden und entfernte sich also.

So etwas, dachte ich bei mir selber, ist mir doch auch noch nicht in meiner Praxis vorgekommen. Da will sich ein verkrüppelter Schneider in's Ehejoch schmieden lassen und will mit dem Pumpen gleich bei dem Geistlichen anfangen.

An demselben Abend besuchte ich einen mir befreundeten Apotheker; derselbe klagte ebenfalls über schlechte Geschäfte und war der Ansicht, daß nun der Abwechslung wegen die Gesundheit ansteckend wirke.

„Die Geschäfte," erwiderte ich, „müssen wirklich unter aller Kritik sein, denn heute Abend kam ein Schneider zu mir und wollte sogar auf Kredit getraut sein."

„War es wohl ein kleiner Kerl mit Klumpfüßen?"

„Jawohl."

„Hüten Sie sich vor diesem Lumpen und werfen Sie ihn samt seiner Braut — wird wohl auch ein schönes Gewächs sein — zum Hause hinaus. Vor vier Monaten starb seine erste Frau und sämtliche Schneider von Melrose wurden damals gebrandschatzt, um ihr ein anständiges Begräbnis zu sichern. Die Medizin aber, die er damals bei mir holte, ist er mir bis auf den heutigen Tag schuldig geblieben. Auch dem Pfarrer, der damals die Leichenpredigt hielt, hat er nicht nur keinen Cent für seine Dienste gegeben, sondern ist vielmehr nachher in allen Wirtshäusern herumgelaufen und hat damit geprahlt, daß er wieder einmal einen Pfaffen angeschmiert habe.“

„Wenn,“ erwiderte ich, „bei der Trauung einer angeschmiert wird, so ist es das Schneiderlein, aber nicht der Pfaff; dafür lassen Sie mich sorgen.“

Und ich hielt auch mein Wort. Als zur bestimmten Stunde der pumpsüchtige Schneider mit seiner Braut und seinen beiden Zeugen erschien, nahm ich ihn zur Seite und erklärte ihm kurz und bündig, daß er keinen Kredit bei mir habe; wenn er also nicht zahlen könne, so möge er also den Trauakt gefälligst von einem andern Geistlichen vollziehen lassen.

Da machte aber das kleine Schneiderlein große Augen und kehrte alle seine Taschen heraus, um mir seine absolute Zahlungsunfähigkeit zu beweisen.

„Hilft Ihnen Alles nichts“, erwiderte ich; „wenn

Sie keine fünf Dollars für mich übrig haben, so wenden Sie sich an eine andere Adresse."

„Warten Sie einen Augenblick", sprach er darauf und dann versuchte er sein Bestes, seine Zeugen und seine Braut anzupumpen. Auf diese Weise brachte er dann endlich einen Dollar zusammen und überreichte ihn mir mit der heiligsten Versicherung, daß er die übrigen vier Dollars beim Abholen des Trauscheines entrichten werde.

„Gehen Sie zu einem andern Geistlichen, ich will solche traurige Kunden überhaupt nicht haben!"

Für den Schneider war nun guter Rat teuer; daß sein Bitten und Flehen nichts half und daß ich seinen Versprechungen nicht glaubte, hatte er ausgefunden. Der in der Nähe wohnende Geistliche war gerade derjenige, den er bereits angeschmiert hatte und bei dem er sich nicht mehr zeigen durfte; da blieb ihm denn nichts anderes übrig, als bei seinen Opfern noch einmal die Pumpmaschine in Bewegung zu setzen, und er hatte damit insofern Erfolg, als er denselben abermals einen Dollar abschwindelte. Als nun einer dieser gerupften Trauzeugen darauf die leise, aber deutlich vernehmbare Bemerkung machte, daß sie nicht einmal so viel Geld mehr besäßen, um zur Feier der Hochzeit ein Glas Bier trinken zu können, ließ ich mich dann erweichen, nahm die zwei Dollars und traute das arme Paar.

Meine Traurede zeichnete sich selbstverständlich durch eine exemplarische Kürze aus.

Seinen Trauschein aber hat das verkrüppelte Schneiderlein heute noch abzuholen.

2.

Als ich einst an einem Samstag Vormittags in meiner Studierstube saß und über die Schlechtigkeit der Welt nachdachte, klopfte es an meine Thüre und herein traten ein strammer modisch gekleideter Herr nebst einem alten verunzelten Großmütterchen und zwei Männern, die ihrem Anzuge nach zu urteilen, soeben aus ihrer Werkstätte kamen.

„Herr Pfarrer", sprach der zuerst erwähnte Herr, „haben Sie Zeit, eine Trauung vorzunehmen?"

„Gewiß. Ich halte überhaupt eine Hochzeits=rede viel lieber als eine Leichenrede, denn da sieht man doch freundliche Gesichter. Wer ist denn der glückliche Bräutigam?"

„Das bin ich selber."

„Wenn Sie Ihre Braut mitgebracht hätten, so wäre die Sache gleich im Reinen."

„Sie ist ja hier; hier steht sie ja. Wir sind allerdings bereits Grauköpfe geworden, aber das Alleinsein in der Welt paßt uns doch nicht, denn im Grabe hat man ja Zeit genug, der Einsamkeit zu fröhnen."

Meinetwegen, dachte ich; der Staat New=York

hat kein Gesetz, welches Grauköpfen das Heiraten verbietet.

Der Bräutigam gab sein Alter auf 49, und die glückliche Braut ihres auf 69 an, und da es bis jetzt noch niemals vorgekommen ist, daß sich eine Frau älter gemacht hatte, als sie wirklich war, so wird ihre Angabe, die sie ja auch mit ihrer Namensunterschrift oder in diesem Falle durch ein vielsagendes Kreuz bekräftigte, auf Wahrheit beruht haben.

Als der Trauakt vorüber war und der Bräutigam meine wichtigen Dienste bezahlt hatte, entfernte sich das graue junge Paar mit dem Versprechen, mich von der ersten Kindstaufe in Kenntnis zu setzen.

Als ich drei Wochen danach an einem Samstage wieder in meiner Studierstube saß, drang plötzlich ein merkwürdiges Weinen und Klagen aus meinem im Erdgeschosse gelegenen Wohnzimmer an mein Ohr und als ich infolgedessen hinunter eilte, fand ich das alte Großmütterchen bei meiner Frau sitzen und ihr unter Schluchzen ihre traurigen Eheerlebnisse mitteilen.

„Nun, junge Frau“, fragte ich, „wie geht's dann? Ist bald Kindstaufe bei Euch?“

„Ach, Herr Pfarrer, es geht arg schlecht.“

„Wie so denn? Ihr habt ja noch nicht einmal den Honigmonat hinter Euch und klagt schon. Ihr seid doch wahrlich keine Kinder, die im ehelichen Stande nichts als Freuden erwarten.“

„Ach, mein Mann ist ein gar arger Lump und

will ich Sie fragen, ob Sie mich wieder von ihm scheiden wollen und was so eine Scheidung kostet. Er hatte mir versprochen, er wolle fleißig arbeiten und nicht mehr trinken; aber noch nicht einmal einen einzigen Tag hat er die Nadel zur Hand genommen. Ich hatte mir ein paar hundert Dollars durch meinen Hausierhandel mit Körben verdient und die Hälfte dieses Geldes hat der gottvergessene Schneider bereits versoffen und wenn ich nicht mache, daß ich ihn los werde, so kann ich bald mein altes Geschäft wieder von vorne anfangen."

„Schlimme Geschichten, liebe Frau; was aber Ihr Scheidungsgelüst anbelangt, so müßt Ihr Euch deshalb an einen Advokaten wenden und der nimmt Euch Euer übriges Geld noch ab."

„Die Welt wird doch täglich schlechter. Ich sage Ihnen, Herr Pfarrer: hüten Sie sich um Gotteswillen vor den Melroser Schneidern; sie sind alle so falsch wie Galgenholz. Ich weiß es ganz genau; mein erster Mann selig war auch einer."

Darauf verabschiedete sie sich.

Einige Tage darauf sah ich sie wieder mit Körben hausieren gehen.

„De Müse."

Der alte Herr Drost war ein wohlbestallter Besitzer einer von seinen Vorvätern ererbten Apotheke in einem kleinen Landstädtchen Oldenburg's und da er weit und breit keine Konkurrenz in seinem Geschäfte hatte, auch nicht für Frau und Kind zu sorgen brauchte, so führte er ein zufriedenes und glückliches Junggesellenleben.

Die meist äußerst einfachen Rezepte, welche der Ortsarzt Heinrich Midan, sowie der barbierende, zahnausreißende und schröpfende „Doktor" Swinecke verschrieben, konnte sein Lehrjunge zur allgemeinen Zufriedenheit ausführen und da blieb denn dem behaglichen Drost Zeit und Muse genug, seinen Bequemlichkeiten zu fröhnen und dann und wann mit den genannten Doktoren, sowie mit einigen andern Ortsgrößen einen Nachmittag mit Kegeln und Trinken zuzubringen. Da diese Nachmittage nun gewöhnlich bis nach Mitternacht währten, und man seinem Körper doch nicht die nötige Ruhe und Erholung versagen darf, so kam es häufig genug vor, daß der alte Apotheker sich erst zur Zeit des Mittagessens aus den Federn schüttelte und sich dann einfach mit Hemd und Unterhose bekleidet, an das offene Fenster

seines Privatzimmers dicht hinter der Apotheke setzte, um sich vom Winde anfächeln zu lassen und sich so von den Anstrengungen des vorhergehenden Tages zu erholen.

Er ließ sich dann gewöhnlich von seiner getreuen Haushälterin, Meta, einer alten Witib, eine Flasche vom besten Cognac aus dem Keller holen und warf dann abwechselnd einen Blick auf den rezeptierenden Lehrjungen und auf die sich so schnell leerende Flasche, wobei er stets die wehmütige Bemerkung zu machen pflegte, daß doch auch nichts auf der Erde für die Ewigkeit berechnet sei.

Eines Tages nun ließ er die ihm vorgesetzte Flasche unberührt.

„Dieser Swinecke, dieser elende Hühneraugendoktor, glaubt, er könne es mit mir im Trinken aufnehmen! Im Lügen und Aufschneiden ist er allerdings, trotzdem ich noch einmal so alt bin als er, mein Meister, das gebe ich gerne zu; in allem Uebrigen aber ist er doch nur ein armseliger Waisenknabe gegen mich. Hab's ihm gestern Abend gezeigt, was ein alter Oldenburger im Trinken leisten kann und wenn ihn die Wirtsmagd nicht inzwischen aus dem Zimmer gekehrt hat, dann liegt er noch unter dem Tisch."

„Herr Drost, Herr Medizinalrat, helfen Sie mir!" schrie da auf einmal die in's Zimmer stürmende Meta; „es ist ein Mann in der Küche!"

„Frag ihn', was er will!"

„Er ruft immer: „Hülpe, Hülpe, De Müse!" und läuft dabei wie wahnsinnig hin und her. Jagen Sie ihn fort, oder er bringt mich um!"

„Warum hast Du ihn denn hereingelassen?"

„Er ist zum Küchenfenster hereingestiegen — nein, gesprungen, denn mit einem gewaltigen Satze stand er plötzlich vor mir."

„Hole mir den Schlafrock, damit ich mich überzeugen kann, ob Du nicht etwa geträumt hast."

„Ach, hören Sie nur den Lärm, den er macht! Eilen Sie! Sie brauchen gar keinen Schlafrock. Der Mörder hat auch keinen an; ja, daß ich Ihnen die Wahrheit sage, er ist splitternackt!"

Da es der Herr Apotheker Drost trotz seines Alters mit einem Menschen in solcher ungefährlichen Uniform aufzunehmen glaubte und er auch seine getreue Meta gegen weitere Schrecken schützen wollte, was im Grunde genommen auch nicht mehr als seine Pflicht war, so eilte er also ohne Schlafrock nach der Küche und wen fand er da? Den leibhaftigen Doktor Swineke. Derselbe hüpfte ohne Feigenblatt von einem Stuhl auf den andern und rief beständig: „Hülpe, Hülpe! De Müse, De Müse!"

„Hat der Saufaus doch wirklich das Delirium gekriegt, habe es schon lange erwartet", murmelte der Apotheker in seinen struppigen Bart. „Meta, rufe so schnell wie möglich den Dr. Midan herbei!"

„Ach, das Destillirium", seufzte die gutherzige Haushälterin; „das soll eine gefährliche Krankheit sein, die der junge Doktor wohl nicht überstehen wird. Es geht doch nichts über die Gesundheit und wenn man dabei noch so arm ist."

Im nächsten Augenblick trat Dr. Midan ein. Sein Stammwirt, bei dem er den üblichen Morgenschoppen zu sich genommen, hatte ihn bereits von dem höchst sonderbaren Auftreten des Dr. Swinecke erzählt und die Vermutung ausgesprochen, daß er sich sicherlich zum alten Drost, seinem Kneipkumpan, geflüchtet habe.

Sobald nun der Unglückliche Dr. Midan's Gesicht sah, war er auf einmal wie umgewandelt, denn er kam plötzlich wieder in den Besitz aller seiner Geisteskräfte und sah seine beispiellose Blamage ein. Vor allen Dingen bat er um ein Hemd oder um einen Schlafrock, damit er sich wenigstens aus dem Küchenschranke, in dem er sich versteckt hatte, hervorwagen könne. Nachdem seinem Wunsche willfahrt worden war, sprach er mit einer wahren Leichenbittermiene:

„Freunde, ich bin ruiniert. Daß mich der gute Drost unter den Tisch getrunken hat, macht ihm alle Ehre und mir keine Schande, denn ich habe mich tapfer gewehrt und in einem Wettkampfe kann doch nicht Jeder siegen. Daß ich aber pudelnackt über die Straße hierher gelaufen bin, ohne daß ich weiß, wie

es eigentlich zuging, das ist zu viel, denn in wenigen Stunden weiß es Jedermann in diesem Neste und deutet mit dem Finger auf mich. Den Ruf eines nüchternen, anständigen Menschen habe ich nun verloren und damit auch meine Kundschaft. Freunde, liebe Freunde, gebt mir nun einen guten Rat!“

„Das Beste ist“, sprach Dr. Midan darauf, „Sie gehen mit dem nächsten Schiffe nach Amerika und fangen dort einen soliden Lebenswandel an, wie es überhaupt einem soliden Oldenburger geziemt.“

„Gut“, erwiderte er, „sobald es dunkel wird, reise ich ab, denn ehe ich mich hier wieder am hellen Tage auf der Straße blicken lasse, schneide ich mir mit meinem schärfsten Rasiermesser den Hals ab. Woher aber soll ich das Reisegeld nehmen?“

„Da ist leicht geholfen, Doktor“, sprach der alte Drost. „Sie haben zu Hause ein paar schöne Kanarienvögel, ein Aquarium mit Goldfischen, sowie eine Jagdflinte; überlassen Sie mir diese Dinge, die Sie ja doch nicht mitschleppen können, und ich kaufe Ihnen dafür das Reisebillet nach New-York.“

Da Dr. Swinecke damit vollständig einverstanden war, so wurden die betreffenden Gegenstände, wie überhaupt Alles, was demselben gehörte, aus seiner Wohnung abgeholt und an demselben Abende noch dampfte er mit der Eisenbahn nach Hamburg ab. Apotheker Drost hatte ihm noch zum Andenken ein altes Rezeptbuch geschenkt und dies studierte dann

der Europamüde auf der Ozeanreise gründlich durch, so daß er sich in einer Vorstadt New-York's als regelmäßig akademisch gebildeter Arzt niederlassen konnte. Da er ein guter Gesellschafter war und besonders viel von seinen Jagdabenteuern mit den ihm befreundeten Grafen und Baronen Oldenburgs zu erzählen wußte, so fand er natürlich bald eine lukrative Praxis und da der Census der Vereinigten Staaten stets eine erhöhte Bevölkerungszahl dokumentarisch nachweist, so müssen seine Kuren im Ganzen genommen für die Patienten befriedigend ausgefallen sein.

So praktiziert er also heute noch und hat sogar unter seinen Patienten einige oldenburgische Landsleute, denen der Grund seiner Auswanderung gar wohl bekannt ist, ohne daß sie sich übrigens darüber jemals verlauten ließen. Wenn sie aber ihren Dr. Swinecke am Wirtshaustische Münchhauseniaden oder Jagdgeschichten aus den „Münchener Fliegenden Blättern“ erzählen hören, und ihn dabei dem Glase tapfer zusprechen sehen, rufen sie ihm manchmal warnend zu: „Hülpe, Hülpe! De Müse, de Müse!“

Undankbare Sängerbrüder.

Es ist noch gar nicht so lange her, da machte der junge Zigarrenhändler Hans Hobelbein, der in den Mußestunden seine Tenorstimme zu kultivieren pflegte und ein eifriges und aufopferndes Mitglied des Gesangvereins „Pythias“ zu Hornerstown in Pennsylvanien war, eine Geschäftsreise in das benachbarte Städtchen Goosetown und wohnte daselbst am Abende, da er wegen des starken Regens am Nachmittage seine Fußreise nicht weiter ausdehnen konnte und also in jenem Platze, den damals noch keine Eisenbahn in den Bereich ihres Netzes gezogen hatte, über Nacht bleiben mußte, einer Singstunde des dortigen jungen Gesangvereins „Rothtraut“ bei.

Anfangs war es ihm höchst unangenehm gewesen, dort festgebannt zu sein; sobald er sich aber unter lieben Sängerbrüdern befand, die auch dem Biere wacker zusprachen und ihm gerne erlaubten, seiner Tenorstimme freien Lauf zu lassen, da war er so recht in seinem Elemente und fühlte sich so wohl, als ob er an jenem Tage seinen ganzen Zigarrenvorrat zum höchsten Preise losgeschlagen hätte. Unser Hans Hobelbein war zwar in der Gesangs-Litteratur gewaltig beschlagen, trotzdem aber mußte er einge-

stehen, daß er an diesem Abend Zöllner's „Schneiderlied" zum erstenmale hörte. Dasselbe gefiel ihm nun so außerordentlich gut, daß er den Dirigenten der „Rothtraut", einen alten verlaufenen, im Biertrinken unbesiegbaren Dorfschulmeister, dringend ersuchte, ihm doch eine Abschrift dieses Liedes noch vor seiner Abreise am nächsten Morgen zu besorgen. Derselbe versprach es und vergaß auch nicht, sein Wort rechtzeitig zu halten.

Mit dankerfülltem Herzen bot ihm Hans Hobelbein eine feine Havannah — er nannte sie wenigstens selber so — an und schüttelte ihm so kräftig die Hand, wie es außer einem Sängerbruder nur noch ein Turner vermag. Der kommt, dachte der dirigirende Schulmeister, der mehr für seine Bemühung erwartet hatte, auch gerade nicht aus Gebhausen; aber man darf das auch nicht so genau nehmen, denn über kurz oder lang stattet vielleicht unser Verein den Hornerstownern einen Besuch ab und dann rauchen wir ihm die ganze Bude leer.

Als Hans Hobelbein von seiner Rundreise wieder zu Hause angelangt war, hatte er nichts eiligeres zu thun, als das „Schneiderlied" zur Einstudierung zu empfehlen und da gerade der fünfzigste Geburtstag des Pythiaspräsidenten, des Schneidermeisters Dünnmann nämlich, heran nahte, so ging es auch gleich damit lustig an's Werk. Herrn Dünnmann mußte auch an jenem Tage ein Ständchen gebracht werden

und zur Glanznummer desselben war sicherlich nichts passender als jenes prächtige Schneiderlied, mit seinem urwüchsigen Refrain, den selbst der Sänger, der keine Note von einer Pause zu unterscheiden vermochte, tapfer mitsingen konnte. Bald mäckerten dann die Pythiassänger gewaltiger als alle Ziegen Pennsylvaniens zusammen genommen und sie waren auch nicht wenig stolz auf ihre Leistungen.

Als jedoch die Generalprobe zu dem projektirten Ständchen abgehalten wurde, waren die Noten zum Schneiderlied verschwunden. Man suchte überall fleißig nach, drehte die Schublade des Vereinstisches mehrmals um, doch umsonst — die Noten waren fort und Niemand konnte Auskunft darüber geben. Man munkelte zwar, der Schneidermeister Dünnmann, dem nichts Gutes ahnte, habe sie heimlich beseitigt, aber kein Mensch konnte es ihm beweisen. Da war nun guter Rat teuer; die Melodie kannte ein jeder gründlich, vom Texte aber wußte keiner mehr als höchstens den ersten Vers und derselbe reichte doch für ein Ständchen nicht hin.

„Was ist da zu thun?“ fragte einer den andern bedenklich; „den ersten Vers viermal hinter einander zu singen geht nicht gut an und die Dichter sind in Pennsylvanien gar selten.“

„Halt!“ rief da der dicke Wirt, in dessen Lokal die Pythiassänger ihre Gesangstunden abhielten; „ich hab's! Unser neuer Pfarrer, der erst kürzlich von

Deutschland gekommen ist, macht Verse wie Schiller und Goethe; er hat noch erst kürzlich, als meinem Schwager die Frau starb, ein Trauerlied geschrieben, das alle alten Weiber zu Thränen rührte. Ich schlage also vor, wir ernennen ein aus zwei Mann bestehendes Komite, das ihn ersuchen soll, die fehlenden Verse zu besorgen. So ein Pfarrer hat ja nicht viel zu thun und schüttelt überhaupt derartige Dinge aus dem Aermel!"

Noch an demselben Abend eilten die Sänger Kurzhals und Brustheiser in die Wohnung des Pfarrers und legten ihm im Namen des Gesangvereins „Pythias" ihr Anliegen vor.

„Galatea ist dahin!" erwiderte der Mann Gottes in höchster Extase; „nun aber träume ich von Amirylis in Trochäen, Jamben und Daktylen! Korydon und Alexis."

„Herr Pfarrer", unterbrach ihn Kurzhals, „wir haben uns, wie es scheint, eben so wenig verstanden, wie wir Sie jetzt verstehen. Wir sind als Komite hieher gesandt worden, um ein Schneiderlied zu holen."

„Ja, Herr Pfarrer", sprach dann Brustheiser, „Sie sollen es nicht umsonst thun; der Verein wird es schon rechtmachen. Auch werde ich unserem Präsidenten, dem Schneidermeister Dünnmann, unter vier Augen mitteilen, daß sie der Verfasser des Liedes sind, und seien sie versichert, daß er sich an seinem fünfzigsten Geburtstag nicht lumpen lassen wird."

Da gedachte dann der Mann Gottes an seinen abgeschabten, aber noch unbezahlten Anzug; er gedachte ferner der wenigen Kindtaufen und der schlechten Geschenke bei denselben und kam dann zu dem Schlusse, mit den Sängerbrüdern lieber ein vernünftiges Wort zu reden. „Wißt ihr nicht wenigstens einen Vers des Liedes auswendig, damit ich das Metrum habe?“ fragte er sie.

„O ja“, erwiderte Kurzhals; „es fängt so an:

Wir sind die Leute in der Welt,
Die stets das Beste machen
Und ohne sie — und — recht —

„Brustheiser wie geht's doch noch weiter?“

„Ich lerne die Verse nur singen aber nicht sprechen“, erwiderte dieser.

„So geht mir es auch“, sprach dann Kurzhals; „wir wollen also dem Herrn Pfarrer den ersten Vers einmal vorsingen, sonst bekommt er ja doch nicht den rechten Begriff davon.“

Gesagt, gethan. Der Pfarrer, der unstreitig in der Geduld eine hohe, christliche Tugend verehrte, sah mehrmals während dieses Konzertes ängstlich aus dem Fenster, doch als er keine Leute in seiner unmittelbaren Nachbarschaft bemerkte, beruhigte er sich und versprach dann, die verlangten Verse auf den folgenden Abend zu liefern.

Und er hielt auch getreulich Wort.

Als die beiden zur festgesetzten Stunde bei ihm zur Entgegennahme der Verse erschienen, erklärte er ihnen, daß er die edle Kunst der Schneiderei vom moralischen, kulturhistorischen und sozialen Standpunkt aus poetisch behandelt habe und las dann, wie folgt:

„Gäb's keine Schneider, wären wir
Noch kahler als die Affen;
Sie sorgen für des Mannes Zier,
Sie nur allein verschaffen
Dem Ewig-Weiblichen Respekt;
Drum nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!

Gäb's keine Schneider, wüßte man
Von hoher Würde wenig;
Man sähe wahrlich Keinem an,
Wer Bauer oder König;
Man hät vor Niemand nicht Respekt;
Drum nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!

Anatomie versteh'n sie sehr;
Gar mancher Ehegatte
Irrt' noch als Junggesell' umher,
Wenn sie mit ihrer Watte
Nicht Manches an ihm schlau verdeckt;
Drum nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!

Mann nennt sie Böcke, das ist wahr;
Wißt ihr auch, wie's gekommen?
Es hätt' beinah' der Feinde Schaar
Die Reichsstadt einst genommen;
Ein Schneider hat sie fortgeschreckt
Drum nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!

„Herrlich! Herrlich!" unterbrach ihn hier Brustheiser; „die Geschichte ist in der Schwabenstadt Ulm passiert und dies ist ja der Geburtsort unseres würdigen Präsidenten Dünnmann! O, wie wird der sich freuen! Verlassen Sie sich darauf, Herr Pfarrer, er wird Sie nicht vergessen! Lesen Sie also gefälligst weiter."

Ein Schneider zeigt' im Ziegenfell
Dem Feinde sich vermessen,
Und der zog fort gleich auf der Stell',
Weil jene noch zu essen;
Drum habt vor solchen Bock Respekt;
Und nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!

Der Schneider war allein gescheit,
Von allen dummen Lumpen
Sind seit der gloriosen Zeit
Sie „Böcke" stets geschumpen;
Und sie verdienen doch Respekt;
Drum nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!

Ein Schneider ist, erzählt die Mär',
Zur Hölle einst geritten,
Hat allen Teufeln mit der Scheer'
Die Schwänze abgeschnitten!
Kein Schuster solches sich erkeckt:
Drum nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!

Im Hunger ihnen stets genügt
Die Keule eines Flohes;
Zur Nacht ein Dutzend Schneider liegt
Auf Einem Halmen Strohes,
Und das bequem noch hingestreckt;
Drum nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!

Drum schimpfe Niemand nicht sie Tropf,
Und zähl' sie zu den Geißen;
Sonst fliegt ihm wahrlich an den Kopf
Das schwerste Bügeleisen,
Daß auf der Stelle er verreckt;
Drum nicht gekichert, nicht gemäckt,
Mäck, mäh!"

„Danke schön, Herr Pfarrer!" sprach Kurzhals; wir werden es schon recht machen. „Ich habe da meinen jüngsten Sohn, der kann gar schön schreiben; denselben schicke ich zu Ihnen in die Privatstunde, damit er auch dichten lernt. So ein Junge kann heutigen Tages nicht zu viel lernen."

Darauf verabschiedeten sich die beiden Sängerbrüder.

Das Ständchen mit dem obligaten Schneiderlied ward Herrn Dünnmann gebracht und bald dachte Niemand mehr an diese Festlichkeit.

Der Pfarrer hatte geglaubt, man würde ihm doch ein paar Flaschen Wein, oder eine Kiste Zigarren für sein Lied zusenden; aber er hoffte vergebens. Kurzhals, dem er einem Monat darauf zufällig begegnete, so daß derselbe ihm nicht ausweichen konnte, versicherte ihm hoch und teuer, er habe Herrn Dünnmann gesprochen und dieser werde sich sicherlich nicht lumpen lassen.

Wieder verging ein Monat, da passierte der ehrwürdige Pastor das Geschäftslokal des Herrn Dünnmann und war nicht wenig erstaunt, als ihn derselbe, der an der Thüre stand, freundlichst einlud, sich doch einmal seinen neuen Waarenvorrat anzusehen.

„Sie brauchen, Herr Pfarrer, doch auch bald einen neuen Anzug", sprach er, „und bessern Stoff und eine reichhaltigere Auswahl als bei mir finden Sie in ganz Pennsylvanien nicht. Auch habe ich die billigsten Preise; für 40 Dollars liefere ich Ihnen den besten Anzug von der Welt. Vergessen Sie mich ja nicht, wenn Sie etwas brauchen."

Der Pastor schien jedoch an jenem Tage in auffallender Eile zu sein: er stammelte eine kurze, unverständliche Entschuldigung und verabschiedete sich

von Herrn Dünnmann, ohne seine Waaren näher inspiziert zu haben.

„Ich werde wohl“, seufzte er auf dem Heimwege, „meinen alten Anzug noch ein Jahr tragen müssen; denn mit der hehren Dichtkunst ist in Pennsylvanien nichts zu verdienen. Da sagen die Leute dahier spöttisch, ein Pfaffensack würde nie voll; aber sie haben im Grunde genommen ganz recht, denn kein Mensch gibt einem etwas, um es hinein zu thun.

Die Spektakelstraße in New-York.

Daß die Spektakelstraße New-York's ausschließlich von Deutschen bewohnt ist, bedarf schon deshalb keiner nähern Versicherung, weil keine andere Nation der Welt sich eines solchen Kindersegens erfreut, wie die deutsche; und Kinder sind doch zum Spektakel hauptsächlich nötig. Der Hausvater kommt erst abends spät von der Arbeit nach Hause und ist alsdann zum Lärmschlagen infolge körperlicher Abgespanntheit nicht aufgelegt und der Hausfrau kann man doch auch nicht zumuten, daß sie lediglich zur Erhaltung des Spitznamens ihrer Straße ihre häuslichen Arbeiten ganz und gar vernachläſſigt und sich mit den Nachbarsfrauen herumzankt.

Irländer vermeiden jene Straße, wie der Teufel das Kruzifix, denn eine Durchschreitung derselben an Sonn- und Festtagen ist gleichbedeutend mit blutigen Nasen und blauen Augen. Doch sieht man, so sonderbar es auch klingen mag, hin und wieder einige friedliche Neger darin wohnen und was noch sonderbarer ist, die Kinder derselben sprechen sogar deutsch in einem vielfach gemischten Dialekt.

Das Spektakeln besorgen also die Kinder des Tags über mit ungeschwächten Stimmmitteln. Um selbst die kleinsten an dieser lungenstärkenden Beschäftigung teilnehmen zu lassen, gewöhnt man sie so frühzeitig wie möglich an die freie Luft und läßt sie den größten Teil des Tages auf der Straße zubringen. Dort sitzen sie dann frisch und frei in einem primitiven Kinderwagen, den der Vater einmal in seinen Mußestunden zusammen gehämmert hat, und die Mutter eilt nur dann zu ihnen, wenn sie denkt, es sei nötig, ihnen die Brust zu reichen. Ueberhaupt werden alle mit der Kinderzucht verknüpften Arbeiten in jener Straße an der freien Luft verrichtet.

Uebrigens möge der Leser ja nicht denken, daß die Spektakelstraßenleute ihre Kinder vielleicht als lästige Bürde betrachten; im Gegenteil, denn ein paar bausbackige, kerngesunde Jungen und ein paar frischwangige Mädchen, die weder von des Gedankens noch der Mode Blässe angekränkelt sind, bilden ja das einzige Kapital, das sich die Eltern für die Zu-

kunft zurückgelegt haben. Selbst in Sachsenhausen hört man keine kräftigeren Koseworte als in der Spektakelstraße zu New-York; wie zärtlich und gemütlich klingt es doch, wenn der am Abend heimkehrende Gatte seinen jüngsten Sprößling männlichen Geschlechtes vor der Hausthüre umarmt und ihn „Schnickelfritz" oder „Schinderhänneschen" tituliert oder wenn er seine Tochter lächelnd „Lumpenmensch" nennt!

Goethe scheint es in seinem „Werther" als eine Heldenthat anzusehen, daß er einst in Wahlheim einen Bauernknaben trotz dessen derben Rotznäschens herzhaft abküßte; in der Spektakelstraße kann man diese unappetitliche Prozedur stündlich beaugenscheinigen, denn daselbst scheint eine derart verzierte Nase so notwendig zu einem saftigen Kusse, wie das Gewürz zu einer schmackhaften Suppe zu gehören. Und welche Rotznasen — pfui Teufel! — sieht man daselbst!

Hausierer kehren in jener Straße selten ein und erst in der Neuzeit haben sich einige vertriebene russische Juden dahin verlaufen, um durch den Verkauf von Sacktüchern und Hosenträgern den Grundstein ihres zukünftigen Reichtumes zu legen.

„Sacktücher! Sacktücher! Fünf Cents das Stück!" ertönt es nun unaufhörlich.

„Brauchen wir nicht!" ist die stereotype Antwort.

„Fünf Cents das Stück! Seht nur wie groß sie sind; da geht viel hinein! Da könnt ihr eine

Rotznase — nochmals pfui Teufel! — hineinputzen, die so lang ist wie der Hudson River!“

Doch derartige Anpreisungen verfehlen ihren Zweck; in der Spektakelstraße braucht man einmal keine Taschentücher.

Die Spektakelstraßenleute sind schlechte Kirchengänger, ohne deshalb dem philosophischen Materialismus zu huldigen. In Religionssachen sind sie überhaupt die persönliche Toleranz und lassen jeden auf seine eigene Façon selig werden. Jeder Sonntag, der ihnen ausschließlich als Tag der Ruhe und der Erholung gilt, haben sie Kirmes, und da gibt's beim Wirte „Zum blutigen Knochen“ Gesang und Tanz, daß die Balken krachen. Da macht jeder mit und wenn zu Hause der Bettelsack an der Wand verzweifelt. Das Bier ist frisch und die Gläser haben einen respektablen Umfang. Wer zum Klange der unvermeidlichen Harmonika das Tanzbein nicht mehr schwingen kann, tritt wenigstens mit seinen schweren Schuhen den Takt zum Spiele, oder schlägt mit den Fäusten auf den Tisch, daß die Nachbarn glauben, es sei ein schweres Gewitter im Anzuge. Da werden dann die Tänze aus der guten alten Zeit, da der Großvater die Großmutter nahm, aufgespielt, und selbst die vertrocknetste alte Jungfer greift unwillkürlich zum Besen und tanzt damit, in Ermangelung eines anderen männlichen Wesens, in ihrem einsamen Zimmer herum.

Im Wirtshause selbst eröffnet der bei solchen Gelegenheiten stets gut gelaunte „blutige Knochenwirt“ den Reigen mit seiner Ehehälfte und jeder, der ein liebendes Madl errungen oder noch erringen will, schließt sich ihm an.

So eine Ziehharmonika ist ein herrliches Instrument und ersetzt ein vollständiges Orchester. Der „Lauterbacher“ wird natürlich von allen Hörern kräftig mitgesungen:

„In Lauterbach hab' ich mein Strumpf verlor'n,
Und ohne Strumpf geh' ich nicht hahm;
So geh' ich halt wieder nach Lauterbach hin,
Und hol' mir ein Strumpf an mein Bahn!“

Den zweiten Vers dieses Liedes scheint jedoch kein Mensch zu kennen, und die fraglichen Worte desselben werden daher durch einfache Naturlaute ersetzt.

Das deutsche Volkslied wird übrigens in der Spektakelstraße mit großer Vorliebe kultiviert und man hört dasselbe dort noch in seiner ursprünglichen Naturwüchsigkeit. Wenn die Spinnstuben und Handwerksburschen Deutschlands längst in das Reich der Sage gehören und deutsche Gelehrte vergeblich auf die Reste des deutschen Volksliedes fahnden, so brauchen sie nur in die Spektakelstraße New-Yorks zu gehen und sie werden dort die gute alte Zeit im Liede wiederfinden. Ja, sie werden erstaunen, welche Erweiterungen dasselbe durch die Wanderung über den

Ozean und die Versetzung in ein anderes Klima erfahren hat.

Die Polizei verkehrt wenig in der Spektakelstraße, und vielleicht sind gerade deshalb Person und Eigentum so sicher darin. Etwaige Streitigkeiten, die besonders an müßigen Sonntagen entstehen, werden gleich an Ort und Stelle ausgefochten und der einzige, der alsdann gewöhnlich etwas dabei verdient, ist der Wundarzt.

Doch wo liegt die Spektakelstraße? fragt hier der neugierige Leser. Gehe ruhig in das deutsche Viertel New-Yorks und jedermann kann Dir die gewünschte Auskunft geben.

Ein amerikanischer Beitrag zur Geschichte der Druckfehler.

Der alte, nun längst verstorbene Samuel Ludvigh, gewöhnlich der „Fackel-Ludvigh“ genannt, war gewissermaßen ein Handwerksbursche der deutsch-amerikanischen Journalistik und in mehr als einer Hinsicht ein Original. Trotzdem daß er hoch oben im Westen und zwar im kalten Minnesota wohnte, durchzog er doch Jahr aus, Jahr ein, alle Staaten der Union und suchte seine alten Abonnenten auf, die sich denn

auch jedesmal herzlich freuten, den stets gut gelaunten alten Herrn wieder einmal zu sehen, und die ihm auch jedesmal, ohne daß es besonderer Winke bedurft hätte, den Jahrgang seiner Vierteljahrsschrift, „Die Fackel," im Voraus bezahlten.

Auch war der spindeldürre Fackelträger ein ausgezeichneter Gesellschafter, der seinen Bekannten Geschichten erzählte, daß sie sich vor Lachen nicht rühren konnten. Es waren oft ziemlich saftige fette Histörchen, und leider vergaß er sich zuweilen so weit, daß er zwischen der Wirkung des im vertrauten Kreise gesprochenen Wortes und des gedruckten keinen Unterschied ahnte und daher mitunter gar derbe Geschichten in seiner Zeitschrift veröffentlichte.

Da er ein ausgezeichneter Stegreifredner war und durch seinen schlagfertigen Witz stets die Lacher auf seine Seite brachte, so kam es öfters vor, daß er bei einem Besuche irgend einer abgelegenen Ansiedlung auf Verlangen seiner Abonnenten eine Rede über irgend eine brennende Tagesfrage halten mußte, und dann gings's gewöhnlich dermaßen über die religiösen und politischen Rückschrittler her, daß er öfters in Lebensgefahr geriet und froh sein konnte, wenn er noch mit heiler Haut davonkam.

Seine Abonnentenzahl war nie groß und man hätte denken sollen, das ausgedehnte Reisen würde mehr aufgezehrt haben, als sein Blatt einbrachte.

Doch damals waren die deutschen Gastwirte Amerikas noch liberal und beherbergten gerne einen Journalisten umsonst, wenn er ihnen nur versprach, in seiner Zeitung ihr Hôtel gründlich herauszustreichen. Auch gewährten die Eisenbahndirektionen damals noch, ohne daß es besonderer Anstrengungen bedurfte, den Herren von der Presse gerne Freibillete, und diese und noch andere zahlreiche Vorteile ließ sich unser Ludvigh keineswegs entgehen; so ist es dann erklärlich, daß er mit seinem auf das Allersparsamste eingerichteten Vierteljahrszeitungsgeschäft sich und seine Familie anständig ernähren konnte.

Auf einen grünen Zweig kam er jedoch in seinem ganzen Leben nicht. Als er starb, machten Mehrere den unglücklichen Versuch, die „Fackel“ weiter zu führen; aber da in den Augen der Leute die „Fackel“ und der alte, dürre Ludvigh unzertrennlich zusammengehörten, so erfreuten sich diese Fortsetzungen nur sehr kurzen Daseins.

Ludvigh war stets überall und nirgends; besonders blüte sein Geschäft während des Bürgerkrieges, also in den „guten Zeiten“, wie die Leute jetzt jene Schreckenstage zu nennen pflegen. Die deutsch-amerikanische Journalistik trieb damals überhaupt üppige Blüten. Kaspar Butz, der bis an sein seliges Ende dem Laster des Reimeschmiedens fröhnte, veröffentlichte damals in Chicago seine deutsch-amerikanischen Monatshefte, für welche ihm die tüchtigsten

Litteraten bereitwillig Beiträge einsandten. Da dieselben nun dem gewöhnlichen Lesepublikum zu gelehrt und häufig auch zu verkehrt waren, so dachten die unternehmungslustigen Gebrüder Kohlmann, die zu Oshkosh, einer Seestadt Wisconsins, eine Druckerei besaßen, durch die Publikation einer populär gehaltenen, mehr der Unterhaltung gewidmeten Monatsschrift einem bestehenden Bedürfnisse abzuhelfen. Damit dieselbe billig geliefert werden konnte, mußte sie selbstverständlich auch billig hergestellt werden, und wenn die deutsch-amerikanischen Zeitungsherausgeber sparen wollen, so fangen sie gewöhnlich mit der Beschneidung des Gehaltes des Redakteurs an, vorausgesetzt, daß sie letzteren überhaupt nicht durch die Scheere ersetzen. Doch die Gebrüder Kohlmann hielten sich ihren Redakteur und der Staat Wisconsin zahlte dafür. Das klingt merkwürdig, aber es war so. Im Staatsgefängnisse zu Waupun befand sich nämlich ein Mann, der sich „Karl Rose" nannte — wie er einst in Deutschland hieß, ist nie bekannt geworden — und der einst als Postschreiber eines kleinen Nestes des genannten Staates zahlreiche Geldbriefe unterschlagen hatte, wofür er zu zehn Jahren Gefangenschaft verurteilt worden war. Derselbe war ein gebildeter Mann, und da ihn der Gefängnisdirektor aus purem Mitleid nicht zu schweren Arbeiten zwingen wollte, und die ihm befreundeten Gebrüder Kohlmann auch eine kleine politische Wochenschrift herausgaben und

dadurch einen kleinen, wenn auch sehr unbedeutenden Einfluß auf die öffentliche Meinung ausübten, so ließ er besagten Rose ruhig Artikel für dieselbe schreiben und auch ihre Monatsschrift redigieren.

Der kleine Valentin, einer der Gebrüder Kohlmann nämlich, bereiste die Vereinigten Staaten, um die nötigen Abonnenten zu sammeln. Derselbe war ebenfalls ein gemütlicher, heiterer Gesellschafter, sang einen prächtigen Baß und war kein übler Deklamator — alles Eigenschaften, die ihm als Abonnentensammler trefflich zu statten kamen. Im Notfall konnte er auch grob wie Bohnenstroh werden und dem längsten Riesen eine Ohrfeige anbieten; doch sorgte er stets dafür, daß seine Popularität keine Einbuße erlitt. Um die Absatzfähigkeit seiner Monatsschrift zu erhöhen, lieferte er jedem im Voraus zahlenden Abonnenten einen Stahlstich gratis, und wo man ihn auch antraf, da sah man ihn stets mit seinen zusammengerollten, mit schwarzem Wachstuch überzogenen Kunstwerken unter dem Arme.

So oft sich nun der Valentin und der Fackel-Ludwigh auf ihren Reisen zufällig begegneten, ging's natürlich niemals ohne eine kollegialische Kneiperei ab, und es schien beinahe, als begegneten sich die Beiden absichtlich öfters, als dies ihrem beiderseitigen Geschäftsinteresse förderlich gewesen wäre. Natürlich veröffentlichte dann späterhin der alte Ludwigh jedes-

mal in der „Fackel“ einen längeren Bericht über die genußreichen Zusammenkünfte.

In einem dieser Berichte stand nun einstmals zu lesen, daß der Valentin von „ferne wie ein Betrunkener ausgesehen habe.“ Aber da hätte man die Wutausbrüche Valentin's hören sollen, denn überall, wohin er kam, wurde er gefragt, ob er inzwischen wieder nüchtern geworden sei.

„Das ist“, schwor er, „dem alten Häring sein Tod! Wenn ich ihn erwische, erdrücke ich ihn zu Brei und brauche ihn als Oblate für meinen nächsten Brief!“.

Wenige Wochen darauf begegneten sich die Beiden wirklich in der Wirtschaft eines Landstädtchens von Wisconsin. Ludvigh reichte vor Freuden außer sich seinem Kollegen die Hand, dieser aber schleuderte sie voll Ingrimm von sich und hielt ihm die geballte Faust vor die spitze Nase.

„Valentin, bist Du denn auf einmal toll geworden?“ fragte der wie aus den Wolken gefallene Fackelmann.

„Sie elender, miserabler Schuft, Sie! Sie elender Lump Sie! Ich haue Ihnen —“

Wenn die anwesenden Gäste nicht augenblicklich interveniert und den wütenden Valentin nicht auf seinen Stuhl geschoben hätten, so wäre es dem gebrechlichen Fackelmann wahrhaftig schlecht ergangen. Als nun darauf einer der Anwesenden dem Valentin

wegen seines gemeinen Benehmens derb die Meinung sagte, erwiderte derselbe: „Was, da soll man ruhig bleiben? Lesen Sie nur, was dieser Zwirnsfaden von einem Schnorrer in seinem Wisch über mich geschrieben hat! Hier ist der Wisch und hier steht schwarz auf weiß gedruckt, daß ich aus der Ferne wie ein Betrunkener ausgesehen habe. Soll man da ruhig bleiben?“

„Valentin, was sagen sie da?“ rief der erstaunte Fackelmann, „was soll ich geschrieben haben?“

„Hier ist der Wisch! Stecken Sie Ihre Schafsnase hinein!“

Der alte Ludvigh las und entfärbte sich vor Wut. „Der verdammte Setzer!“ brach er aus; „wenn es möglich wäre, so ließe ich ihm noch heute einen zehnzölligen Dolch in den Bauch telegraphieren! Valentin, verzeihen Sie einem alten, treuen Freunde. Ich schrieb, Sie hätten von ferne wie ein Botaniker ausgesehen, da nämlich Ihre in Wachstuch gerollte Stahlstichsammlung den Eindruck einer Botanisierbüchse auf mich machte. Den Setzer lasse ich heute noch per Telegraph zum Teufel jagen und in der nächsten Nummer werde ich die Sache schon in Richtigkeit bringen. — Valentin, wie geht's sonst im Allgemeinen?“

Unter schallendem Gelächter der Anwesenden gaben sich nun beide Kollegen die Hand, und als Sie am

Abend jenes Tages nach Hause gingen, sahen sie nicht wie Botaniker, wohl aber wie Betrunkene aus und — waren es auch.

Auch ein Schulbuch.

Es ist mir schon so manches Kuriosum der pädagogischen Litteratur in die Hände gefallen, und hat mir hin und wieder eine Stunde angenehm vertrieben, keines kann sich jedoch mit dem Buche vergleichen, das auf der einen Seite des Umschlags „Horne's Pennsylvania German Manual" und auf der andern „'M Horn sei Pensilfawnish Deitsh Buch" als Titel führt, und das nach der einen Angabe im Jahre 1876 und nach der andern im Jahre 1875 zu Kutztown in Pennsylvanien erschienen ist. Dreht man das Buch von oben nach unten, was man wenigstens bei dem mir vorliegenden Exemplare thun muß, wenn man die Buchstaben nicht verkehrt vor sich haben will, und öffnet es, dann findet man folgenden Titel: „Pennsylvania German Manual, for pronouncing, speaking and writing English. A Guide Book for Schools and Families" und darunter das wie die Faust auf's Auge passende Klopstock'sche Motto „Unsere Sprache: gesondert, ungemischt und nur sich selber gleich." Dem

Titelblatt gegenüber sahen wir, was man auch nicht in einem jeden Schulbuche antrifft, das Bild und Facsimile seines Verfassers, eines strammen, aber sonst recht gemütlich aussehenden Mannes mit wohlgepflegtem Barthaar und mathematisch genau angesteckter Kravatte.

Herr A. R. Horne ist nicht allein ein „magister artium", sondern auch ein „Referend", der seit geraumer Zeit die Direktorstelle an der „Keystone State Normal School" bekleidet. Ferner erzählt der Verfasser im Vorworte, daß er ein Pennsylvanisch-Deutscher sei, und während seiner fünfundzwanzigjährigen Lehrthätigkeit zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß in Schulsachen bei seinen speziellen Landsleuten kaum einer für Verbesserungen sei. Die Pennsylvanisch-Deutschen hätten doch z. B. in der Mathematik bewiesen, daß sie den Amerikanern und Hochdeutschen nicht allein gleich, sondern sogar überlegen seien, und es sei daher sehr merkwürdig, daß ihnen die Erlernung einer neuen Sprache, womit hier die englische gemeint ist, in Bezug auf die Aussprache und die Gewandtheit im Ausdrucke, eine so große Schwierigkeit bereite. Ihre Muttersprache sei das sogenannte Pennsylvanisch-Deutsche, das es wohl nie zu einer besonderen Litteratur, noch einer geregelten Grammatik und festgestellten Orthographie bringen, und stets nur beim mündlichen Verkehr angewandt werde; die Frage sei nun, wie sie jenen 6—800,000

Bewohnern des östlichen Pennsylvaniens, denen das Englische so fremd, wie das Lateinische und Griechische ist, am schnellsten und sichersten die unentbehrliche Kenntnis der Landessprache beibringen. Diese Frage sucht nun Horne in seinem Buche zu lösen; ja, er will noch mehr thun und auch noch das Hochdeutsche dazu lehren. Sein Werk besteht aus drei Abteilungen; die erste beschäftigt sich mit den Regeln der englischen Aussprache, die zweite enthält eine Anzahl pennsylvanisch-deutscher Lesestücke und dann folgt ein ziemlich ausführliches pennsylvanisch-deutsch-englisch-hochdeutsches Vokabularium — Alles in Allem 172 Seiten.

Um besonders die Notwendigkeit einer richtigen, den englischen Lautverhältnissen angepaßter Orthographie zu demonstrieren, führt der Verfasser die Adresse eines wirklich abgesandten und nach langer Irrfahrt glücklich angekommenen Briefes an, die „Nucharmoni, Nucharsi“ lautete und die ein scharfsinniger Postbeamter nach großem Bemühen als „New Germany, New Jersey“, entzifferte.

Indem wir nun die Regeln der Aussprache, die mit der Maxime: „War awholt g'winnt“ (Wer anhält, gewinnt) ihren Abschluß finden, übergehen, wenden wir uns der Abteilung „Shprich-Werder“ zu, aus den wir zu Nutz und Frommen der Leser folgende in der Horne'schen Schreibweise mitteilen:

„Kumt m'r iwer d'r Hund, so kumt m'r iwer d'r Schwons.“
„Ar is niks nuts, wo de Hout 'n awregt.“

„D 'r obl folt net weit fom Shdom."
„War s'harsht in de mel kumt, g'rikt s'arsht g'mawla."
„Wo shmok is, is feiar."
„'S hefli mawg so grum sei, os es wil, 's hut ols wid'r 'n dekli druf bost."
„Lushdich war nuch ledich is, drourich war farshprucha is."
„Gros gakrish un wenich wul."
„Shof d's du salich warsht, reich warsht du duch net."
„Shpek un viar sin gut f'r d'r Moiar."
„D' mad wo pfeifa un d'hinkel wo graa sul m'r bei zeit de hels rum draa."
„Won ich geld hob, ga ich in's wartshous, won ich kens hob, bleib ich drous."
„'s kumt net auf de gras aw, sunsht kent 'n ku 'n haws fonga."
„Kortha hor sie glei g'barsht."
„War 'n buk shtahlt, is ke shof deb."
„Won ich geld hob, bin ich dorshdich, won ich kens hob, bin ich lushdich."

„Sourkrout un shpek, dreibt ola sorga wek."

„Kla un shmart is aw wos wart."

„Ola bisel helft, hut de olt fraw g'sawt wen se in der sa g'shpout hut."

Aus von der nun folgenden „Ratsla" wollen wir einige nebst der Auflösungen mitteilen:

„Wos hut's harts im kub?" ('n groutkub.)

„For wos guckt d'r shumoch'r ols in d'r shoo, won 'r 'n fardich hut?" (Won 'r drin war, dat 'r rous guka).

„For wos shbringt d'r fuks 'm barg nuf?" (For 'm shwons.)

„Wo hut d'r Awdom d'r arsht nogel 'he g'shloga?" (Uf d'r kup.)

„Wos huts grasht shnubbduch in d'r welt?" ('n hinkel, 's butst sei naws iwarawl ob uf d'r ard.)

„War wor g'bora un is ne g'shdorwa?" (Doo, un noch fel onara leit.)

Von den pennsylvanisch-deutschen „Reima" mögen folgende als Proben dienen:

Aw, ba, za,
De kots hukt im shna,
D'r shna gat wek,
De kots leit im drek.

De ladi fon d'r rutsh,
Wo se fara will, hut se ken kutsh,
Won se reida wil, hut se ken goul,
Un won se lawfa mus, is se zu foul.

De mad mit dika boka,
Hen hartsa we de woka.

Hika, hoka, hei,
D'r milar hut sei fraw farlora,
Er sucht se mit kots un hunt,
D'r Yarg'l hukt uf'm doch
Um locht sich sher zu sheb un krum.

Von den „Shprichta“ (Anekdoten) wollen wir nun eine Probe, welche die Ueberschrift „I war 'n Klanes“ führt, mitteilen:

„D'r Ougusht Schmid hut mol awfonga wula predicha. Ar huts in d'r sheiar uf' ma hogsed g'prowert un hut iw'r d'r tekst: „Iwar 'n Klanes wart er mich net sehna“ awfonga zu shwetsa, un we 'r recht eifrich wora is, hut 'r gshtumpt, un no is d'r butm neigabrucha, un ar is ins hogsed g'fola. Nuch selm hut 'r nimi g'browirt zu bredicha.“

Auch den pennsylvanisch-deutschen Gebräuchen und „Frolika“, welch' letztere die deutschen Spinnstuben ersetzen, ist ein besonderes Kapitel gewidmet, und heißt es darin unter Anderem über einige Feiertage:

„Zwede Grishdawg, Oshdar Mondawg und Pingsht Mondawg wara aw g'holda, owar net so arg streng, g'wanlich nusht for bembl dawga, un on a dol blets mocha se Frolika, ow'r fel is bol ous fashon.“

Das Kapitel „Shool-Socha“ bringt das Portrait des „Shoolbos“ Wikarsham als einem „fun dena Englisha, woo m'r gleicht“ und dann das Bild der Keystone State Normal School, „wo dar Profes'r Horn Prinsipal dofun is.“

Von den „Shool Gedichta“ teilen wir nur eins der kleineren mit:

„In d'r wes do wokst des gros,
Ous 'm wos'r souft d'r haws,

In d'r grik do schwima fisch,
Lushdich war nuch ledich is."

Dann folgen andere Gedichte, teils Original, teils aus Harbach's „Harfe" genommen. In dem Abschnitte „Baremta Pensilfawnier" finden wir Bilder und äußerst volkstümlich geschriebene Biographien solcher Deutschen, die sich auf irgend einem Gebiete ausgezeichnet haben.

Das beste des Buches und zugleich auch der am ausführlichsten behandelte Teil ist das pensylvanisch-deutsche Wörterbuch, das an Ausführlichkeit wenig zu wünschen übrig läßt. Die Wörter sehen uns auf den ersten Augenblick allerdings fremd an, aber nach kurzer Uebung wird man z. B. aus „Douwa-Shesa, awzacha, baomt'r, farhinara, felrla" u. s. w. leicht: Taubenschießen, Anzeichen, Beamter, verhindern, und vielerlei" leicht herauslesen.

Im Allgemeinen genommen ist das Horne'sche Buch weniger ein Schulbuch, als ein amüsanter und interessanter Beitrag zur Volkslitteratur.

Der Hochzeitschampagner.

Der kleine John Mauer, welcher in einer Nebengasse New-Yorks die Schuhmacherei betrieb, war im Ganzen eine kreuzbrave Seele, nur saß er lieber bei einem seiner Schulkameraden, der in der unmittelbaren Nachbarschaft eine Wirtschaft hielt, am Biertisch und spielte Binocle, als daß er den Hammer schwang und die Schuhe seiner Kinder flickte. Als seine Frau selig noch lebte, hatte er es nicht gewagt, so ganz nach seinem Wunsche zu handeln; denn, wenn er alsdann Durst verspürte, was allerdings des Tages öfters vorkam, so holte sie ihm einfach, um ihn nicht ganz verschmachten zu lassen, das Bier in einem sogenannten Pitscher aus dem besagten Wirtshause und dies hatte mancherlei Vorteile. Erstens kam sie auf diese Weise billiger dazu und dann durfte sie gewöhnlich auch selber ein Glas mittrinken, da es ihrem Gemahl, wie er vorgab, doch nie allein schmeckte; dabei mußte derselbe hübsch hinter seinem Schustertische sitzen bleiben und vertrödelte nicht zu viel Zeit, wie sonst.

Seitdem sie nun tot war, war es mit dem guten John Mauer anders, aber nicht besser geworden. Seine erwachsene Tochter führte ihm zwar die Haus-

haltung musterhaft, aber eine Tochter ist immerhin keine Frau und dann war dieselbe auch mit einem jungen Manne verlobt und in Kurzem sollte die Hochzeit gefeiert werden. Daß sie ihres Vaters wegen eine alte Jungfer werden sollte, konnte derselbe nicht verlangen und that es auch nicht; aber der Gedanke, was nachher aus ihm werden würde, wer für ihn sorgte, die Zimmer rein hielt und seine Wäsche flickte, lag so schwer auf ihm, daß er jeden Augenblick zu seinem Schulkameraden lief, um sich in dessen Wirtsstube für die wolkenvolle Zukunft zu stärken. Sein zukünftiger Schwiegersohn hatte ihm öfters die Offerte gemacht, doch nach der Hochzeit mit seiner Tochter zu ihm zu ziehen, aber er war in dieser Hinsicht noch zu keinem Entschlusse gekommen. John Mauer hielt nämlich große Stücke auf Unabhängigkeit; in seiner bescheidenen Wohnung wollte er wenigstens absoluter Herrscher sein und sich nicht nach den Launen anderer Leute richten.

Mit Bangen sah er also den Hochzeitstag herannahen und die Vorbereitungen dafür kosteten ihm manchen Seufzer und auch manchen Dollar, den er sich trotz seines etwas lockeren Lebens auf die Seite gelegt hatte. Denn geizig war er nicht; man heiratet ja, sagte er, nicht alle Tage und so soll es denn auch bei der Vermählung meiner Tochter lustig hergehen und wenn der Bettelsack an der Wand verzweifelt.

An dem Morgen des betreffenden Tages, der seiner Tochter einen Mann bringen sollte, stand er

nun im Sonntagsstaat vor seinem Häuschen und sah wehmütig dem Leben und Treiben auf der Straße zu. Arbeiten wollte er heute nicht, trotzdem die Hochzeit erst am Abend gefeiert werden sollte; der benachbarte Wirt aber hatte am Abend vorher die Mitglieder eines deutschen Gesangvereines in seinem Lokale gehabt und sich infolgedessen verschlafen; denn es war schon acht Uhr vorbei, ohne daß er seine Läden geöffnet hatte.

Plötzlich hielt nun ein Wagen vor unserem Schuhmachermeister und der Lenker desselben fragte ihn, ob er nicht wisse, wo Herr John Mauer wohne.

„Der bin ich selber," erwiderte der Angeredete. Augenblicklich sprang der Fremde vom Wagensitze, stellte einen schweren länglichen Korb nieder und hielt dem Schuhmacher ein dickes Buch vor, in das er seinen Namen schreiben sollte.

„Was haben Sie denn in diesem Korb?" fragte der etwas verblüffte Schuster.

„Champagner."

„Wer schickt ihn denn?"

„Die Firma Altschul, Deutsch & Co."

„Aber ich habe doch keinen bestellt?"

„Sie heißen doch John Mauer?"

„Gewiß."

„Dann bestätigen Sie mir gefälligst den Empfang durch Ihre Namensunterschrift; machen Sie

aber schnell, denn ich muß heute noch viele Kunden besuchen."

Unser Schuster trug denn auch wirklich seinen Namen in das ihm vorgehaltene Buch, worauf der Fremde sein Pferd antrieb und mit Blitzesschnelle weiter fuhr.

„Lizzy," rief darauf der immer noch verdutzte Schuster, nachdem er den schweren Korb mit Aufbietung aller Kräfte in seine Werkstätte geschleppt hatte; „Lizzy, komm doch einmal schnell her und seh dir das Geschenk an, das für Deine Hochzeit soeben eingetroffen ist! Wer doch diesen Champagner geschickt haben mag? Ist denn Dein Bräutigam so ein Verschwender, daß er sich in diese unnötigen Unkosten stürzt? Ein einfacher Rheinwein wäre sicherlich auch gut genug gewesen, denn die wenigen Gäste, die wir heute Abend erwarten, sind ja doch nur an Bier gewöhnt, aber auf einer Hochzeit muß man ihnen doch etwas anderes vorsetzen; man verheiratet sich ja nicht alle Tage. Sei es nun, wie es will, getrunken wird der Champagner doch!"

Da seine Tochter über das unerwartete Geschenk auch nicht die geringste Auskunft geben konnte, so entfernte sie sich bald wieder und unser Schuhmacher schritt hinüber in seine Stammkneipe, deren Thür inzwischen geöffnet worden war.

In der allerbesten Laune trat er nach Verlauf von drei Stunden in seine Wohnung.

„Lizzy", rief er, „Lizzy, weißt Du was? Die

Hochzeit heute Abend soll so nobel werden, wie sie noch keine Schusterstochter gefeiert hat. Aber hier in unserer Bude wird sie nicht abgehalten, denn unsere Möbel und Tapeten passen nicht zum Champagner; ich habe daher das große Zimmer unseres Wirtes gemietet; er hat es mir billig gelassen, nämlich für fünf Dollars und hat versprochen, dafür auch noch einen Musikanten zu engagieren. Das soll aber einmal lustig werden!"

Und es ging auch recht lustig auf der Hochzeit her. Der Champagner mundete den Gästen auf das Beste und ein Pianodrescher sorgte für die obligate Tanzmusik. Der alte Schuster ward vor lauter Freude zuletzt so aufgeregt, daß er die ganze Welt umarmen und küssen wollte, und bereits auch bei einer anwesenden Witwe damit den Anfang machte, sodaß es also Zeit war, ihn zur Verhütung weiteren Unheils in seine Wohnung zu bringen.

Am nächsten Morgen eilte es ihm natürlich mit dem Aufstehen nicht und es war schon beinahe Mittag, als er mit etwas Kopfweh behaftet vor seine Hausthür trat, um frische Luft zu schöpfen. Kaum hatte er einen Blick auf die Straße geworfen, da trat auch schon ein Mann, der allem Anschein nach schon längere Zeit auf ihn gewartet hatte, auf ihn zu, präsentirte ihm eine Rechnung und bat ihn um die Bezalung derselben.

„Was ist das?“ rief entsetzt der Schuster; „ich kaufe mein Leder stets gegen Bar und bin daher Niemanden etwas schuldig!“

„Das ist ja auch keine Lederrechnung“, erwiderte der Unbekannte; „das ist eine Champagnerrechnung. Zwei Dutzend Flaschen macht gerade 40 Dollars.“

„Aber ich habe doch keinen bestellt?“

„Wir haben hier Ihre Unterschrift, daß Sie den Champagner in Empfang genommen haben; also machen Sie es kurz und zahlen Sie!“

„Das geht mich nichts an, das muß ein Irrtum sein. Ich habe keinen Champagner bestellt; ein derartiges Getränk ist viel zu teuer für einen armen Schuster.“

„Nun, dann geben Sie den Korb wieder heraus!“

„Den Korb können Sie haben, aber die Flaschen sind leer.“

„Nun, dann zahlen Sie.“

„Das geht mich nichts an; meine Tochter hat sich gestern Abend verheiratet und da sind mir einige Flaschen Champagner geschickt worden — von wem, weiß ich nicht — und die haben wir redlich ausgetrunken. Mir brummt der Kopf jetzt noch davon. Wenden Sie sich also mit Ihrer Rechnung an denjenigen, der sie bestellt hat. Ich weiß nichts davon!“

„Sie und Niemand anders sind mir für die Bezahlung der Rechnung verantwortlich. Soll ich Sie

vielleicht auf diese Kleinigkeit verklagen und auspfänden lassen.

„Meinetwegen; mein ganzer Hausrat reicht noch nicht einmal hin, um Ihre Unkosten damit zu decken. Uebrigens würde Ich Ihnen gerne die Rechnung bezahlen; allein ich bin ein armer Schuster und die gestrige Hochzeit hat meinen Geldbeutel bis auf den letzten Cent geleert. Wissen Sie denn, wer mir eigentlich den Champagner geschickt hat?“

Der Fremde schien von der Zahlungsunfähigkeit seines sonderbaren, aber treu in die Welt schauenden Kunden vollständig überzeugt zu sein und sagte daher: „Die Schuld liegt eigentlich an mir. Ich bin in unserem Geschäft erst seit einigen Tagen angestellt und da erhielt ich gestern den Auftrag, den besagten Champagner an Herrn John Mauer zu senden. Da die Wohnung desselben auf dem mir überreichten Bestellzettel nicht angegeben war, so schlug ich einfach im Adreßbuch nach und sandte den Wein anstatt nach dem Wirte John Mauer an der vierzehnten Straße, hierher zu Ihnen. Da habe ich nun allem Anscheine nach ein schlechtes Geschäft gemacht.“

„Sie haben mich auch dadurch in große Unkosten gestürzt. Ich dachte, dies Geschenk käme von dem Bräutigam meiner Tochter und ging daher hin und mietete für das Hochzeitsfest noch eine besondere Halle mit einem Pianisten, wofür ich meine letzten fünf

Dollars opferte; denn einen edlen Champagner soll man nie in einer alten Schusterbude trinken."

„Diese Hochzeit kostet mich nun 40 Dollars aus eigener Tasche. Können Sie denn gar nichts zahlen?"

„Leider nicht, denn ich bin so arm wie eine Kirchenmaus. Aber wissen Sie, was ich thue? Ich habe vor wenigen Tagen ein schönes Stück Leder erhalten, daraus mache ich Ihnen ein paar Stiefel, wie Sie in Ihrem ganzen Leben noch keine an den Füßen gehabt haben. Soll ich das Maaß nehmen? Nächste Woche sind sie fertig und bringe ich sie Ihnen selber in Ihr Geschäftslokal!"

Der Kollektor lächelte und ließ sich die Stiefel anmessen, worauf er sich entfernte.

Als nach einer Woche gemäß seines Versprechens der Schuster die Stiefel in das Geschäftslokal seines Champagnerlieferanten brachte, empfing ihn von allen Seiten ein schallendes Gelächter. Sein unfreiwilliger Kunde war anwesend und nachdem er die Stiefel anprobiert und sich damit sehr zufrieden erklärt hatte, meinte er, der Schuster könne zur Nachfeier der Hochzeit vielleicht doch noch ein Glas Wein vertragen.

Das war dem Schuster nun gerade recht; zum Trinken brauchte man ihn so wie so nicht lange zu nötigen. Willig folgte er also seinem Wirte in den tiefen Weinkeller und kostete von allen Sorten, die ihm vorgesetzt wurden. Als er dann nach geraumer Zeit seinen Heimweg antrat, geriet er mit allen

Straßenpassagieren derart in Konflikt, daß ihn zuletzt ein irländischer Polizist am Arme packte und fortschleppte. Der gute John Mauer wußte kaum, wie ihm geschah und ließ Alles geduldig über sich ergehen.

Als er sich am nächsten Morgen die Augen ausrieb, sah er sich im Gefängnis und bald darauf ward er dem Polizeirichter vorgeführt und wegen ungebührlichen Betragens auf der Straße in eine Geldbuße von fünf Dollars oder zehn Tage Arrest verurteilt. Das war eine schlimme Hochzeitsnachfeier.

Glücklicherweise hatte jedoch sein Stammwirt von diesem Vorfalle gehört; er eilte also schnell nach dem Stationshause und hinterlegte die verlangten fünf Dollars, sodaß also unser guter John Mauer wieder frische freie Luft atmen konnte.

„Das war doch eine teure Hochzeit," sagte er, als er seiner Wohnung zuschritt. „Gott sei Dank, daß so etwas nicht alle Tage vorkommt!"

Von nun an trank John Mauer wieder Bier, wie es ja ein jeder ehrlicher Schuster auch stets thun sollte. Dadurch ist er auch seit jener Zeit nie mehr in die Verlegenheit gekommen, eine Champagnerrechnung mit Stiefeln bezahlen zu müssen.

Ein pennsylvanisch-deutscher Höllenzwang.

In altnordischen Sagen wird erzählt, daß einst Odin die Welt mit Runen oder Weisheitssprüchen besät habe und dadurch zum Herrscher über alles Existierende geworden sei. Dann aber wird auch behauptet, daß ihm diese geheimnisvollen Zauberformeln durch schlaue Priester entwendet worden seien und daß sich dieselben dadurch in den Besitz übernatürlicher Kräfte gesetzt und sich dadurch zugleich zu Richtern über das Wohl und Wehe des Menschengeschlechtes gemacht hätten. Nach der Einführung des Christentums hörten jedoch die Priester auf, Hüter des heidnischen Aberglaubens zu sein und Zigeuner, Hirten, Henker und Abdecker übernahmen ihre Rolle und haben sich in derselben bis auf den heutigen Tag in einigen Gegenden Deutschlands behauptet. — Noch heute gibt es nahmhafte Verleger, die mit der Herausgabe von Dr. Faust's Höllenzwang und anderen Sympatie- und Zauberbüchern gute Geschäfte machen.

Zu allen Zeiten hat es Menschen gegeben, die sich durch Schatzgräberei schnell bereichern oder durch Zaubersprüche von unheilbaren Krankheiten befreien wollten. Die während des 30jährigen Krieges unter dem Namen „Passauer Kunst“ bekannte Segensformel,

durch welche man sich hieb-, stich- und kugelfest machen konnte, hat noch heute ihre Verehrer, trotzdem die Menschen wenigstens in dieser Hinsicht von ihrem Wahn befreit sein sollten. Da nun Dr. Faust's in seiner „Miralkunst" angegebenen Mittel zur Hebung reicher Schätze schon deshalb für Amerika wertlos sind, weil das Geschäft der Schatzgräberei dahier auf anderen Voraussetzungen beruht und da fernerhin seine Zauberzeichen schwer nachzuahmen sind und sie meistenteils mit Fledermausblut auf Jungfern-Pergament zu schreiben sind, so hat es denn der pennsylvanisch-deutsche Philosoph Johann Georg Hohmann anfangs dieses Jahrhunderts versucht, seinen Landsleuten einen Leitfaden für sympatische Kuren und sonstige Wunder zu liefern. Der Titel dieses 110 Seiten starken Büchleins lautet:

„Hohmann's lang verborgener Freund; enthaltend: Wunderbare und Erprobte Heil-Mittel und Künste für Menschen und Vieh — Herausgegeben von Johann Georg Hohmann. — Gedruckt bei Theo. F. Scheffer. Harrisburg, Pa."

In der vom 31. Juli „im Jahre des Herrn Jesu Christi 1819" von Rosenthal bei Reading datierten Vorrede sagt er, daß es viele Leute gebe, welche das Verkaufen derartiger Werke, wie das seinige, für eine Sünde halten; aber er bewirke seine Kuren nicht mit teuflischen, sondern mit christlichen Mitteln; er rufe den Namen Gottes an und folge

mithin dem Verse des 50. Psalm, der da lautet: „Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen!"

Dann ruft er triumphierend aus: „Wo ist ein Doktor, der das Herzgesperr und Anwachsen vertreiben kann? Wo ist ein Doktor, der noch eine Schußblatter vertrieben hat? Wo ist ein Doktor, der die Mutterkrankheit vertrieben hat? Wo ist ein Doktor, der den kalten Brand heilen kann, wenn er stark in einem Glied ist?"

Dies Alles vermag der Verfasser und bringt wie ein echter Patentmedizinmann zahlreiche Zeugnisse von Personen, die er von Rotlauf, Rheumatismus, kaltem Brand, wehen Fingern, Kopfweh und Beingeschwüren befreit hat. Zu gleicher Zeit schimpft er weidlich auf die Doktoren, die das Gericht ausgesprengt hatten, nach der Anwendung von sympatischen Sprüchen helfe überhaupt keine Medizin mehr.

Ferner sagt er in der betreffenden Vorrede:

„Einige Zeit kann ich den katholischen Pfarrer mit Namen nennen, und kann auch dem Manne seinen Namen nennen, der dem Pfarrer seinen Gaul mit Worten geheilet hat. Den Pfarrer habe ich gekannt, er wohnte sonst in Westmoreland County. Ich kann auch den reformirten Pfarrer mit Namen nennen, wenn es verlangt wird, und auch die Leute, denen er Zettel dafür verschrieben hat; und die Gichter sind mit diesem Zettel geheilt worden. Der Pfarrer wohnte

sonst in Berks County. Wenn die Leute nur aus diesem Büchlein brauchen, was notwendig ist, so haben sie keine Sünde: aber wehe denen, die schuld sind, wenn sie durch kalten Brand das Leben lassen müssen, oder sonst ein Glied verlieren, oder das Augenlicht! Wehe denen, die in der Not dies verdrehen, oder einigem Prediger in diesem Stücke folgen, das nicht zu beobachten, was der Herr im 50. Psalm spricht: Rufe mich an in der Not, so will ich dich erretten, und du sollst mich preisen. Wehe denen, die in diesem Stück folgen einigem Prediger, aus diesem Buche nichts für den kalten oder heißen Brand oder Schußblatter zu brauchen. Ich will dem Prediger sonst in allen billigen Sachen folgen, aber wenn ich in der Not bin, und soll aus diesem Buche nichts brauchen, in diesem Fall kann ich ihm nicht folgen."

Seinem Vorworte fügt er die Anmerkung hinzu: „Mancher in Amerika glaubt an keine Hölle oder Himmel. In Deutschland gibt es solche Leute nicht so viel. Ich, Hohmann, frage: Wer vertreibt gleich die Schußblatter, kalten Brand? Wer stopft das Blut? Ich antworte, und ich, Hohmann sage: Dies thut der Herr. So muß Hölle und Himmel sein. — Und auf solche Leute halte ich nichts."

Im dem Büchlein sind zahlreiche Mittel gegen Zahnweh, Schnupfen, Darmgichter, Herzgesperr und Anwachsen angeführt; es enthält Winke zur Vertreibung der Würmer bei Menschen und Pferden,

sowie zur Beschleunigung des Wachsens der Wolle auf Schafen. Fernerhin lernt man daraus, wie man Prozesse gewinnen, Fische fangen und auf der Jagd Erfolge haben kann. Mit den Vorschriften dieses Büchleins kann man die Diebe zur Herausgabe des gestohlenen Gutes zwingen und sie so fest bannen, daß sie sich weder vor- noch rückwärts bewegen können. Man kann damit eine Feuersbrunst zum Erlöschen bringen und die Geister unschädlich machen, welche die alten und jungen Leute in der Nacht plagen.

Hiemit aber haben wir noch lange nicht den zehnten Teil des Inhaltes dieses äußerst nützlichen und wichtigen Büchleins angegeben.

Da Hohmann's Mittel ebenso leicht zu beschaffen sind, wie das alles Leiden heilende blaue Glas seines späteren und engeren Landsmannes, Dr. Pleasanton, so wollen wir hier einige derselben nebst etlichen Zaubersprüchen zum beliebigen Gebrauche unseren Lesern getreu nach dem Originale mitteilen.

Ein Mittel für die Darmgichter: Ich warne euch ihr Darmgichter! Es ist Einer im Gericht; er spricht: Gerecht oder ungerecht. Darum hütet euch, ihr Darmgichter.

Ein sehr gutes Mittel für das Herzgesperr und Anwachsen: Herzgesperr und Angewächs weiche von N. Rippen, wie Christus, der Herr, gewichen ist von seiner Krippen.

Mittel, um Fische zu fangen: Nimm Rosenkörner

und Senfkörner, und den Fuß eines Wiesleins und häng es in das Netz, so werden sich gewiß die Fische versammeln.

Den blauen Husten zu vertreiben: Schneide drei Büschelein Haare von oben dem Wirbel eines Kindes, das seinen Vater sein Lebtage nie gesehen hat, hänge es dem Kinde an, das den blauen Husten hat, in einem ungebleichten Lappen. Der Faden darf auch nicht gebleicht sein, mit dem es genäht und umgehängt wird.

Wunden und Schmerzen zu vertreiben: Wund, du sollst nicht hitzen; Wund, du sollst nicht schwitzen; Wund, du sollst nicht wässern; So wenig als die Jungfrau Maria einen andern Sohn thut gebären.

Eine Kur, den Brand zu stillen: Es gingen drei heilige Männer über Land, Sie segneten die Hitze und den Brand; Sie segneten ihn, daß er nicht einfrißt; Sie segneten ihn, daß er ihn ausfrißt.

Das Blut zu stillen: Ich geh' durch einen grünen Wald, Da waren drei Brunnen, die waren kühl und kalt; Der erste heißet Mut, Der zweite heißet gut, Der dritte heißet still' das Blut.

Für die Geschwulst: Es gingen drei reine Jungfrauen, sie wollten eine Geschwulst und Krankheit beschauen. Die erste sprach: Es ist heisch. Die andere sprach: Es ist nicht. Die dritte sprach: Ist es dann nicht, so komm unser Herr Jesu Christ. Im Namen der heiligen Dreifaltigkeit gesprochen.

Einen Dieb zu bannen, daß er stille stehen muß: Dieser Segen muß am Donnerstage, früh Morgens vor Sonnenaufgang, unter freiem Himmel gesprochen werden: Das walte Gott der Vater, und der Sohn, und der heilige Geist, Amen. Wohl dreiunddreißig Engel bei einander saßen; mit Maria kommen sie pflogen. Da sprach der liebe heilige Daniel: Traut, liebe Frau; ich sehe Dieb' hergehen, die wollen dir dein liebes Kind stehlen; das kann ich dir nicht verhehlen. Da sprach unsere liebe Frau zu Sankt Peter; Ich habe gebunden mit einem Band, mit Christi seiner Hand; also sind meine Dieb' gebunden mit Christi selbst Händen, wenn sie mir wollen stehlen das Mein, im Haus, im Kasten, auf Wiesen und Aeckern, im Holz, Feld, in Baum-, Kraut- und Rebgärten, oder wo sie das Mein wollen stehlen. Unsere liebe Frau sprach: Es stehle wer da wolle, und wenn einer stiehlt, so soll er stehen als ein Bock und stehen als ein Stock und zählen alle die Stein, die auf Erden sein, und alle Sterne, so am Himmel stehen. So gebe ich dir Urlaub und gebiete dir allein, Geist, daß er aller Dieb ein Meister weiß, bei Sankt Daniel zu einer Hurt, zu einer Bürde zu tragen der Erden Gut; und das Angesicht muß dir werden, daß du nicht ob der Stelle magst kommen, dieweil dir meine fleischliche Zunge nicht Urlaub gibt. Das gebiete ich dir bei der heiligen Jungfrau Maria Mutter Gottes, bei der Kraft und Macht, da Er erschaffen Himmel und

Erden, bei aller Engelschaar und bei allen Gottes-Heiligen, im Namen Gottes des Vaters, Gottes des Sohnes, und Gottes des heiligen Geistes. Amen. Willst du ihn aber des Bannes entledigen, so heiße ihn in Sankt Johannis Namen fortgehen.

Daß ein Anderer kein Wild schießen kann: Sprich dessen Namen, nämlich Jakob Wohlgemuth, schieße was du willst; schieß nur Haare und Federn mit, und was du den armen Leuten gibst. Amen.

Für angehende Kahlköpfe: Welchem das Haar ausfällt, der stoße Pfirsichkerne, mache mit Essig daraus ein Sälblein oder Müßlein und beschmiere damit den kahlen Ort.

Mit diesen Lichtstrahlen aus Hohmann's Höllenzwang wird der geneigte Leser wohl genug haben. Doch hat auch schon der einfache Besitz dieses Büchleins einen nicht zu unterschätzenden Wert, denn der glaubwürdige Verfasser sagt: „Wer dieses Buch bei sich trägt, ist für alle seine Feinde sichtbar oder unsichtbar, sicher; und kann weder ohne den Leichnam Jesu Christi sterben, noch im Wasser ertrinken, oder in irgend einem Feuer verbrennen und kein ungerechtes Urteil kann gegen ihn gefällt werden. So helfe mir!“

Unterseeische Schatzgräberei.

Der Amerikaner ist und bleibt einmal der waghalsigste Spekulant auf Gottes Erdboden, und trotzdem die Lehre des Goethe'schen Schatzgräbers, sich durch saure Wochen frohe Feste zu verschaffen, sich in keinem Lande so herrlich bewährt und lohnt, wie gerade dahier, so läßt sich der geldgierige Yankee doch nicht die allergeringste und allerschlechteste Chance entgehen, so im Handumdrehen reich zu werden, und sollte er auch sein letztes Hemd daran wagen und seine Familie an den Bettelstab bringen.

Die altgermanische Idee, nach welcher das Gold mit Unheil verknüpft ist, paßt in unsere moderne Zeitanschauung nicht mehr und ist längst in das Gegenteil umgeschlagen. Am Golde hängt nun einmal Alles und gar Viele bedauern, daß sie für ihre Seele keinen Abnehmer finden können; sie würden sie ja gerne für ein Geringes weggeben. „Reich werden ohne Arbeit“, das ist das alte philosophische Problem, das man früher mit den Künsten der Magie zu lösen versuchte; jetzt aber hat man sich zu diesem Zwecke auf die wildesten Spekulationen geworfen.

Mit der Schatzgräberei hat es in Amerika eine eigene Bewandtnis. Schätze in Gestalt von Kohlen, Petroleum, Kupfer oder sonstigen Metallen aus der Erde zu holen, ist eine Sache, die schon hinlänglich angedeutet ist, um noch besonders anziehend zu sein; angenehmer und bequemer wäre es allerdings, wenn man die geprägten Thaler direkt aus dem Schoße der Erde, oder aus dem des Meeres entnehmen könnte. Zu diesem Zwecke muß man aber vor allen Dingen wissen, wo dieselben liegen, und da nur höchst selten Amerikaner in die Lage gekommen sind, ihre Schätze vor eindringenden Feinden vergraben zu müssen, so mögen diese verborgenen Güter auf dem amerikanischen Kontinente wohl äußerlich spärlich gesät sein und das Aufsuchen derselben ist keine Kleinigkeit.

Kapitän Kidd's, des vor 200 Jahren zwischen New-York und Ostindien kreuzenden englischen Seeräubers, vermeintliche Schätze haben sich bis jetzt, trotz des eifrigsten Nachsuchens, noch nicht aufgefunden, und dasselbe ist von dem Golde, das mit der englischen Fregatte „Hussar," im Long Island Sound versank, zu berichten. Aber die Hoffnung auf die Erlangung der englischen Sterlinge, die sich auf dem „Hussar" befunden haben sollen, haben unsere Spekulanten noch lange nicht aufgegeben und trotz der vielfachen, mit enormen Geldverlusten verbundenen vergeblichen Versuche, dieselben ans Tages-

licht zu fördern, sind noch immer im Long Island Sound, in der Nähe von Port Morris, eine Anzahl erfahrener Taucher damit beschäftigt, jene Schätze im Interesse einer Aktiengesellschaft zu heben.

Die „Fregatte „Hussar" wurde im Jahre 1763 in England gebaut und während des amerikanischen Unabhängigkeitskrieges von den Engländern als Proviantschiff benutzt. Am 23. November 1780 fuhr sie in dem Hell Gate Paß auf einen Felsen, erhielt einen großen Leck und trieb dann nach Port Morris, woselbst sie versank. An Bord derselben sollen sich nun 960,000 Pfund Sterling, welche für die englischen Truppen in Amerika bestimmt waren, befunden haben und also mit versunken sein; nach anderen Angaben hingegen soll dies Geld zwei Tage vor dem Untergange des Schiffes dem englischen Kommissär in New-York übergeben worden sein, und auf Grund der ersteren Mutmaßung begann man dann anfangs dieses Jahrhunderts mit der Schatzheberei.

Man fand das Wrack auf einer Seite liegen und holte vermittelst einer Taucherglocke mehrere alte Flinten und Kanonen aus demselben. Ein Taucher fand sogar eine Flasche Porter und trank sie aus; wie er aber schmeckte, darüber hat er uns im Unklaren gelassen. Nach solchen Erfolgen wurde natürlich gleich eine Aktiengesellschaft gegründet, und da die Aktie nur fünfzehn Dollars kostete, so war es selbst armen

Dienstmädchen möglich, sich die Aussicht auf ein paar tausend Pfund Sterling zu verschaffen.

Doch die Sache zog sich in die Länge und eine Aktiengesellschaft nach der andern machte Bankerott. Eine stellte sogar einen Zauberkünstler an, der vermittelst einer „elektrischen Wünschelrute“ die unterseeische Stelle des Schatzes genau feststellen sollte; aber auch dies hatte keinen Erfolg und da wahrscheinlich keiner der Aktionäre den „großen und gewaltigen Meergeist“, nämlich ein altes Zauberbuch des Dr. Faust besaß, mittelst dessen man die Meergeister zur Herausgabe ihres Ortes beschwören konnte, so mußte man sich nach neuen und teueren Tauchapparaten umsehen. Da dann und wann eine alte Kanone oder ein Stück Holz vom „Hussar“ aus der Tiefe hervorgeholt wurde — die Ungläubigen sagen zwar, dieselben seien von den Tauchern, um ihre bequeme und lohnende Beschäftigung nicht zu verlieren, vorher versenkt worden — so bildete sich jedesmal, nachdem eine Gesellschaft Bankerott gemacht hatte, eine neue; denn das alte Sprichwort, das die Dummen nicht aussterben, hat noch immer seine volle Berechtigung.

Die Gründung der neuesten Kompagnie ging von einem gewissen Thomas aus, einem Menschen, der früher mit Katarrh-Schnupftabak hausiert hatte und sich gerade dem Stande eines predigenden Stadtmissionäres widmen wollte, als er noch zur rechten Zeit von dieser Goldquelle erfuhr. Als ächter ge-

riebener Yankee war es ihm natürlich eine Kleinigkeit, das Interesse am „Hussar“ wieder wachzurufen und auch Leute genug zu finden, die ihm im Laufe weniger Jahre auf das Versprechen hin, ihr Darlehen aus den unterseeischen Schätzen zehnfach ersetzt zu erhalten, 70,000 Dollars vorstreckten. Trotzdem nun nach langem geduldigen und vergeblichen Warten seine Gläubiger einen Prozeß gegen ihn angestrengt haben und behaupten, Thomas habe die ihm anvertrauten Gelder zum größten Teile zum Ankaufe von Häusern und Grundeigentum benutzt, so nimmt die Schatztaucherei bei Port Morris noch immer ihren ungestörten Fortgang, wie ich aus eigener Anschauung bestätigen kann.

Ich stattete nämlich der dortigen alten Schaluppe einen Besuch ab und fand, daß die Taucher lustig an der Arbeit waren. Der bejahrte Aufseher daselbst, den ich, um ihn gesprächig zu machen, „Kapitän“ titulierte und ihm eine Zigarre offerierte, erzählte mir, daß sie jetzt dem Platze sicher auf der Spur seien; weiter aber dürfe er mir nichts mitteilen, auch sei es ihm streng verboten, überhaupt einen Fremden an Bord der Schaluppe zu lassen. Nur durch ein Versehen seinerseits sei es mir möglich gewesen, an Bord zu kommen. Nach seiner felsenfesten Ueberzeugung mußte der Schatz innerhalb einiger Tage gehoben sein; doch als ich dieselbe nicht teilte und auch keine Aktie kaufen wollte, hatte ich seine Gunst verscherzt und er sprach nur noch mit seinen Arbeitern.

Seit diesem meinem Besuche auf der alten Hussaren-Schaluppe, wie das Taucherboot gewöhnlich genannt wird, sind nun schon einige Jahre vergangen, ohne daß dies Unternehmen zu einen befriedigenden Abschluß gediehen ist, und so wird wohl allmählig dieser Schatz das Los des Nibelungen-Hortes im Rhein teilen.

Ein schlafender Prediger.

Daran, daß die Kirchenbesucher manchmal während der Predigt in sanften Schlaf fallen, hat man sich allmählig so sehr gewöhnt, um gerade kein großes Verbrechen darin zu sehen. Nun sehe ich aber mit dem besten Willen nicht ein, warum nur die Kirchengänger das stillschweigende Recht zum Schlafen haben und warum nicht auch einmal ein Prediger diesem ihm so oft gegebenen Beispiel folgen soll, hauptsächlich aber, wenn er die Gabe besitzt, während seines Schlafens eine ächt christliche Rede zu halten. Derartige Prediger gibt es nun allerdings nicht viele, und gerade weil dies der Fall ist, will ich von einem solchen berichten, der seit Jahren im Staate Indiana in schlafendem Zustande gewaltige Reden hält, und der späterhin, wenn er sich in normalem Zustande

befindet, kein Wort von dem weiß, was er eigentlich gesprochen hat (was leider die sündige Welt manchmal auch wachenden Predigern nachsagt).

Der betreffende deutsch-amerikanische Prediger, von dessen frommen Vorträgen bereits zwei Sammlungen im Verlage der Mennoniten-Buchhandlung zu Elkhardt in Indiana erschienen sind, heißt Noah Troyer und ist im Januar 1831 in Holmes County (Ohio) als Sohn eines einfachen Farmers geboren. Gegenwärtig wohnt er in Johnson County (Indiana) woselbst er eine ziemlich große Farm besitzt und Vater von sechs Kindern ist. Schon von Kindheit auf litt er an heftigem Kopfweh und wurde auch häufig von Krämpfen geplagt; obwohl er nun nie so eigentlich recht gesund gewesen ist, hat er doch stets so fleißig wie irgend ein anderer Bauer auf seinem Felde gearbeitet und ist dadurch zu einem bescheidenen Wohlstande gelangt.

Troyer, dessen ursprünglicher Familienname früher „Treuer" war, gehört den sogenannten „Amischen" an, also der Unterabteilung der Mennoniten, die von dem Schweizer Jakob Amon oder Amman gegründet wurde und die aus urorthodoxen „Häftlern" besteht. Diese „Häftler" stehen jedoch mit den „Knöpflern" trotz der betreffenden äußerlichen Glaubensunterschiede noch auf ziemlich vertraulichem Fuße, denn sonst würden die Mennoniten letzterer Partei, die im Staate Indiana mehrere blühende Ansiedelungen be-

sitzt und deren Mitglieder zum größten Teil aus Schweizern besteht, sich nicht stets zu den Vorträgen Troyers einfinden, sobald derselbe jener Gegend einen Besuch abstattet. Wenn sie in ihm einen Ketzer sähen, hätte ihre Buchhandlung sicherlich auch nicht den Verlag der Predigten dieses schlafenden Kanzel- oder vielmehr Sopharedners übernommen.

Der zweiten Sammlung dieser christlichen Ergüsse ist unter Anderm auch eine ausführliche Tabelle über die Dauer einzelner Predigten beigegeben. Nach derselben spricht Troyer im Durchschnitt stets über zwei Stunden; ja, mehrmals predigt er sogar 3½ Stunden; niemals aber ist er vor Ablauf einer Stunde fertig geworden, so daß also die Farmer, die aus meilenweiter Entfernung herbeieilten, für ihre Opfer reichlich entschädigt wurden. Seine Predigten sind in dem bekannten überfrommen Sakristeistile gehalten; sie befürworten hauptsächlich die christlichen Lehren von Friede und Eintracht auf Erden, und gegen solche Ermahnungen wird selbst kein ungläubiger Sozialist etwas einzuwenden haben. Troyer spricht meistenteils in englischer Sprache; manchmal aber bedient er sich auch der deutschen, die ihm noch immer ziemlich geläufig ist.

Ehe der Geist des Predigens über ihn kommt, stellen sich, wie zahlreiche Augenzeugen berichten, heftige Krämpfe bei ihm ein und er schlägt stets mit den Händen wütend um sich; dann legt er sich auf

ein Sopha, schließt die Augen und hält die Arme „steif wie ein Baumast“ gen Himmel. Nachdem er in dieser Lage eine halbe Stunde zugebracht hat, betet er zum Besten der Menschheit eine Viertelstunde, manchmal auch etwas länger; dann wird er aufgehoben, hingestellt und so lange festgehalten, bis er ohne jede Stütze stehen kann, was er dadurch andeutet, daß er die Hände plötzlich sinken läßt. Nun beginnt er seine Predigt mit geschlossenen Augen.

Leute, die ihn beobachtet haben, erzählten mir, daß man während dieser Zeit weder Pulsschlag noch Atemholen an ihm bemerken kann. Ein Arzt stieß ihm während des Predigens einmal eine Nadel anderthalb Zoll tief in die Wade; Troyer aber regte sich nicht, doch klagte er am nächsten Tage über Schmerzen an der betreffenden Stelle.

Man hat öfters Troyer als Schwindler hinzustellen versucht; seine Nachbarn und Bekannten aber stellen ihm einstimmig das Zeugnis der Redlichkeit und Ehrenhaftigkeit aus, und die Reporter, welche von einflußreichen Zeitungen der westlichen Staaten zur Beobachtung des schlafenden Predigers abgesandt wurden, haben ungefähr dasselbe berichtet, was ich hier den Aussagen eines Augenzeugen nacherzählt habe.

Vor dem Weltuntergang.

Der bejahrte Pastor Jesaias Schellenberg war noch ein Theologe aus der guten alten Zeit, in der die Zuhörer noch ein langes Gebet einer kurzen Bratwurst vorzogen und so war es leicht erklärlich, daß er sich infolge der jetzigen Zeitrichtung, welche dem kirchlichen Wesen nicht sehr günstig ist, häufig in kapuzinerlichen Monologen erging und sich darin über die Verdorbenheit der Welt so sehr ereiferte, daß er mitunter Worte gebrauchte, die sogar sein zweiter Christus, nämlich der selige Doktor Martin Luther für grob erklärt haben würde, was bekanntlich nicht wenig sagen will.

Und der alte Schellenberg hatte auch mehr als einen Grund, mit der Menschheit unzufrieden zu sein, denn er war in einem amerikanischen Landstädtchen und zwar an einer deutschen Gemeinde angestellt, deren tonangebende Mitglieder merkwürdigerweise aus lauter Schneider bestanden. Diese Leute hatten nämlich früher am Wanderstabe halb Europa durchmessen, vieler Herren Länder und Kirchen gesehen und waren dadurch so superklug geworden, daß sie das angestammte Luthertum Schellenbergs für nicht so recht kapitelfest hielten und sich infolgedessen erdrei-

steten, ihm betreffs seiner Predigten und seiner sonstigen religiös-orthodox-lutherischen Zeremonien beständig Vorschriften zu machen; denn, so argumentierten sie, wir bezahlen unser Geld für die Kirche und wollen somit auch den wahren Glauben genießen und uns nicht von jedem aus Deutschland verjagten Pfäfflein unser Christentum verfälschen lassen.

Nun, dies hätte der alte Schellenberg schon infolge seiner Geduld, die man doch auch zu der christlichen Tugend rechnet, ertragen und sich damit vertröstet, daß der Gerechte einmal auf Erden viel leiden muß, um zur Herrlichkeit einzugehen; aber der Hauptgrund, der sein dünnes Haar frühzeitig zum Ergrauen gebracht hatte, war ein ganz anderer und ging weniger von seiner kleinen Gemeinde als von der Außenwelt aus.

Von dem Gehalte allein kann nämlich ein deutsch-amerikanischer Landpastor nicht gut leben; er ist deshalb auf Leichenpredigten, auf Kindstaufen und Hochzeiten angewiesen, wenn er nicht auf die Art und Weise existieren will, wie es weiland Johannes der Täufer in der Wüste that. Mit diesen Kasualien nun, wie es die Herren Geistlichen zu benennen belieben, ging es gar schlecht. Denn wenn Jemand in dem betreffenden Städtchen starb, so ließen ihn seine Angehörigen meist ohne den Segen der Kirche dem Schoße der Erde übergeben; höchstens sprach so ein eingebildetes Mitglied irgend einer geheimen Ge-

sellschaft, die in Amerika an der Kirche fressen wie ein Rost am Stahle, am Grabe einige pantheistische Worte und damit ist die Sache fertig. Wenn sich Jemand in den Stand der heiligen Ehe begeben wollte, so ging er zu einem tabakkauenden Friedensrichter, der dann die ganze Geschichte in les than no time abmachte, und die ganze Zeremonie so geschäftsmäßig abwickelte, daß aller Ernst dabei verloren ging und ein neuer Ehescheidungsprozeß in Aussicht stand. An Kindtaufen war nun gar nicht mehr zu denken und mitunter würden sogar die Kirchenräte des Pastors Schellenberg ihre Pflicht versäumt haben, wenn er sie nicht zeitig daran erinnert hätte. Daß unter diesen Umständen der Weltuntergang vor der Thüre war, unterlag keinem Zweifel und deshalb beeilte sich auch unser Pastor nie sonderlich, seine bei Bäckern und sonstigen Krämern gemachten Schulden zu bezahlen; auch wäre ihm dies bei dem besten Willen eine Unmöglichkeit gewesen.

Als er nun einst wieder seinen gewohnten Nachmittags-Monolog über die Verderbnis der Welt hielt, klopfte es plötzlich an seine Thüre und herein trat ein Paar, das da getraut sein wünschte. Dem Aeußeren nach zu urteilen, hatten die Beiden allerdings längst das heiratsfähige Alter erreicht und wie sie auf Befragen des stets neugierigen Pastors eingestanden, so hätten sie sich auch schon vor Jahren in den Stand der heiligen Ehe begeben, wenn der

Bräutigam nur zur Einrichtung des Hausstandes das nötige Kleingeld gehabt hätte. Letzteres war nun jetzt endlich der Fall und so war dann unser Pastor, nachdem er seine Gattin und Magd als gesetzliche Zeugen herbeigerufen hatte, bereit, den Knoten zu schürzen.

Als dieser Akt vorüber war, durchsuchte der junge Ehemann seine Taschen, um doch dem Pfarrer eine Vergütung für seine Dienste angedeihen zu lassen. Doch auch diesmal fehlte ihm wieder das Kleingeld, dafür aber hatte er eine Anzahl Zwanzig-Dollarscheine und sagte zu dem Geistlichen:

„Ich möchte Ihnen für Ihre Bemühung gerne fünf Dollars geben; vielleicht ist es Ihnen möglich, mir diesen Schein zu wechseln; wenn nicht, so werde ich heute Abend wiederkommen und meine Schuld berichtigen.“

Das „Wiederkommen“ kannte nun unser Pastor hinlänglich aus der Erfahrung und er beeilte sich dann, seine ganze Barschaft zusammen zu suchen und dem noblen Ehemann fünfzehn Dollars mit Dank einzuhändigen.

„Die Zeiten scheinen sich doch wieder zu bessern,“ sagte er, nachdem sich das junge Ehepaar entfernt hatte, schmunzelnd zu seiner Ehegattin; „wer hätte diesen Beiden angesehen, daß sie mich so liberal bezahlen würden! Da habe ich vor einem halben Jahre die Tochter des reichen Bierbrauers Faßmann mit so einem

jungen Modenarren verheiratet und als ich zu Hause das mir überreichte Kouvert öffnete, fand ich blos einen lumpigen Dollar darin. Heute hatte ich eigentlich nur fünfzig Cents erwartet, denn das Aeußere des wettergebräunten Mannes sah doch gar zu armselig aus; allem Anscheine nach aber ist er einer von denjenigen, die jetzt mit Schätzen beladen aus den Black Hills zurückgekommen und der sich nicht einmal die Zeit genommen hat, sich vor der Verheiratung mit seinem alten Schatze einen anständigen Anzug anzuschaffen. Die Treue scheint doch nicht so ganz aus der Welt geschwunden zu sein. Doch, liebe Frau, nun habe ich Dich um eine Gefälligkeit zu bitten: wenn Du nämlich zum Nachbar Aschbach gehst, und mir ein Paketchen Tabak holst — meine Pfeife steht schon eine Woche leer — so gebe ich Dir auch einen Dollar als Zeugengebühr. Nimm den Zwanzig-Dollarschein mit und lasse ihn wechseln, bei welcher Gelegenheit Du gleich das versprochene Geschenk behalten kannst.“

Das ließ sich nun die gute Pfarrersfrau nicht zweimal sagen; sie hing ihren grauen Shawl um und eilte zum Tabakshändler.

„Lisbeth,“ sagte dann der Pastor zu seiner alten Magd, „heute kann ich Dir auch endlich für Deine treuen Dienste den Lohn für die erste Woche des vorigen Monates zukommen lassen. Der Herr im Himmel weiß es, daß es mir nicht früher möglich gewesen ist; doch wenn Du Dich demnächst mit Deinem

alten Schatze — einem ganz braven Kerl — verheiratest, so traue ich Euch beide umsonst und schenke Euch noch als Ausstattung die große Wiege, die in unserer Schlafstube steht, und für die wir ja doch keinen Gebrauch mehr haben."

Der Pfarrer hätte allem Anscheine nach mit seiner drallen, gutmütigen Magd noch Vielerlei geredet, wenn sie sich nicht schleunigst entfernt hätte.

Kurze Zeit darauf stürzte die Pastorin abermals ins Zimmer und sank wie ohnmächtig zu Boden.

„Himmel! Was ist Dir passiert?" schrie der Geistliche und nahm seine Gattin zärtlich in die Arme.

Was ist Dir?" fragte er nochmals. Doch die arme Frau gab keine Antwort und reichte ihm stumm die Zwanzig-Dollarnote hin. „Was soll's damit?" fragte der Pastor erstaunt.

„Sie ist falsch!"

„O du gerechter Himmel! Wer hat es denn gesagt?"

„Der Tabakshändler," erwiderte die Frau, nachdem sie sich etwas erholt hatte.

„Dann," fuhr ich fort, „bin ich damit zu unserem Fleischermeister gegangen, um sie wechseln zu lassen; doch er hat sie auch nicht genommen!"

Da wußte dann der alte Pfarrer nicht, was er sagen sollte. Plötzlich stürzte nun auch noch die treuherzige Lisbeth ins Zimmer und rief:

„Herr Pfarrer! Herr Pfarrer!" Wissen Sie auch, wen Sie eben getraut haben? Zwei Räuber, zwei Mörder! Ja, es waren zwei Männer, denn ich habe es mit meinen eigenen Augen gesehen, wie der eine hinter Bäcker's Zaun seine Frauenkleider auszog! Es ist mir doch gleich so vorgekommen."

„Frau!" sprach der Pastor nach einer kurzen Pause, „Lisbeth, laßt mich nun allein. Heute Abend aber versammeln wir uns zu einem inbrünstigen Gebete, denn wenn diese Nacht die Welt nicht untergeht, so gibt es keine göttliche Gerechtigkeit mehr auf Erden!"

Die Schafskopfkirche.

„Seitdem sich die Plattdeutschen in unserem Städtchen eingenistet und alle Groceries und Wirtschaften in ihren Besitz gebracht haben, kann ein anständiger, alter Bürger gar keine Geschäfte mehr thun," seufzte der aus dem Hessischen stammende, moralisch und finanziell verkommene Uhrmacher und Goldwaarenhändler Ananias Jung, der ausgefunden hatte, daß sich sein altes Geschäft, Messing für Gold zu verkaufen, nicht mehr rentiere und daß die Leute mit seiner Uhrmacherei nicht mehr zufrieden waren.

Wenn er früher einem pennsylvanischen Hessen seine vom Großvater geerbte Taschenuhr so reparierte,

daß sie wenigstens im Gange blieb, so war derselbe schon zufrieden; wenn sie auch um eine Stunde zu früh oder zu spät ging, so war das von keiner besonderen Bedeutung, denn auf einen solchen winzigen Zeitunterschied legt ein ächter Pennsylvanier überhaupt keinen Wert und findet es unter seiner Würde, darüber ein Wort zu verlieren. Die seit Jahren aber eingewanderten Plattdeutschen waren akkurate Menschen, die sich wenigstens von den dortigen blinden Hessen nicht übers Ohr hauen lassen wollten und die noch lange nicht Alles für bare Münze nehmen.

„Ja," fuhr der genannte hessische Industrieritter fort, „früher konnte man dennoch, wenn man gerade nicht bei Kasse war und unverhofft eine Geschäftsrechnung zu bezahlen hatte, auf sein ehrliches Gesicht hin beim ersten besten Bekannten einige Dollars leihen; heute aber sind die Menschen, und besonders die eingewanderten Plattdeutschen, so mißtrauisch geworden, daß sie nicht allein einen Schuldschein, sondern auch noch Bürgschaft verlangen, und wenn meine Frau und meine erwachsene Tochter nicht so viele aufrichtige Freunde unter den amerikanischen Beamten der Cambria Iron Company hätten, so müßte ich wahrhaftig betteln gehen."

„Du hast Recht", erwiderte ihm darauf sein bejahrter Landsmann, der Schneider Julius Hofmann, der sich zur Feier des blauen Montags einen steif gestärkten Vatermörder umgeknüpft und die Schnupf-

tabaksdose frisch gefüllt hatte: „ja, die Welt wird täglich schlechter und ich müßte niemals die heilige Schrift gelesen haben, wenn nicht der jüngste Tag vor der Thüre stände. Das Schlimmste von Allem ist, daß die Leute heutigen Tages gar keine Religion mehr haben. Seitdem an unserer Kirche dahier die Plattdeutschen ans Ruder gekommen sind und im Kirchenrat die Majorität haben, da geht Alles den Krebsgang. Wenn ich ein Wort zu sagen hätte, so wäre z. B. der jetzige Prediger schon längst abgesetzt; denn daß derselbe eine ganz unbiblische Religion predigt, das kann ich beweisen. Ich habe im Hessischen früher Jahre lang Sonntags die Blasbälge in der Kirche getreten und somit Gelegenheit gehabt, durch regelmäßiges Anhören frommer Predigten meinen Glauben zu stärken und meine theologischen Kenntnisse zu bereichern, so daß ich mir also wohl ein Urteil erlauben kann. Da sagte z. B. unser Prediger kürzlich, kein Mensch wisse, an welchem Tage und in welchem Jahre unser Heiland geboren sei; ist das nicht eine Gotteslästerei sondersgleichen? Mein Sohn Wilhelm, der erst kürzlich von Gießen angekommen ist, woselbst er eine Wirtschaft, Hotel wollte ich sagen, besaß und der dort täglich mit den ersten Professoren verkehrte, hat mir auch gesagt, daß unser Pastor kein Theologe sei; dasselbe sagt auch mein Sohn Konrad, aber Gott verzeih' mir's, der ist ein Schafskopf und versteht nichts.

Auch auf das Urteil meines Sohnes Gottfried kann ich keinen großen Wert legen, denn derselbe ist ein Freimaurer und Freigeist und sympatisiert ganz ungeniert mit dem Pastor, so daß ich deshalb schon oft genug Verdruß in meinem Hause gehabt habe. Aber mein Sohn Lukas, ja, das ist ein frommer Mann und habe ich ihm seine Gottesfurcht schon bei der Taufe angesehen, weshalb ich ihm auch einen Namen aus dem neuen Testament gegeben habe. Der hat eine Woche Theologie in Ohio studiert und soll nun als Missionar nach Mesopotamien gehen, woselbst sich noch so viele Heiden und Juden befinden; der hat mir auch gesagt, daß unser Prediger den wahren Glauben nicht hat, denn der wahre protestantische Glaube sei nur bei den Methodisten zu finden, weshalb sich auch mein jüngster Sohn, der gottesfürchtige Julius — ach, es regt sich die Vaterfreude, wenn ich dieses herrlichen Jünglings gedenke — dieser Kirche gleich angeschlossen hat.

„Bruder Hofmann" sprach der schlecht gehende Uhrmacher darauf, „da fällt mir eine gute Idee ein. Ich sehe nämlich gar nicht ein, weshalb wir uns unseren Glauben durch die Plattdeutschen rauben lassen sollen; in der alten Johanniskirche gibt es so viele Unzufriedene, daß dieselben eine eigene Gemeinde gründen können. Bruder Hofmann, die Sache ist leichter und einfacher als Du glaubst. Dein Sohn wird unser Prediger; meine Frau geht Sonntags mit

dem Klingelbeutel herum und die kollektiert allein so viel, daß wir ihm ein anständiges Gehalt zahlen können. Mein Schwager Ippelhardt, der auch mit Gold- und Silberwaaren handelt, leiht uns gerne ein paar Abendmahlsgefäße, wofür schon meine Frau sorgen wird. Wenn sie ihn bei guter Laune antrifft, dann schenkt er sie uns sogar. In der Vorstadt Kernville, wo lauter fromme Landsleute wohnen, steht ein altes Schulhaus leer, das machen wir vorläufig zu unserer Kirche."

„Ich bin dabei und werde heute noch mit meinem Geistlichen Herrn Sohne sprechen. Der kann predigen! Wenn unser Pfarrer predigt, hört man es kaum im nächsten Hause, meinen Sohn aber hört man eine ganze Meile weit, so laut thut er das Evangelium verkünden. Ich sage Dir, Bruder Jung, wenn er sich auf die höchste Spitze der Alleghenies stellte und seine Stimme nur etwas anstrengte, so könnte man ihn in ganz Cambria County hören. Wenn unsere neue Gemeinde mit meinem Herrn Sohne als Pfarrer keinen Erfolg hat, dann ist alle Frömmigkeit ausgestorben und die Welt für den Untergang reif."

Nachdem sich nun beide gottesfürchtige Männer in die Hand hinein versprochen hatten, in befreundeten Kreisen nach besten Kräften für das neue Unternehmen zu wirken, trennten sie sich und schon am Sonntage darauf fand der erste Gottesdienst im Kernviller Schulhaus statt.

Da die Sache aber doch noch nicht recht bekannt geworden war, wie die Urheber gewünscht hatten, so blieben natürlich am ersten Sonntage noch zahlreiche ja, die meisten Sitze leer, denn außer den beiden, dem Leser bereits genügend bekannten Hessen und dem, lautstimmigen Prediger hatte sich nur Frau Hausdörfer, eine trauernde Predigerwitwe kanonischen Alters und Frau Saphira Jung, eine angehende Hebamme und Krankenwärterin, die so dick wie lang war, eingefunden.

„Ein schlechter Anfang," seufzte der Schneidermeister Hofmann und nahm eine gewaltige Prise.

„Die Leute wissen es noch nicht, daß wir heute Gottesdienst haben," fügte der Uhrenverderber hiezu; „hätten wir nur eine Glocke, dann würden sich schon mehr einfinden."

„Ein Seil dafür ist wenigstens schon da," erwiderte das Schneiderlein, und deutete auf einen langen, an der Schultreppe hängenden Strick. „Halt," fuhr er fort, „da fällt mir wieder einmal eine von meinen herrlichen Ideen ein! Du, Jung, und Sie, mein geistlicher Herr Sohn, ziehen Sie mit Gottes gnädigem Beistande an diesem Stricke und rufen Sie laut: „Bim, bam!" dazu und die Leute werden schon gewahr werden, daß unsere Andacht ihren Anfang nimmt."

Und es geschah also. Währenddem nun die Beiden an dem Seile herumzerrten, und dabei aus

Leibeskräften den Klang der Glocke nachahmten, stellte sich der alte Hofmann vor die Schulthüre und winkte Jeden, dessen er ansichtig ward, mit seiner wohlgefüllten Schnupftabaksdose herbei, ohne damit übrigens großen Erfolg zu haben.

„Was dein Schafskopf von Sohn mir erzählen will, das habe ich schon als Kind vergessen," brummte ihm ein vorübergehender Steinhauer zu; „sage dem Lumpen nur, er solle erst einmal seine Schulden bezahlen, ehe er ehrlichen Leuten eine Predigt halten will!"

Eine solche Sprache war dem alten Hofmann doch etwas zu stark, und um nicht noch ähnliche Bemerkungen von andern sich in der Nähe zeigenden Freigeistern zu hören, retirierte er eiligst in das Schulhaus zurück, und machte ein frommes Gesicht, worauf dann der erste Gottesdienst der neuen Gemeinde seinen Anfang nahm.

Die Kollekte, welche Frau Jung, die diensteifrige und gefällige Gattin des vergoldeten Messinghändlers nämlich, in Ermangelung eines Klingelbeutels mit der Schürze eingesammelt hatte, betrug, als sie dem frommen Herrn Pastor eingehändigt wurde, bare drei Cents; außerdem war auch noch ein alter Hosenknopf geopfert worden, und trotzdem der Schneider Hofmann bei Ehr und Seligkeit schwor, der Frau Jung einen Vierteldollar in die Schürze geworfen zu haben, so hielt ihn doch Jedermann für den Uebelthäter, und das Ehepaar Jung drohte ihm sogar, ihn

nach Ebensburg ins Gefängnis zu bringen und ihm außerdem auch noch das Fell zu gerben, wenn er noch einmal durch die Bemerkung, er habe 25 Cents geopfert, dem Charakter der frommen Frau, deren Schürze kein Loch habe, zu nahe trete. Und dies ließ sich der Herr Hofmann auch gesagt sein und richtete sich darnach.

Da man am Sonntage darauf auf einen stark besuchten Gottesdienst rechnete, so hatten sich die Herren Hoffmann, der Schneider und der Prediger nämlich, sowie der edle Jung zeitig nach dem Kernviller Schulhause aufgemacht, um dasselbe schnell etwas auszufegen und um die Bänke darin abzustäuben, was vorher vergessen worden war.

„Himmel! was ist das?“ rief der Herr Prediger auf einmal aus, als er vor dem Schulhause stand und über der Thüre desselben eine weithin sichtbare Inschrift erblickte. „Vater, lies doch einmal; ich kenne die deutschen Buchstaben nicht.“

Der alte Schneider setzte seine Hornbrülle auf, blickte in die Höhe und buchstabierte dann zum Schrecken seiner Glaubensgenossen das Wort S ch a f s k o p f - k i r ch e heraus.

„Ein Donnerwetter soll den Kerl verschlagen, der das gethan hat!“ brüllte Jung, und schlug mit seinem Knotenstock, den er seines verkrüppelten Beines wegen stets bei sich führte, dermaßen auf die Schul-

treppe, daß die ganze Schafskopfkirche hin und her schwankte.

„Was hilft das gottlose Fluchen, sprach der Herr Prediger besänftigend, „die teufliche Inschrift muß so schnell wie möglich entfernt werden. Wenn nur ein Goliath hier wäre, der so hoch hinauf reichen könnte!"

„Vielleicht kann man in der Nachbarschaft eine Leiter borgen?" meinte das Schneiderlein.

„Dieses verfluchte Volk auch noch um eine Leiter fragen", wütete Jung, „eher soll die ganze Gemeinde zum Teufel gehen! Doch ich weiß Rat. Klettern kann ich nicht gut, aber ich kann immerhin eine feste Stütze liefern. Du, Pfarrer, stellst Dich auf meine Schultern, und Du, Hofmann, kletterst dann am Pfarrer in die Höhe und entfernst die gottlose Inschrift!"

Nachdem dieser Plan ohne Unglück ausgeführt, und im Innern des Schulhauses etwas aufgeräumt worden war, konnte das Glockenseil in Bewegung gesetzt und den Leuten durch ein kräftiges Bimbam der Anfang des Gottesdienstes verkündet werden.

„Schwester Saphira wird wohl heute nicht kommen," meinte Schneidermeister Hofmann.

„Ich denke doch," erwiderte Jung; „ihr Mann, der vor einigen Tagen in der Eisengießerei den Hals brach, liegt ja bereits in der kühlen Erde, und da ist ihr ein christlicher Trost so recht nötig."

Und wirklich, Schwester Saphira Jung kam und war an jenem Sonntage sogar die erste Frau in der Kirche, denn Witwe Hausdörfer kam erst fünf Minuten später, da sie ihr Begleiter, nämlich der jugendliche Julius Hofmann, sicherlich unterwegs mit seinem frommen Geschwätze zu lange aufgehalten hatte.

Schwester Saphira aber war so untröstlich und weinte besonders während der Predigt so laut, daß Niemand ein Wort verstehen konnte und der Herr Pfarrer früher als sonst Amen sprach. Doch Schwester Saphira weinte und schluchzte immer weiter, so daß dem alten Hofmann schließlich ein menschliches Rühren überkam und er vor der versammelten Gemeinde, nachdem er eine Prise genommen und seinen Vatermörder frisch in die Höhe gezogen hatte, also zu ihr sprach: „Geliebte Schwester in Christo Jesu! Dein Leiden betrübt mich sehr, denn ich weiß aus eigener Erfahrung, was es heißt, durch einen Todesfall zur Witwe, wollte sagen zum Witwer zu werden. Heute ist es gerade ein halbes Jahr, da habe ich meine selige Gattin begraben und seit jener Zeit befinde ich mich im trostlosen Witwerstande. Der Herr aber hat beschlossen, daß, wenn Du willst, Dein Leid verkürzt werden soll. Schwester Saphira, ich bin Witwer und Du bist Witwe, und obgleich Du 20 Jahre jünger bist als ich, so biete ich Dir doch hiermit mit Gottes gnädigem Beistand meine Hand zum Ehebunde an.“

Schwester Saphira schluchzte nur noch leise.

„Bruder Hofmann,“ sprach nun der herbei hinkende Jung, „Du hast als ächter Christ gesprochen, der das Mitleid noch nicht verlernt hat; hier nimm die Schwergeprüfte, und da der Herr Pfarrer gerade zur Hand ist, so kann er Euch ja gleich einsegnen!“

Und der Herr Pfarrer begann auch augenblicklich seine salbungsreiche Traurede, die nun der Abwechslung wegen durch das Weinen und Schluchzen der Witwe Hausdörfer unterbrochen wurde. Nachdem er dem Bräutigam seine Pflichten als Ehegatte gründlich auseinander gesetzt, schmiedete er, wie die Pennsylvanier sagen, das alte Paar zusammen und die Gemeinde stimmte zu Ehren desselben ohne Orgelbegleitung ein feierliches Traulied an.

„Herr Pfarrer, Bruder,“ rief nach dem Schlusse desselben der weichherzige Jüngling Julius Hoffmann, „die Frau Hausdörfer weint auch und sehnt sich nach Trost. Ich bin zwar 20 Jahre jünger als sie, da ich aber der einzige unverheiratete Mann in unserer Gemeinde bin, und keine Frau leiden sehen kann, so will ich dem christlichen Beispiele meines edlen Vaters folgen und ihr ebenfalls meine Hand zum Ehebündnis reichen!“

„Es freut mich,“ sprach Jung darauf, „daß unsere neue Gemeinde doch von dem Geiste wahrhafter Liebe beseelt ist; schade nur, daß meine Tochter heute nicht hier ist, sie hätte sich sicherlich mit uns gefreut!“

Als die zweite Traurede vorüber war, und sich der Herr Pastor auf dem Heimwege befand, murmelte derselbe vor sich hin: „Schlechte Geschäfte! Heute haben sie von lauter Heiraten das Kollektieren vergessen, und von meinem Vater und Bruder kann ich doch nicht gut Transporteln verlangen. So aber kann es nicht weiter gehen. Die Kernviller Hessen aber mögen sich einen Geistlichen suchen, der wie weyland Johannes von Heuschrecken und wildem Honig lebt: ich aber reise morgen nach Mesopotanien und verkünde den dortigen Juden und Heiden das Evangelium; schlechter als die Menschen dahier können jene doch nicht bezahlen."

Er hielt auch Wort, und damit hatte die neue Gemeinde ihr frühzeitiges Ende erreicht. Das Kernviller Schulhaus aber heißt heute noch „Schafskopfkirche," und die Bewohner dieses Vorstädtchens werden gerne bestätigen, daß der Inhalt dieser Zeilen, so sonderbar er auch klingen mag, auf buchstäblicher Wahrheit beruht.

Eine erfolgreiche Kur.

Trotzdem der alte in der Nähe von Cincinnati wohnende John Zipperlein den sogenannten, lateinischen Bauern zugezählt und mithin als unbeholfener und unpraktischer Farmer betrachtet wurde, so hatte er es doch in Amerika zu etwas gebracht und besaß ein

zweihundert Acker großes Landgut, auf dem das schönste und bestgenährte Vieh der ganzen Umgebung zu sehen war.

Der alte John hatte 1848 als 18jähriger Gymnasiast im alten Vaterlande für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit geschwärmt, einen schwarzrotgoldenen Gürtel getragen und noch sonstige Zeichen seiner republikanischen Gesinnung gegeben, so daß es sein konservativer Vater für ratsam fand, ihn, ehe er der Polizei in die Hände fiel, nach Amerika zu spedieren, damit er daselbst den Segen der politischen Freiheit kennen und zugleich mores lerne.

In Amerika angekommen, entwickelte der junge Zipperlein aber einen auf das Praktische gerichteten Scharfsinn, der einem echten Yankee zur Ehre gereicht hätte, und da er einmal von Kindheit an für das Landleben geschwärmt hatte, so nahm er zur Erlernung des Ackerbaues eine Stelle als Knecht bei einem amerikanischen Farmer an und heiratete die schmucke Tochter eines Nachbars desselben, wodurch er in den Besitz einer eigenen Farm kam. An Fleiß und Ausdauer fehlte es ihm nicht und da er es verstand, Heu zu machen, so lange die Sonne schien, so erfreute er sich bald eines befriedigenden Wohlstandes und seiner einnehmenden Charaktereigenschaften wegen auch einer großen Popularität unter seinen Nachbarn, so daß ihn dieselben manchmal in öffentliche Ehrenämter erwählten.

So war John Zipperlein im Laufe der Zeit Großvater geworden und da er seine Nachkommen in gesicherten Verhältnissen sah, und er auch selbst für den Rest seiner Tage versorgt war, so glaubte er noch berechtigt zu sein, die wenigen ihm noch beschiedenen Tage dem süßen Nichtsthun und seinem Vergnügen zu widmen.

Einen guten Trunk hielt er sich stets zu Hause und da er trotz seines sonstigen Ernstes doch stets ein Freund lustiger Gesellschaft gewesen war, so ließ er sich nun öfters als sonst von seinem Knechte nach dem benachbarten Cincinnati fahren, um dort mit dem ihm von Deutschland her bekannten Arzte Neidling eine Partie Kegel oder Binocle zu spielen, wobei natürlich niemals das Trinken vergessen wurde, so daß er häufig zur Verwunderung der Frau Zipperlein in angeheitertem Zustande nach Hause kam. Diese Freude gönnte sie ihm übrigens von Herzen und sie würde ihm deshalb niemals einen Vorwurf gemacht haben, wenn sie zu ihrem größten Leidwesen nicht gesehen hätte, wie ihr Alter auch allmählig zu Hause anfing, der Flasche tapfer zuzusprechen.

„Dschohn", sprach sie eines Tages zu ihm, „Deine Nase wird auffallend rot, das kann nicht gut vom Bier oder Apfelwein kommen und ich befürchte, daß du heimlich dem Schnapps fröhnest."

„Dummes Zeug", erwiderte Zipperlein gelassen; „wenn ich nach der Stadt fahre, so lasse ich mir den

großen Steinkrug mit „Lebenswecker“ füllen. Ich sage Dir, Frau, Du hast gar keinen Begriff davon, wie dieser Trank erfrischt. Sobald ich einen Schluck genommen habe, fühle ich mich gleich um zehn Jahre jünger.“

Frau Zipperlein schwieg, sobald aber ihr Gemahl das Haus verlassen hatte, um nach seinen Hühnern, den einzigen Geschöpfen, um die er sich überhaupt noch bekümmerte, zu sehen, nahm sie heimlich einen Schluck aus dem besagten Kruge und sprach mit verzerrtem Munde: „Den will ich schon kurieren!“

Als nach einigen Tagen der alte Zipperlein seinem Knechte befahl, den Wagen in Ordnung zu bringen, um nach der Stadt zu fahren, bestand seine Frau hartnäckig darauf, ebenfalls mitzufahren, da sie einige Einkäufe machen müsse und auch, währenddem er seine Freunde besuche, bei einigen Verwandten, die sie schon seit Jahren nicht mehr gesehen habe, vorsprechen wolle. Da sie ihm also andeutete, ihn wenigstens bei seinem alten Landsmanne, dem Arzte, allein zu lassen, so hatte er weiter keine Einwendungen zu machen und als sie auch kein Wort sagte, wie der Knecht den leeren Steinkrug in den Wagen stellte, da war der alte Zipperlein seelenvergnügt und dachte bei sich selber: „Ich habe doch die gutmütigste Frau von der Welt!“

In der Stadt angekommen, ließ sie ihn gegen das Versprechen, sie zur bestimmten Stunde in der

. . . schen Apotheke an der Hamilton Road abzuholen, vor dem Hause seines ärztlichen Busenfreundes absteigen und machte sich dann auf den Weg zu ihren Bekannten.

Die Zeit verging, wer aber nicht zu festgesetzter Stunde in der Apotheke erschien, war der alte Zipperlein, der da vergnügt beim Binoclespiel saß und dem es, da er Mondschein am Abende erwartete, mit dem Heimfahren nicht so sehr eilte. Doch schickte er seinen Knecht mit dem Wagen zu der Gattin und ließ sie bitten, noch ein Weilchen zu warten.

„Gehe gleich wieder zu Deinem Herrn und sage ihm, wenn er nicht augenblicklich käme, dann führe ich allein nach Hause,“ sprach sie zu dem Knechte, der sich auch sogleich aufmachte, diesen Befehl auszuführen. Da er den Wagen inzwischen vor der Apotheke stehen ließ und sie den großen Steinkrug darauf erblickte, und nicht mit Unrecht ahnte, daß derselbe wieder mit neuem „Lebenswecker“ gefüllt sei, sprach sie zu dem Apotheker: „Hört, unter uns gesagt, mein Mann spricht seit einiger Zeit etwas stark der Schnappsflasche zu, könnt Ihr mir nicht ein Mittelchen geben, das ihm das Trinken verleidet! Aber stark muß es sein, wenn es wirken soll, denn mein Alter ist trotz seiner siebzig Jahre immer noch so zäh wie Hickoryholz.“

„Soll besorgt werden,“ erwiderte der Apotheker und mischte dann ein Pulver zusammen, das die Frau schnell vor der Rückkehr ihres Gemahls in den großen Schnappskrug schüttete.

Herr Zipperlein kam zur Verwunderung seiner Frau gleich mit dem Knechte zurück; sonst ließ er sich gewöhnlich erst zehnmal mahnen, ehe er die Karten niederlegte und sein letztes Glas austrank. Schien ihm nun die Gesellschaft ausnahmsweise nicht gefallen zu haben, oder tröstete er sich mit dem Gedanken, daß er ja das im Wirtshaus Versäumte unterwegs aus dem Steinkrug nachholen könne, einerlei, er setzte sich schnell auf den Wagen und fort gings, seinem Landsitze zu.

„Frau," sprach John Zipperlein nach wenigen Minuten, „Willst Du einmal einen Tropfen von dem hübschen Lebenswecker genießen?"

„Trinke ihn allein," erwiderte sie; „nicht in meinen Schuhen, geschweige denn in meinem Magen möchte ich diesen Stoff haben!"

Diese Bemerkung hinderte natürlich den alten Zipperlein nicht, dann und wann seinen Steinkrug an den Mund zu setzen und einen gewaltigen Zug daraus zu thun, so daß er allmählig in eine solch' gute Laune geriet, den Steinkrug jedem ihm bekannten Farmer, den er zufällig vor seinem Hause stehen sah, hinzureichen. Da jeder derselben ebenfalls einen gewaltigen Schluck nahm, so war jener Krug schon leer, ehe noch Herr Zipperlein seine Wohnung erreicht hatte.

„Es ist mir so kurios im Magen," sagte er, als er vom Wagen stieg; „ich habe heute wahrhaftig doch nicht viel getrunken. Es kommt mir beinahe vor, als hätte man mir heute den unrechten Lebenswecker verkauft."

Halb ging und halb taumelte er in das Wohnzimmer und warf sich in seinen Lehnstuhl.

„Ich weiß nicht, Frau,“ fuhr er nach einer Weile fort, „es wird mir so merkwürdig schwindlig — so übel — hast Du vielleicht etwas Saures zur Hand?“

„Wird schon vorübergehen,“ erwiderte Frau Zipperlein. „Du wirst auch bald alt und das viele Trinken kannst du nicht vertragen.“

Herr Zipperlein gab keine Antwort, aber er ächzte und stöhnte, als ob sein letztes Stündlein gekommen sei. „Das Pulver wird hoffentlich seinen Zweck nicht verfehlen,“ dachte die Hausfrau bei sich; wie sie sich aber nach ihrem Gemahl umblickte, sein leichenblasses Gesicht und seine tief eingefallenen Augen sah, da ward es ihr doch unheimlich zu Mute. „Sei nur ruhig, Dschohn,“ sprach sie, „Dein Räuschlein wird bald ausgetobt haben. So geht's Einem, der nicht Maaß und Ziel halten kann!“

„Frau!“ schrie plötzlich der Kranke, „hole den Notar, ich sterbe!“

Kaum hatte er das letzte Wort mit aller Kraft hervorgestoßen, da fiel er vom Stuhle und lag wie tot auf dem Boden.

„Um des Himmelswillen,“ rief nun die zum Tode erschrockene Frau, der Apotheker hat das Pulver zu stark gemacht! Heda, Jack, spanne augenblicklich den Schimmel vor den Wagen und hole den Doktor aus

der Stadt herbei! Spare die Peitsche nicht, und wenn das Pferd sammt dem Wagen darauf geht!"

Dann bückte sie sich zu dem nun gänzlich bewußtlosen Gatten wieder und versuchte vergeblich, ihn wieder aufzurichten. „Dschohn," sprach sie, „lieber Dschohn, verzeih' mir, ich bin an allem Schuld." Aber der alte Zipperlein regte und rührte sich nicht. „Dschohn," rief sie verzweifelnd, „steh' doch auf! Trinke von jetzt an so viel Du willst und was Dir schmeckt; aber stehe nur auf!"

John jedoch gab noch immer kein Lebenszeichen von sich. Seine schnell herbeigeholte Schwiegertochter rieb ihm die Schläfe mit Essig ein und dann legte man ihn, jede Minute seinen Tod erwartend, auf das Bett.

„Beruhige Dich, Mutter," sprach der jüngste Sohn des Hauses, „der Vater atmet noch und der Doktor wird ja bald hier sein!"

Und der Doktor kam auch wirklich merkwürdig schnelle. Es wahr ihm zwar unterwegs an manchem Fenster, durch das der alte Zipperlein seinen Steinkrug gereicht hatte, geklopft worden; aber er hatte sich nicht daran gekehrt und gedacht, auf dem Heimwege sei auch noch Zeit, die Zufallspatienten zu behandeln. Nach der Untersuchung Zipperleins erklärte er zur größten Freude der Hausfrau, dessen Krankheit sei ungefährlich und brachte ihn auch durch Anwendung einiger Hausmittel bald wieder zur Besinnung.

Er hatte sicherlich das beste Geschäft bei dieser Kur gemacht.

Herr Zipperlein konnte wirklich nach seiner Genesung den „Lebenswecker" nicht mehr ausstehen und verlegte sich von nun an zur Löschung seines Durstes nur noch auf das Apfelweintrinken. „Der Apfelwein," pflegte er zu sagen, „macht leichtes Blut, klaren Kopf und hält auch die Nieren in der gehörigen Thätigkeit."

Seine Frau war mit dem Resultate ihrer Kur zufrieden; um keinen Preis der Welt aber würde sie dieselbe zum zweiten Male unternommen haben.

Wie der Doktor Swinecke seiner alten Heimat einen Besuch abstattete.

„Schnell die Rasierschüssel herbei und das Messer tapfer geschliffen!" rief Doktor Swinecke, als er an einem Montag Nachmittage in die Barbierstube seines alten Freundes Dietrich trat.

„Soll geschehen!" entgegnete dieser und rückte seinem langjährigen Kunden den Stuhl zurecht. „Aber lieber Herr Koll — Doktor wollte ich sagen", fuhr er fort, „Sie wollen am Ende heute Abend auf den Turnerball gehen und dort der jungen Witwe — den

Namen brauche ich Ihnen ja nicht zu nennen — wieder einmal die Kur schneiden? Sie sind wahrhaftig ein Teufelskerl. Uebrigens wäre es Zeit, daß Sie endlich unter die Haube, wollte sagen Pantoffel kämen."

„Und dafür wäre es endlich auch Zeit, daß Sie ihre dummen Redensarten aufsteckten. Doch was kann man anders von einem Berliner Windbeutel erwarten!"

„Schimpfen Sie schon wieder auf die Preußen? Ihre Landsleute, die querköpfigen Hannoveraner sind froh, daß sie endlich einem anständigen und gebildeten Staate einverleibt und somit Menschen geworden sind."

„Das werde ich dieser Tage ausfinden, denn damit Sie wissen, warum ich mich eigentlich schon am Montage und nicht, wie gewöhnlich am Mittwoche rasieren lasse, teile ich Ihnen mit, daß ich morgen mit der „Fulda" nach Europa reise, um meinem Geburtsorte einen Besuch abzustatten. Also gut eingeseift und nicht geschnitten!"

„Was Sie nicht sagen? Doktor, alle Achtung vor Ihnen, aber einen solchen Bären lasse ich mir doch nicht aufbinden."

„Ist denn das etwas so Außergewöhnliches, wenn man, nachdem man siebenundzwanzig Jahre in Amerika gelebt und sich größtenteils mit Kaffern und ähnlichem Gesindel herumgeschlagen hat, sich nach

seiner Heimat sehnt und seine alten Schulkameraden und Universitätsfreunde noch einmal sehen möchte? So ein Pfahlbauer wie Sie klebt natürlich hier an der Scholle und ärgert die Menschen durch dummes Geschwätz."

„Aber Doktor, jetzt seien Sie einmal einen Augenblick ruhig, denn wenn Sie, während dem ich Sie hier barbiere, so in einem Stück fort schwadronieren, so könnte es trotz meiner Vorsicht doch passieren, daß ich Sie schnitte und mit einem verschundenen Gesicht wollen Sie doch nicht nach Deutschland zurück."

Und der Doktor Swinecke verhielt sich nun merkwürdig ruhig; ein Rasiermesser, dachte er, ist ein gefährliches Ding, besonders in den Händen eines quecksilbernen Berliners.

Somit ging denn diese Operation glücklich von statten und was weder der Barbier noch des Doktors Freunde glaubten, das geschah — Swinecke reiste wirklich am angesagten Tage nach Deutschland ab und kam wohlbehalten in seinem heimatlichen Flecken, der sich inzwischen zu einer kleinen Stadt entwickelt hatte, an.

Stolz bestieg er eine Kutsche am Bahnhofe, um sich nach dem besten Hotel bringen zu lassen und befahl dem Kutscher ja recht langsam zu fahren, damit er unterwegs die Schilder der Handlungshäuser und Wirtschaften bequem lesen und sich dadurch die Namen seiner alten Schulkameraden ins Gedächtnis

rufen könne. Doch es schien ihm, als ob er in ein wildfremdes Städtchen geraten, denn nur höchst selten erblickte er einen ihm bekannten Namen und ein ihm sonst fremdes melancholisches Gefühl bemächtigte sich seiner.

Sind wohl meine alten Jugendbekannten schon gestorben oder sonstwie verdorben, daß man an der Hauptstraße nicht ihren Namen erblickt? fragte er sich und erinnerte sich dabei, daß er bereits gegen sechzig Jahre alt und daß nach der Statistik dieses Alter überhaupt nur einem sehr kleinen Prozentsatz beschieden sei.

Gott weiß, welche schwermütige Gedanken sich des sonst so heiteren und stets überaus gut gelaunten Doktors noch bemächtigt hätten, wenn nicht der Kutscher plötzlich den Schlag geöffnet und ein befrackter Oberkellner vor demselben erschienen wäre.

„Hotel Budensiek" stand über dem Eingang zu jenem Gasthause in goldenen Lettern zu lesen. Budensiek, besann sich Swinecke, den solltest du am Ende kennen; richtig, daß ist sicherlich der Sohn des alten Schnappskneipenbesitzers Budensiek, dem wir so manchen herrlichen Punsch verdankten. Das wäre ja eine allerliebste Ueberraschung. Uebrigens hätte ich dem jungen Taugenichts nie zugetraut, daß er einmal Hotelier würde. Doch stand ich nicht selber als wilder Bube in üblem Rufe und bin ich nicht zuletzt ein berühmter Arzt geworden?

Nachdem er also auf dem ihm angewiesenen Zimmer sich in seinen besten Anzug gesteckt und seinen Hemdenbusen mit einigen Diamanten verziert hatte, ließ er sich dem Wirte vorstellen, in dem er dann auch wirklich seinen alten Schulkameraden wieder erkannte. Natürlich mußte gleich von dem besten Weine aufgetischt werden und bald war die heiterste Unterhaltung im Gange.

Das Gerücht, daß der längst vergessene Swinecke mit vollem Geldsacke aus Amerika angekommen sei, verbreitete sich übrigens schnell in der Nachbarschaft und in kurzer Zeit hatten sich im Hotel Budensiek so gegen zehn seiner alten Schulkameraden eingefunden und einen gewaltigen Durst mitgebracht.

„Nur zugetrunken,“ rief Swinecke, „ich bezahle Alles, denn wenn man, wie ich, den amerikanischen Krieg als Stabsarzt mit gemacht hat, wird man wohl so viel erübrigt haben, um seinen alten Schulfreunden einmal einen guten Tag machen und sie unter die Bank trinken zu können. Wir sind allerdings nicht mehr so jung, wie wir in früheren Zeiten einmal waren, fidele Knaben aber sind wir alle noch. Prosit!“

Es wurde wacker gezecht und allmählig stellte es sich heraus, daß Swinecke die Leistungsfähigkeit seiner Landsleute doch bedeutend unterschätzt hatte, aber anstandshalber mußte er doch bei seinen Gästen sitzen bleiben.

Endlich stieg ihm nun doch der schwere Wein so stark in den Kopf, daß er sich wieder in Amerika, dem

Lande der freien Rede glaubte und nach seiner langjährigen Gewohnheit schrecklich auf die Pickelhauben und Bismarck zu schimpfen anfing.

„Swinecke, sei ruhig", raunte ihm der besorgte Wirt zu, „Du bringst Dich und mich in's Unglück. Weißt Du denn nicht, daß wir hier in Hannover überall von preußischen Spionen umgeben sind, und daß Du in's Zuchthaus kommst, wenn Dich einer derselben reden hört?"

„Was Spione? Die Kerle sollen herkommen, wenn sie Kourage haben; ich zerdrücke sie alle zu Pomade und salbe dem Bismarck seine drei Haare damit ein! Wo sind die Schufte?"

Wie von einer Tarrantel gestochen, zerstoben Wirt und Gäste nach allen Seiten und überließen es dem Oberkellner für die Sicherheit dieses gefährlichen Gastes zu sorgen. Derselbe kam aber allem Anscheine nach seiner Pflicht nicht nach, denn Doktor Swinecke war am nächsten Morgen nirgends zu sehen. Das Bett seines Zimmers war unberührt; sein Gepäck war jedoch noch da. Jedes Zimmer wurde durchsucht, unter jeden Tisch und Stuhl geblickt, aber der amerikanische Doktor war und blieb verschwunden. Sollten ihn also doch einige preußische Spione abgefaßt und als Majestätsbeleidiger eingesteckt haben?

Als Hotelier Budensiek, dessen Schlafzimmer sich im abgelegensten Fügel des Gasthauses befand, von dem sonderbaren und unerklärlichen Verschwinden seines

Schulkameraden hörte, rieb er sich ärgerlich den Schlaf aus den Augen und blickte hinunter auf den Hofraum, in dem er sich aus purer Liebhaberei stets allerlei Haustiere, worunter auch Schweine, zu halten pflegte. Und was sah er da zu seinem größten Erstaunen? Richtig, da lag der lange Swinecke in seinem besten Anzuge auf dem schmutzigen Erdboden und die Schweine beleckten ihm sein etwas beschmiertes Gesicht.

„Ordentlich eingeseift — sauber rasiert — gutes Messer —" stöhnte er in einem fort.

„Der Doktor," sprach Budensiek zu sich, „muß doch in Amerika ein solides Leben geführt haben, denn er kann immer noch so wenig vertragen, wie früher. Eingesteckt aber soll er seiner politischen Schimpferei wegen doch nicht werden, dafür will ich schon sorgen."

Und da wurde dann der Doktor von zwei verschwiegenen Hausknechten in den Schweinestall getragen und am Abend heimlich nach einer entfernten Eisenbahnstation gefahren und somit wieder unter denselben Umständen nach Amerika transportiert, wie vor 27 Jahren. Trotzdem aber wußte der Doktor später seinen amerikanischen Patienten und Freunden durch bilderreiche Schilderungen seiner Rheinfahrt, seiner Reise durch die Schweiz und die Besteigung des Mont-Blanc in gerechtes Erstaunen zu versetzen und konnte fuchsteufelswild werden, wenn sich Jemand erdreistete, seine Erfahrungen in der alten Welt zu bezweifeln.

Wie der Doktor Swinecke sein 25jähriges Jubiläum feierte.

Je älter und grauer der Doktor Swinecke wurde, desto unzufriedener war er mit der ganzen Menschheit und schimpfte auf dieselbe mit einem so heftigen Ingrimm, als sei er seit Jahren der eifrigste Leser von Most's „Freiheit“ gewesen. Eins aber hatte er mit dem Dänenprinzen Hamlet gemein: er redete Dolche, gebrauchte sie aber nicht und zwar erstens, weil er ein solches Mordinstrument nicht besaß und zweitens, weil er überhaupt ein abgesagter Feind aller Dinge war, womit Einer sich vielleicht selber durch Unvorsichtigkeit Schaden zufügen könnte. Denn der alte Doktor war um sein kostbares Leben viel ängstlicher besorgt, als um das seiner Patienten, und dies war denn auch der Grund, warum er sich niemals, wie seine anderen Kollegen, Pferd und Wagen anschaffte, um dem Publikum zu imponieren. Kann man schon den Menschen nicht trauen, pflegte er zu sagen, wie viel weniger einem unkultivierten Pferde? Wie leicht wird es scheu und geht mit einem durch, so daß man schließlich seine Knochen zusammenlesen und im Taschentuche nach Hause tragen muß.

Wenn nun die böse Welt behauptete, Swinecke's

Kasse erlaube die Anschaffung eines Gespannes nicht und es damit motivierte, daß er bei seinem Schneider und Schuster seit Jahren noch im Angedenken sei, dann wurde er erst recht wütend und drohte, diesen schuftigen Handwerkern seine Kundschaft zu entziehen, da sie nicht wert seien, daß überhaupt ein anständiger Mensch mit ihnen verkehre.

Der Himmel weiß, wer ihm eines Morgens wieder durch anzügliche Bemerkungen die Laune für den ganzen Tag verdorben hatte, denn er trat mit feuersprühendem Blicke und herausfordernder Miene in die Apotheke seines langjährigen Freundes Luchsius und fragte barsch, ob nicht irgend ein Auftrag für ihn hinterlassen worden wäre.

„Thut mir leid," erwiderte derselbe, „es grassiert gegenwärtig ein solch hartnäckiger Gesundheitszustand, daß alle Doktoren und Apotheker noch Bankerott machen müssen. Sie können es allerdings ruhig mit ansehen, denn wer eine fünfundzwanzigjährige Praxis hinter sich und während dieser Zeit niemals seinen Wohnort gewechselt hat, der kann sich in's Fäustchen lachen, der hat längst sein Schäfchen ins Trockene gebracht. Aber denken Sie nur einmal an Ihre jungen, mit großen Familien gesegneten Kollegen, wie der Doktor Kühl und der Doktor Meir."

„Seien Sie mir ruhig von diesen Menschen! Das wollen Kollegen sein! Kein Wunder, wenn sie nichts

zu thun haben, denn wer sich da beständig über einen alten und erfahrenen Arzt lustig macht und ihm abstreitet, auf der medizinischen Höhe der Zeit zu stehen, der verdient es nicht besser; denn das Publikum, so borniert es auch dahier ist, läßt sich doch nicht von solchen Grünhörnern an der Nase herumführen. Wenn Sie mich nicht beleidigen und meine Protektion einbüßen wollen, so nennen Sie diese Menschen fernerhin nicht meine Kollegen; ich werde sie von heute an überhaupt keines Blickes mehr würdigen, und kommt mir einer zu nahe und macht mir irgend eine zweideutige Bemerkung, dann haue ich ihm ein paar hinter die Ohren, daß er sich herumdreht, wie das Rad eines Eisenbahnwagens. Haben Sie mich verstanden? Sie sind nämlich auch einer dieser vorwitzigen Grünschnäbel, der da stets bei der Hand ist, wenn es gilt, einen alten, mit Ehren grau gewordenen Arzt, der sich so große Dienste um die Menschheit erworben hat, auf die schamloseste Weise zu hintergehen und zu belügen. Schauen Sie mich nur nicht so verwundert an! Ich sage es Ihnen frei und offen, daß ich Ihnen nicht weiter traue, als ich Sie sehe, und wenn Sie und der Doktor Kühl mir sagen, draußen vor der Thüre läge ein toter Mann in der Gosse, und ich sähe es selber, so würde ich es doch nicht glauben, blos weil Ihr zwei es gesagt habt. Uebrigens bin ich nicht 25, sondern 28 Jahre als Arzt thätig, was Sie aber, beiläufig gesagt, nichts angeht."

„Wie so, Herr Doktor? Sie sind doch erst ein Viertel Jahrhundert in Amerika!“

„Logik scheinen Sie auch nicht studiert zu haben, was man auch von einem kurhessischen Pillendreher nicht verlangen kann. Nachdem ich in Berlin mein Examen gemacht hatte, praktizierte ich ein Jahr lang als Arzt daselbst und dann war ich zwei Jahre lang Stabsarzt in der egyptischen Armee.“

„Was Sie nicht sagen? Ach, Sie flunkern wohl wieder ein bischen? Wie haben Sie denn diese Stelle erhalten?“

„Ich flunkern! Sie Schafskopf. Wenn mir das ein Anderer gesagt hätte, dann läge er jetzt schon längst unter dem Tische. Natürlich, so einem kurhessischen Pfahlbauer geht dies über den Horizont, weshalb ich auch dieser interessanten Episode aus meinem Leben in Ihrer Gegenwart nie mit einem Worte gedacht habe. Wie ich zu dieser Stellung gekommen bin? fragen Sie. Das ist doch sehr einfach. Mein Vater, der durch seine wissenschaftlichen Werke weltberühmte Medizinaldirektor von Hannover, hatte einst auf seiner Reise im Orient bei Gelegenheit einer erfolgreichen Löwenjagd den Vizekönig von Egyten kennen gelernt und von ihm den Auftrag erhalten, ihm einen zuverlässigen Arzt, der die medizinischen Angelegenheiten seiner Armee regeln sollte, zu empfehlen, und da ich damals schon der egyptischen Sprache in Rede und Schrift vollkommen mächtig war und auch gerne ein=

mal den Orient kennen lernen wollte, so ist es doch als selbstverständlich anzusehen, daß ich die besagte Stelle erhielt."

„Herr Doktor! Sie setzen mich in das größte Erstaunen! Sie sind ja ein Glückskind und zugleich auch ein Universalgenie. Also auch egyptisch sprechen Sie?

„Wie meine Muttersprache. Uebrigens ist mir dies schon öfters unbequem geworden; denn sobald ein egyptisches Schiff im New-Yorker Hafen anläuft, wird auch schon nach mir geschickt, um als Dolmetscher zu fungieren und damit versäume ich mehr Zeit als meine Praxis vertragen kann. Als die „Nadel der Kleopatra" im Zentralbahnhofe aufgestellt wurde und sich die amerikanischen Gelehrten mit der Uebersetzung der sich darauf befindlichen Inschrift abquälten, eilte ich schnell hin und las ihnen die ganze Geschichte so geläufig herab, als ob ich einen Leitartikel der „Plattdütschen Post" vor mir gehabt hätte. Dieser Obelisk war nämlich ein alter Bekannter von mir; ich entsinne mich noch ganz genau der Stelle, auf der er halb aus dem Küstensande blickend, lag; denn wenn ich und der Vizekönig von Egypten auf die Löwenjagd gingen, so setzten wir uns gewöhnlich auf denselben und nahmen unser Frühstück ein. Natürlich, solche Nachtwächter wie Sie und —"

Doch da ging plötzlich die Thür auf und Doktor Kühl trat ein.

„Guten Morgen, mein lieber Kollege!" redete er den Doktor Swinecke an.

Letzterer erwiderte den Gruß mit erzwungener Kälte, im Grunde aber freute er sich herzlich über die ihm sonst ungewohnte Anrede.

„Ich kann von Glück sagen“, fuhr Doktor Kühl fort, daß ich Sie noch angetroffen. „Ich habe da einen ganz hartnäckigen Fall von Dyphterie und möchte gerne einmal Ihre Meinung hören, denn ein Arzt von solch' langjähriger Praxis weiß immer Rat.“

„Ich stehe recht gerne zur Verfügung“, erwiderte Doktor Swinecke, und nachdem ihm nun sein Kollege alle von ihm bereits angewandten Mittel aufgezählt, dabei aber absichtlich das gewöhnlichste und wirksamste vergessen hatte, so daß dem egyptischen Stabsarzte die Antwort sehr leicht wurde, entfernte sich Doktor Kühl mit der Bemerkung, dieses Mittel, an das er auf unbegreifliche Weise gar nicht gedacht habe, gleich zur Anwendung zu bringen und fügte noch hinzu, daß er Jederzeit zu Gegendiensten bereit sei.

„Was sagen Sie nun, Herr Doktor?“ sprach der Apotheker Luchsius nun; „wollen Sie immer noch behaupten, Ihre Kollegen schätzten Ihre ärztlichen Erfahrungen nicht, und wollen Sie immer noch schnoddrige Bemerkungen über die jungen Aerzte machen?“

„Herr, Sie wissen wohl nicht, was Sie sprechen? Auch scheint es mir mit Ihrem Gehör schlecht bestellt zu sein; denn mir ist es doch wahrhaftig noch niemals eingefallen, mich respektlos über meine Kollegen aus-

zudrücken. Jedermann weiß doch, daß z. B. der Dr. Kühl mein bester und intimster Freund ist und daß er in allen schwierigen Fällen stets mich konsultiert. Er wird es daher auch noch zu etwas bringen. Aber da ist der Dr. Meir, nun — er stammt aus Berlin, weiter will ich von ihm nichts sagen. Genug, ich habe allen Verkehr mit ihm abgebrochen."

„Langsam, Herr Doktor. Betreffs des Dr. Meir mag ich Ihnen nicht widersprechen; aber unversöhnlich ist er doch nicht und daß er Sie doch nicht so ganz und gar verachtet, kann ich Ihnen beweisen. Ueberhaupt, wenn Sie keine so stadtbekannte Plaudertasche wären, der jedes Geheimnis wie eine alte Kaffeeschwester gleich an allen Straßenecken erzählt, so teilte ich Ihnen etwas mit, wodurch Sie sicherlich von der Hochachtung, die Ihre Kollegen gegen Sie hegen, überzeugt sein würden."

„Ich eine Plaudertasche, eine Kaffeeschwester? Doch man kann einem alten Freund nicht böse sein, auch wenn er faule Witze macht, woran ich übrigens schon gewöhnt sein sollte. Lieber, bester Luchsius, ich bin so verschwiegen wie das Grab, und wer mir nichts anvertrauen will, der lasse sich die Zunge aus dem Halse schneiden und gebe sie seinem Hunde zum Frühstück. Also heraus mit dem Geheimnis, und ich gebe Ihnen mein heiligstes Ehrenwort, daß durch mich keine Seele ein Wort davon erfährt. Neugierde ist bekanntlich meine Schwäche nicht; über Dinge aber,

die mein Interesse berühren und die sich überhaupt auf mich beziehen, möchte ich doch unterrichtet sein. Hier ist meine Rechte zum Siegel der Verschwiegenheit; also heraus damit. Ein Schuft, der sein Wort nicht hält.“

„Da Sie sich nie über Ihre europäische und asiatische Praxis im Kreise Ihrer hiesigen Freunde ausgesprochen haben, so hat Jeder geglaubt, Sie seien direkt von der Universität Berlin nach Amerika gekommen und da Sie nun, so weit es sich ermitteln ließ, ungefähr ein viertel Jahrhundert, dahier in dieser Vorstadt New-Yorks praktizieren, so sind dann einige Aerzte und Apotheker zusammen getreten, um Ihnen zu Ihrem 25jährigen Jubiläum ein Fest zu geben.“

„Heute ist doch nicht der erste April?“

„Dummes Zeug! Wenn ich Spaß mache, dann mache ich Spaß; wenn ich aber allen Ernstes die Wahrheit sage, dann erwarte ich auch von einem Ehrenmann, daß er mir Glauben schenkt.“

„Bitte, erzählen Sie weiter; regen Sie sich aber dabei nicht allzusehr auf!“

„Hier, Herr Doktor, ist die Liste der Festgeber. Sie sehen daraus, daß Herr Doktor Kühl 15 Dollars, Herr Apotheker Stuhlmann 10 Dollars u. s. w. gezeichnet haben, um Ihnen an dem Festabende ein passendes Geschenk zu überreichen. Nur der Doktor Meir — Sie kennen ihn ja — hat 50 Cents gezeichnet und glaubt, damit berechtigt zu sein, am

Schmause teilzunehmen. Doch wir haben uns bereits dahin geeinigt, daß an jenem Abend Jeder seine Zeche selber bezahlt; Sie natürlich, als der Jubilar, gehen frei aus."

Schmunzelnd überblickte nun Doktor Swinecke die ihm vorgelegte Liste, und nachdem er sich überzeugt hatte, daß jede Unterschrift ächt war, drückte er seinen guten Luchsius vor Freude und Rührung fest an die Brust und gab ihm wahrhaftig einen Kuß.

„Nur nicht so zärtlich, lieber Doktor," sprach der Apotheker; „doch noch eine Frage möchte ich vertrauensvoll an Sie richten. Sie haben gesehen, daß wir bereits ein schönes Sümmchen beisammen haben; sagen Sie mir nun, was wäre Ihnen am Liebsten, eine goldene Uhr, oder, da Sie ein großer Jäger vor dem Herrn sind, so eine importierte Lütticher Schrotflinte?"

„Flinten habe ich für meinen Bedarf genug, das wissen Sie ja. Wenn Sie mir dann mit aller Gewalt einmal ein Geschenk machen wollen, so würde ich eine Taschenuhr vorziehen; aber vergessen Sie ja nicht, eine anständige Widmung auf die Innenseite des Gehäuses gravieren zu lassen."

„Danke Ihnen, Herr Doktor. Aber nochmals: lassen Sie über unsere heutige Unterhaltung kein Wort verlauten und wenn Sie die Einladung zum Festessen, das in Henry Schröder's Halle stattfinden soll, erhalten, dann stellen Sie sich, als wüßten Sie von der ganzen Sache nichts."

Ein eintretender Kunde unterbrach die weitere Konversation der Beiden und der Doktor entfernte sich seelenvergnügt. Jeder seiner Kollegen, der ihm an diesem Tage begegnete, grüßte ihn mit außergewöhnlicher Freundlichkeit und die Erkundigungen, die er unter der Hand einzog, ergaben, daß wirklich bei dem genannten Wirte ein Festessen von den Aerzten und Apothekern bestellt worden war. Die Sache hatte also ihre Richtigkeit und stolz erzählte nun Swinecke seiner getreuen Haushälterin und Schwägerin von der ihn erwartenden Ehre. Auch bestellte er sich einen neuen Anzug und um denselben ja zur rechten Zeit zu haben, zahlte er dafür sogar im Voraus.

Am bestimmten Abend erschien also Doktor Swinecke fashionable gekleidet in Schröder's Halle, woselbst sich die Festgeber bereits zahlreich versammelt hatten.

Man gratulierte dem Jubilar herzlich und lud ihn dann ein, am Tische Platz zu nehmen und zur Einleitung ein paar Glas Wein zu trinken. Bald war dann die munterste Unterhaltung im Gange und als das Festessen von befrackten Kellnern aufgetragen wurde, da kannten die Scherze des Doktors und dessen Jagdgeschichten schon gar kein Ende mehr, so daß ihm, als ihm seine Geschenke mit feierlicher Anrede des Tischpräsidenten überreicht werden sollten, erst ein deutlicher Wink gegeben werden mußte, die egyptischen Löwen ein bischen ausschnaufen zu lassen.

Dr. Meir hatte den Auftrag erhalten, beim Beginne der Festrede sich in ein Nebenzimmer zu begeben und auf das Stichwort mit den in zwei Kistchen verpackten Geschenken hervorzutreten und dieselben dem Jubilar zu überreichen. Als jedoch der betreffende Augenblick kam, blieb Dr. Meir zum Erstaunen der Gäste aus; der Präsident wiederholte mehrmals das Stichwort, aber kein Meir erschien, so daß also der Wirt ersucht wurde, die betreffenden Kistchen zu holen. Atemlos kehrte derselbe nach einer Minute zurück und erklärte, es sei nur noch das größere Kistchen vorhanden, das kleinere mit der Uhr hingegen sei verschwunden und ebenso der Dr. Meir.

„Auf, ihm nach, dem gemeinen Dieb!“ schrieen nun alle Aerzte und Apotheker wie aus einer Kehle und im Nu waren sie draußen.

Dr. Swinecke stand da wie vom Schlage gerührt. „Der verdammte Berliner!“ donnerte er, „eine jede Freude muß er mir doch vereiteln!“

„Ihre Kollegen werden ja den Uebelthäter bald eingeholt haben und dann wird der Spaß um desto größer!“ sprach besänftigend der Wirt und brach eine neue Flasche an. Dieselbe wurde ausgetrunken und da weder der Verfolgte noch die Verfolger zurückgekehrt waren, so machten sich die beiden an die zweite, dann an die dritte und schließlich an die vierte Flasche, worauf der Doktor Swinecke erklärte, nun unter allen Umständen nach Hause zu gehen.

„Bringen Sie einmal dem Herrn Doktor die Rechnung!“ befahl der Wirt dem Oberkellner.

„Was für eine Rechnung?“ fragte Swinecke verwundert.

„Es ist doch ausgemacht worden, daß Jeder seine Zeche selber bezahlt, um das Nassauern zu verhindern,“ entgegnete der Wirt.

Trotzdem nun Swinecke's Rechnung sehr gesalzen war, so wurde sie doch bezahlt, und der Doktor nahm das zurückgebliebene Kästchen unter den Arm und schickte sich an hinwegzugehen.

„Einen Augenblick, Herr Doktor!“ sprach der Wirt, „so eine halbe Flasche Heidsick können wir noch schnell vertilgen und dann lassen Sie mich auch einmal sehen, was Ihnen Ihre Herren Kollegen in diesem Kästchen verehrt haben.“

Swinecke ließ sich bereden, und nachdem er das erste Glas getrunken hatte, öffnete er das Kästchen und warf einen Blick hinein — im nächsten Momente aber stürzte er wie wahnsinnig zur Thüre hinaus und fort ging es, wie ein Rasender. Was um ihn her vorging, wußte er vor Wut nicht mehr; er kam erst wieder zu sich, als er den Harlem-Fuß vor sich sah und merkte, daß er seine Wohnung in der verkehrten Richtung gesucht hatte. Er drehte sich also wieder um und schnaubte landeinwärts; in einen Wagen der Straßeneisenbahn hätte er sich unter keiner Bedingung gesetzt, denn dieses Verkehrsmittel

war in jener Nacht viel zu schwerfällig und langsam für ihn. So kam er denn wieder an der Schröder'schen Wirtschaft vorüber und bemerkte, daß im Gastzimmer noch alle Lichter brannten, und indem er von außen durch die Fenster hineinblickte, sah er, wie alle seine Kollegen und Apotheker, ja sogar Dr. Meir um einen großen Tisch saßen und sich dem Anscheine nach köstlich amüsierten.

„Verdammte Bande!" brummte Swinecke vor sich hin und schleuderte mit aller Kraft jenes Kästchen unter die Gäste, so daß denselben die alten Rasierpinsel und steinharte Seifenstücke dutzendweise um die Köpfe flogen. Dann eilte er nach Hause, diesmal aber in der rechten Richtung.

Als ihm am nächsten Morgen seine treue Haushälterin zum Kaffee rief und dabei auch zugleich den Wunsch äußerte, sein Geschenk zu sehen, erwiderte er barsch, daß er jetzt keine Zeit habe und augenblicklich zu einem schwerkranken Patienten eilen müsse.

„Weiß schon", sagte dieselbe für sich, als er, ohne sein Frühstück berührt zu haben, fort stürzte, „den alten Esel haben sie wieder einmal gründlich zum Narren gehabt; aber es geschieht ihm schon recht, denn jedesmal, wenn ich ihn zur Vorsicht mahne, werde ich zum Danke doch nur barsch angeschnauzt."

Die Predigerwahl.

Die Mitglieder der evang.-luth. Drei-Uneinigkeitskirche von Courtlandsville in New-York waren wieder einmal mit ihrem Prediger unzufrieden geworden und gingen mit dem ernstlichen Gedanken um, ihn abzusetzen, um sich nach einem andern umzusehen.

„Wenn wir unserem früheren Prediger“, sagte das Hauptlicht der Gemeinde, nämlich der Seifenfabrikant Spott, „eine christliche Lehre erteilten und ihn ersuchten, seine Sermone so einzurichten, daß unsere Weiber Thränen vergaßen, so folgte er doch stets und wir verziehen es ihm daher auch gerne, wenn er manchmal in einem Rausche, den er sich in seinem Amtseifer bei einer Kindstaufe oder Hochzeit zugezogen hatte, Abends die Kanzel betrat und sich die Bäffchen verkehrt vorband; konnte er doch alsdann so schön mit den Händen in der Luft herumfuchteln und so kräftige, salbungsreiche Worte sprechen.“

„Du hast Recht“, erwiderte der kleine Baar, ein aus der Polackei stammender Schneider, der auf Geheiß seiner Frau den lutherischen Glauben gegen den katholischen eingetauscht hatte; „der jetzige Prediger glaubt sogar noch, er sei gescheidter als wir, seine

Kirchenräte, und will uns daher noch Vorschriften machen? Wir bezahlen ihn, und wir wollen einmal sehen, wer Herr ist. Am ersten Mai ist seine Zeit aus!“

„So kann es unmöglich weiter gehen“, bemerkte der Oelhändler Fledermeier, der ebenfalls aus Familienrücksichten den katholischen Glauben abgeschworen hatte; „der frühere Pastor ging doch wenigstens den ganzen Tag auf der Straße herum und zeigte sich den Leuten; auch versah er die Frauen, währenddem die Männer in ihrem Geschäfte thätig waren, fleißig mit christlichem Troste und hielt auch manchmal in der Woche eine Betstunde in der Kirche ab; der jetzige aber möchte sogar noch die Sonntagabends-Gottesdienste abschaffen.“

„Und was für Leute jetzt auf einmal in die Kirche kommen!“ donnerte Schneidermeister Schwarz; „das sind ja alle Freigeister, die sich sonst über unsere Kirche lustig gemacht haben und die glauben, sie seien um hundert Prozent besser als unsereins! Wenn's so fortgeht, dann ziehe ich mich von der Kirche zurück und die Gemeinde mag zusehen, wie sie fertig wird.“

„Ich habe“, sprach der ehrliche Maurermeister Semmler, „letzte Nacht von Toten geträumt und dieses bedeutet entweder Regen oder eine sonstige Veränderung. Da nun der Himmel heute klar ist, so wird sich dieser Traum wohl auf den notwendigen Predigerwechsel beziehen. Mir ist noch ein jeder

Traum in Erfüllung gegangen; natürlich muß man zur Auslegung einen Scharfsinn haben, den man sich nur durch Jahrelange Erfahrung aneignen kann."

Dies war so der Inhalt der Gespräche, welche die leitenden Geister der heiligen Drei-Uneinigkeits-kirche zu halten pflegten, wenn sie am Sonntagmorgen den Gottesdienst verlassen und sich zu einer vertrau lichen Unterhaltung an der nächsten Straßenecke auf-gepflanzt hatten.

Mit der Absetzung des Predigers aber ver-rechneten sie sich. Derselbe hatte nämlich längst ein-gesehen, daß mit diesen „Christen" nichts anzufangen war und daß die Gemeinde ihres streitsüchtigen Charakters wegen bleiben mußte, was sie von jeher war — eine arme kleine Gemeinde, die beständig mit Existenzsorgen zu kämpfen hatte. Wollte sich nun wirklich einmal infolge des persönlichen Einflusses des Predigers ein Mann von Ansehen Mitteln und liberaler Gesinnung der Kirche anschließen, dann hieß es gewöhnlich: O, den können wir nicht gebrauchen, der ist uns zu großartig! Der wahre Grund aber war anderer Natur.

Die geistig beschränkten, aber an dumm-dreistem Dünkel überreichen Kirchenräte der Drei-Uneinigkeits-gemeinde dachten nämlich: wenn sich Leute von Bildung und hoher sozialer Stellung unserer Kirche anschließen, so verlieren wir allen Respekt und haben

kein Wort mehr zu sagen. Damit hatten sie am Ende nicht so ganz Unrecht.

Ganz unverhofft reichte nun der Prediger seine Resignation ein und hatte dabei noch die unerhörte Unverschämtheit, frei und offen von der Kanzel zu sagen, daß ihm diese Gemeinde niemals gefallen habe und er innigst bedaure, jemals mit derselben in Verbindung getreten zu sein. Der Aerger der Kirchenräte, besonders aber des Seifensieders Spott, nicht wenigstens die Genugthuung zu haben, den frechen Prediger in öffentlicher Gemeindeversammlung absetzen zu können, hatte keine Grenze; aber die Sache war einmal nicht zu ändern und es mußten also Vorkehrungen getroffen werden, einen andern Geistlichen zu engagieren.

„Unsere Gemeinde ist groß genug, um ein anständiges Gehalt zahlen zu können", bemerkte der Oelfabrikant Fledermeier; da kenne ich z. B. einen jungen Geistlichen auf Long Island, der ein sehr guter Prediger ist und sicherlich froh wäre, wenn er zu uns in die Stadt ziehen könnte. Es wäre gut, wenn unser Sekretär heute noch an ihn schriebe.

„Nur nicht so eilig", erwiderte Schneidermeister Baar, „es gibt mehr Prediger auf der Welt als Gemeinden und es ist nun unsere Aufgabe, uns den Besten heraus zu suchen, damit wir nicht abermals angeführt werden. Schon vor Wochen habe ich mich deshalb bei meinem Schwiegersohne, welcher Blase-

balgtreter in einer Kirche Brooklyn's ist und viel mit frommen Predigern verkehrt, erkundigt und ich kann der Gemeinde schon jetzt Briefe von vier gut empfohlenen Bewerbern vorlegen. Da ist z. B. ein Schreiben von Pastor Worschtmann, der früher in Fool's Point war und dann nach Pennsylvanien ging.

Daß es ihm unter den dortigen Bauern nicht gefällt und er sich nach einer gebildeten Gemeinde in der Stadt sehnt, ist leicht begreiflich. Dann ist zweitens Herr Pastor Scholz von der St. Johannes-Gemeinde in Cincinnati; der erbietet sich sogar, das Amt für den halben Preis zu übernehmen, was bei diesen schlechten Zeiten sicherlich berücksichtigt werden muß. Drittens schreibt Herr Pastor Wilhelm Strobel aus Harrisburg in Pennsylvanien, daß er gerne nach New-York käme, um daselbst das Evangelium zu verkündigen. Dieser Strobel muß übrigens ein gelehrter Mann sein, denn er hat ein Büchlein mitgeschickt, in das er seine eigenen Gedichte hat drucken lassen.

Viertens bittet Pastor Gescheitling aus Frog Hollow ebenfalls als Kandidat zugelassen zu werden."

„Bruder Baar," erwiderte Schneidermeister Heller, „ihr zeigt ein solches Interesse an dem Wohlergehen unserer Gemeinde, daß, wenn ihr einmal sterbt, euch zu Ehren der Kirchturm schwarz angestrichen werden muß. Wißt ihr was? Unser Sekretär soll diese

Herren Pastoren zu Probepredigten einladen und dann können wir uns ja den besten wählen."

Jeder der zufällig anwesenden Kirchenräte war damit vollkommen einverstanden und der Sekretär erhielt also den betreffenden Auftrag. Auch wurde ihm außerdem streng anbefohlen, jedes Gemeindemitglied noch besonders durch eine Postkarte einzuladen, bei jeder Probepredigt zahlreich zu erscheinen.

Pastor Worschtmann, ein ältlicher, kleiner Herr von etwas jüdischem Aussehen, fand sich schon gleich am folgenden Sonntage ein und hielt eine Predigt, die, wie der Oelfabrikant Fledermeier sagte, einen „handle" hatte.

„Das ist unser Mann," sprach Schneidermeister Schwarz; „für diesen und keinen anderen stimme ich."

„Ganz meiner Meinung," sagte der Fuhrmann Buschhaar; „meiner Frau hat noch niemals ein Prediger so gut gefallen."

„Jetzt habe ich die Erklärung für meinen letzten Traum gefunden," murmelte Maurermeister Semmler für sich hin; unsere Gemeinde kann sich gratulieren."

„Wenn nicht bereits beschlossen worden wäre, auch noch die drei anderen Probeprediger kommen zu lassen, so könnten wir heute schon die Wahl abhalten," sprach Seifensieder Spott; „so aber müssen wir an unserem gesetzlichen Beschluß halten."

Herr Pastor Scholz predigte also am Sonntage

darauf. Infolge eines stürmischen Regenwetters war die Kirche nur schwach besucht, aber das hinderte den frommen Mann Gottes nicht, die Anwesenden für ihren Eifer, durch Anhörung seiner Rede von dem Bestreben, einen tüchtigen Theologen zu wählen, Zeugnis abzulegen, aufrichtig zu loben. Und dabei machte er ein so zuckersüßes, freundliches Gesicht, daß selbst der alte Kirchendiener von dem Glauben überzeugt wurde, jetzt sei der wahre Messias gekommen.

„Der Mensch ist ein Schmeichler," sprach Seifensieder Spott", als er wie gewöhnlich nach Schluß des Gottesdienstes mit den übrigen Kirchenlichtern an der nächsten Straßenecke zu einem Kolloquium zusammen trat; „er gefällt mir nicht."

„Mir auch nicht", sekundierte Schneidermeister Schwarz; „der Mann macht ja Grimassen auf der Kanzel wie ein Schauspieler."

„Wenn ich mich nicht so sehr irre, so war dieser Pastor früher einmal zu Richmond in Virginien angestellt," sprach die Frau eines dieser Herren, die sich unter den Regenschirm ihres Gemahls gestellt und folglich die Konversation mit angehört hatte. „Heißt er nicht Scholz? Ich habe früher in Richmond gedient und da war ein Prediger dieses Namens daselbst, der aber eines Tages plötzlich verschwand, da er die Kirchenfrauen zu häufig besucht hatte."

„Darnach muß ich mich doch einmal erkundigen,"

erwiderte Spott und nachdem sich Alle guten Appetit zum Mittagessen gewünscht hatten, trennten sie sich.

Pastor Wilhelm Strobel's Predigt machte im Ganzen genommen einen günstigen Eindruck.

„Der Aussprache nach zu urteilen," sprach Schneidermeister Baar, „muß dieser Pastor ein Schwabe sein."

„Es ist nur ein Glück," erwiderte sein Kollege Heller, „daß er dem Anscheine nach über 40 Jahre alt ist, denn sonst würde er schlecht mit uns fertig werden können."

„Werde mich darnach erkundigen," sprach der Seifensieder Spott mit wichtiger Miene.

Der alte Pastor Gescheitling hatte an dem für seine Probepredigt bestimmten Sonntag das unangenehme Unglück, daß ihm vor dem Besteigen der Kanzel seine beiden künstlichen Zähne abbrachen und er also, um sich seinen Zuhörern verständlich zu machen, recht langsam sprechen mußte. Von seiner mit der größten Sorgfalt einstudierten Rede wollte er jedoch unter keiner Bedingung einen Satz auslassen und so ward es dann 1 Uhr, ohne daß er damit zu Ende gekommen war. Eine biedere, um das Mittagessen besorgte Hausfrau hatte nach der anderen bereits die Kirche verlassen und allmählig fingen auch die Männer an, diesem Beispiele zu folgen, aber der Herr Pastor predigte ruhig weiter.

„Der Mann hat seine Zunge gut eingeölt," sprach

Herr Fledermeier, als er sich entfernte, um zu dem üblichen Binocle nicht zu spät zu kommen.

„Der gibt uns, wie die Schrift sagt, ein voll gerüttelt und geschüttelt Maaß," bemerkte der Grocerist Erdenstecher beim Nachhausegehen.

„Der mißt mit einer großen Elle," sprach Herr Baar, und Herr Spott meinte, der neue Pastor müsse doch ein „arg" frommer Mann sein.

Herr Pastor Gescheitling predigte, wie gesagt, immer lustig drauf los und ließ sich unter keiner Bedingung aus der Fassung bringen. Ja, er merkte bei seinem Amtseifer oder auch bei seiner Kurzsichtigkeit nicht einmal, daß er zuletzt nur noch leere Bänke vor sich hatte.

„Herr Pastor", sprach der Kirchendiener leise zu ihm, „ich habe heute Nachmittag noch einen wichtigen Ausgang zu machen; hier ist der Schlüssel und wenn Sie fertig sind, so schließen Sie gefälligst die Kirche zu."

Nun rieb sich der Pastor seine Brille gründlich ab, und nachdem er sich von der Sachlage überzeugt hatte, zog er schnell seinen Chorrock aus und schloß die Kirche zu, bei welcher Gelegenheit er jedoch ohne böse Absicht und rein zufällig den Organisten, der auf der Orgelbank sein gewohntes Mittagsschläflein hielt, mit einschloß.

Da sich weiter kein Kandidat um die vakante Predigerstelle meldete und der Long Islander Pastor

die Stelle nicht annehmen wollte, weil ihm der Ruf der Gemeinde nicht fein genug war, so wurde dann ein Sonntag zur Vornahme der Predigerwahl bestimmt und alle Gemeindemitglieder von dieser wichtigen Versammlung in Kenntnis gesetzt. Dieselben fanden sich zahlreich und ausnahmsweise auch pünktlich ein. Nachdem der Präsident die Zeugnisse des Herrn Pastor Worschtmann hatte vorlesen lassen, fragte er, ob vielleicht Jemand Einwendungen gegen die Kandidatur dieses Herrn zu machen habe.

„Bitte um's Wort," sprach Grocerist Erdenstecher; „als Pastor Worschtmann predigte, sah ihm aus einem Aermel ein rotes Hemd und aus dem anderen ein blaues hervor und als er an jenem Sonntage einige Gemeindemitglieder besuchte, hatte er bei der grimmigen Kälte noch nicht einmal einen Ueberzieher an. Wenn der Mann keine Kleidung hat, so besitzt er sicherlich auch keine Möbel; wählen wir ihn nun zu unserem Prediger, so müssen wir ihn auch anständig ausstaffieren und das erlaubt unsere Kirchenkasse nicht."

„Er hat," erwiderte Fuhrmann Buschhaar, „den Frauen der Gemeinde so gut gefallen, daß ich nur für ihn und keinen andern stimmen würde."

„Glaub's gerne," bemerkte Seifensieder Spott, „den Frauen in Fools Point, wo er früher war, soll er auch recht gut gefallen haben und hat er sie deshalb auch fleißig besucht; den Männern daselbst

aber hat er nicht gefallen und deshalb hat er auch kein Zeugnis vom dortigen Kirchenrat aufzuweisen. Schickt doch einmal ein Komite nach jenem Städtchen und dann werdet ihr Dinge ausfinden, die man in anständiger Gesellschaft nicht erwähnen darf."

„Dieser Gemeinde kann es doch auch kein Mensch recht machen," sprach Maurermeister Semmler; „an dem bisherigen Prediger wird getadelt, daß er die Frauen so selten besucht; bei dem neuen nun ist es wieder nicht recht, daß er zu viel mit den Gemeindeweibern verkehrt hat. Haben wir denn keinen Paragraphen in unserer Konstitution, welcher vorschreibt, wann, wo und wie oft der Prediger die Frauen besuchen soll?"

„Nein," erwiderte der Präsident; „ehe wir aber zur Abstimmung über unseren zukünftigen Pfarrer schreiten, laßt uns einmal die Meinung der Mitglieder über die übrigen Kandidaten hören. Was habt Ihr z. B. über Pastor Scholz zu bemerken? Er scheint mir ein feiner und gelehrter Mann zu sein. Sein Ueberzieher war aus dem besten Tuche und sein Hemd war so weiß wie Schnee."

„Bitte um's Wort", sprach Seifensieder Spott; „ich sehe auf's Innere, aber nicht auf's Aeußere. Im Innern dieses Menschen — Pastor kann ich ihn nicht nennen — da sieht es gar schwarz aus. Was er in Richmond getrieben hat, das wissen wir Alle bereits; betreffs seines Aufenthaltes aber in Cincinnati

hat mich ein dort wohnender Schulkamerad von mir informiert und mir auch eine Zeitung geschickt, die ich Euch zum Beweise, daß er ein unverbesserlicher Beecher ist, vorlegen werde. Darin ist unter Anderem auch bemerkt, er sei durch sein fleißiges Studieren so kurzsichtig geworden, daß er jedesmal, wenn er Abends ausgegangen sei, einen Venustempel für eine Kirche angesehen habe."

„Was Bruder Spott sagt," bemerkte Herr Schwarz, „das bedarf weiter keiner Beweise; lasset uns also den nächsten Kandidaten, den Schwaben-Strobel, vornehmen."

„Bitte um's Wort," sprach Herr Spott; „Strobel — Pastor kann ich ihn nicht nennen — ist ein ganz guter Prediger, aber ein Lump erster Klasse. Saufen kann er, daß die Balken krachen. Als er seine Probepredigt gehalten hatte, ging er hinüber nach Morrisania und fing beim Brauer Ebeling an, dann ging's hinauf nach Hüpfels, von da nach Kuntzes, dann nach Mayers und Eichlers und schließlich nach Zeltners Brauerei, woselbst er liegen blieb. Fragt nur den Barkeeper des Herrn Zeltner, der kann's Euch sagen. Das ist aber lange noch nicht Alles. Strobel war früher einmal Prediger in Baltimore und hatte sich dort am heiligen Osterfeste so sehr betrunken, daß er allen Abendmahlgästen den Wein ins Gesicht schüttete. In der Baltimore „Biene", einem Wochenblatt, das ich ebenfalls mitgebracht habe, steht es

haarklein zu lesen. Dann ging er nach Harrisburg in Pennsylvanien und redigierte dort eine Zeitung, aber derart, daß ihn der Herausgeber bald zum Teufel jagte und seine Abonnenten öffentlich vor ihm warnte. Er soll auch, wie da früher mitgeteilt wurde, in St. Louis einen Band frommer Gedichte herausgegeben haben. Mag sein. Ich weiß nur, daß er einst, als der biedere Heerbrandt von der amerikanischen „Schwabenzeitung" einen Preis für das beste Lobgedicht auf das Bier ausschrieb, auch eine Arbeit einsandte; den Preis aber bekam er nicht. Im Biersaufen aber kann er es mit irgend Jemand aufnehmen."

„Was denkt Ihr denn von dem Herrn Pastor Gescheitling? Er wohnt ja seit Jahren in dem benachbarten Frog Hollow und sollte doch also einigen Mitgliedern bekannt sein," bemerkte der Präsident.

„Lassen Sie seine Zeugnisse vorlesen," sprach Schneidermeister Schwarz.

„Er hat keine eingesandt," erwiderte der Präsident.

„Bitte um's Wort," sprach Seifensieder Spott, „der Herr Pastor Gescheitling steht vor der Kirchenthür; wir wollen ihn hereinrufen und dann kann er uns ja die nötige Auskunft über sich selber geben."

Da Spott's Vorschläge stets für die Gemeinde Gesetz waren, so brauchte der Präsident nicht darüber abstimmen zu lassen und ließ daher den alten Pastor bitten, der Versammlung beizuwohnen.

Auf die Frage nach seinen Zeugnissen erwiderte er, daß er, da Gott sein Zeuge sei, keine Papiere brauche; auch habe ja kein Mensch Jesum Christum beim Antritte seines Lehramtes nach Zeugnissen gefragt.

„Ein frommer Mann“, bemerkte Schneidermeister Heller.

„Welche Gemeinde haben Sie früher bedient?“ fragte ihn der Präsident.

„Ich war“, erwiderte der Kandidat, „früher einmal in Pennsylvanien Prediger, legte jedoch, da die Leute daselbst zu gottlos waren, mein Amt bald nieder und ernährte mich seit jener Zeit mit der Ausbeutung eines Patentes.“

„Was ist das für ein Patent?“ fragte Seifensieder Spott.

„Es ist eine neue Verkoppelung, durch welche die Eisenbahnwagen noch einmal so rasch wie bisher fahren können. Diese Verbesserung will ich auch an einem Luftballon anbringen und mit demselben, so bald er fertig ist, in den Himmel fahren.“

„Ein frommer Mann“, bemerkte Schneidermeister Heller abermals.

„Wie Viele haben wohl in einem solchen Ballon Platz?“ fragte der bekannte Seifensieder.

„Von zehn bis zwölf. Wenn jedoch die Maschine gut eingeölt und die Himmelfahrer nicht so schwer sind, kann ich gegen zwanzig mitnehmen.“

„Das Oel liefere ich!“ rief Herr Fledermeier.

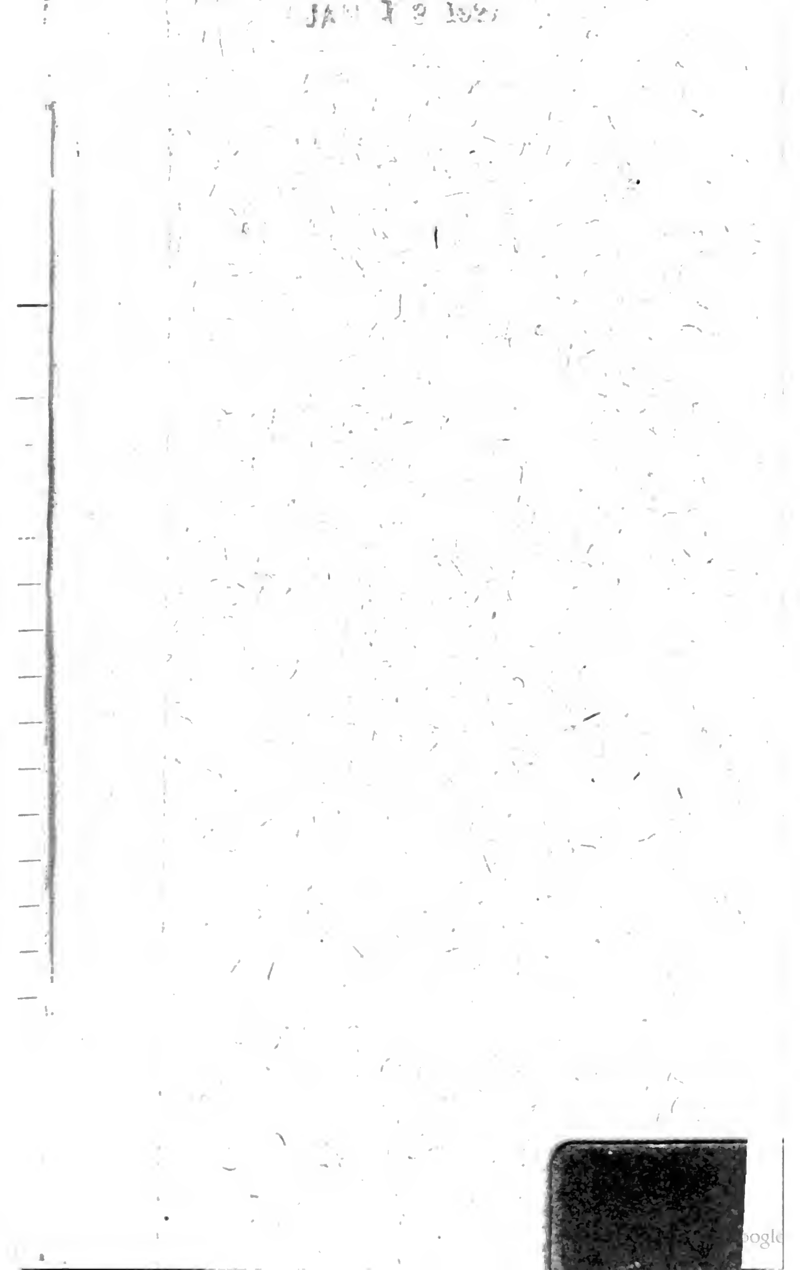
„Das ist unser Mann!“ schrieen alle Schneider, welche im Kirchenrat und in der Gemeinde die Majorität bildeten; „Herr Pastor Gescheitling ist unser Prediger, der bringt uns Alle in den Himmel!“

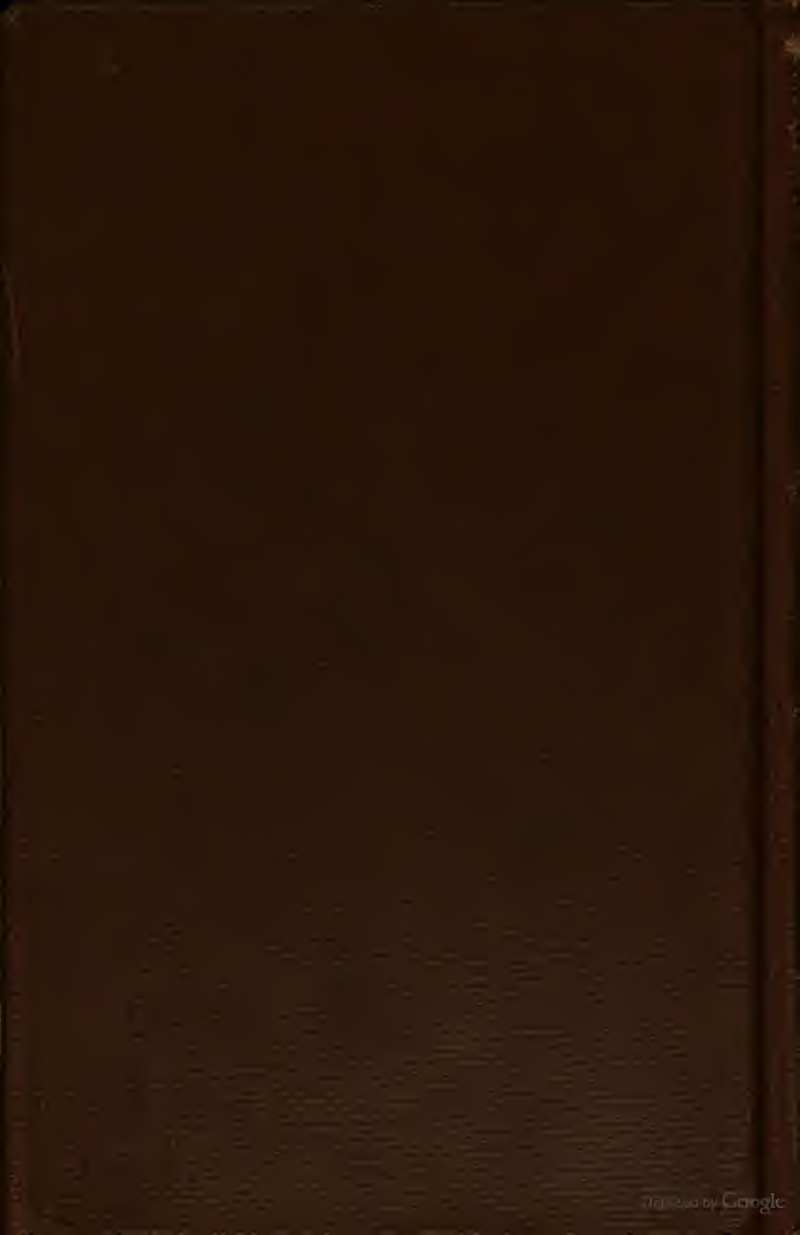
Er wurde einstimmig also erwählt und trat auch augenblicklich sein Amt an.

„Jetzt ist auch mein letzter Traum in Erfüllung gegangen,“ sprach seelenvergnügt der Maurermeister Semmler.








Digitized by Google